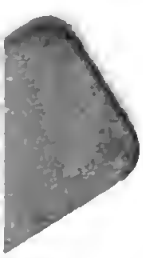
ALLGEMEINE WELTGESCHICHTE VON ANFANG BIS JETZT: IN ZWÖLF BÄNDEN

Wolfgang Menzel

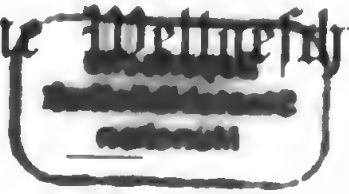
H. Un. 373°

Menzel

Digitized by Google



Allgemeine Weltgeſchichte.



Zwölfter Band.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA

Allgemeine Weltgeſchichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargeſtellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Zwölfter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Schnellpreſſendruck von Aug. Börner, vormals J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt des zwölften Bandes.

Seite

Erstes Buch. Die Julirevolution 1

Karl X. S. 1. Die Ordonnanzen. S. 6. Die Julirevolution. S. 13. Der Herzog von Orleans. S. 23. Der Bürgerkönig. S. 32.

Zweites Buch. Die belgische und polnische Revolution . . 38

Die belgische Revolution. S. 38. Die polnische Revolution. S. 47. Warschaus Fall. S. 57. Das grächorussische System. S. 61. Mehemed Ali. S. 70.

Drittes Buch. Gährung in Deutschland 78

Unterdrückung des Patriotismus. S. 78. Die neuen Landstände. S. 82. Kirchliche Erhitzungen. S. 90. Der Schweizer Radicalismus. S. 103. Schürung des Deutschenhasses. S. 108.

Viertes Buch. Ludwig Philipp 115

Die Corruption der französischen Kammer. S. 115. Der kleine Thiers. S. 122. Ludwig Philipps Abnutzung. S. 131. Der Socialismus. S. 139. Die Bürgerkriege auf der pyrenäischen Halbinsel. S. 147. Die Reformen in England. S. 162.

Fünftes Buch. Die Februarrevolution 171

Die Vertreibung Ludwig Philipps. S. 171. Lamartine. S. 178. Die Junischlacht. S. 188. Louis Napoleon. S. 194. Der 2. Dezember. S. 200.

Seite

Sechstes Buch. Die deutsche Revolution 208

Die Märzrevolution. S. 208. Die Paulskirche. S. 220. Oesterreichs Noth. S. 227. Radetzki und Windischgrätz. S. 234. Die Unterwerfung Ungarns und Italiens. S. 243. Die Mairevolution. S. 249. Nachwehen. S. 257.

Siebentes Buch. Der Krimkrieg 265

Rußlands Uebermuth. S. 265. Rußlands Demüthigung. S. 268. Sebastopol. S. 273. Wachsender Verfall der muhamedanischen Reiche. S. 278.

Achtes Buch. Der lombardische Krieg 288

Italienische Anzettelungen. S. 288. Verlust der Lombardei. S. 295. Zerwühlung Italiens. S. 306. Frankreich unter Napoleon III. S. 311. Spanien und Portugal. S. 317.

Neuntes Buch. Das uneinige Deutschland 321

Die Wiedererstarkungsversuche Oesterreichs. S. 321. Verlegenheiten in Preußen. S. 327. Die kleinern Staaten. S. 337. Die Bundesreform. S. 345.

Zehntes Buch. Rußland und Polen 351

Kaiser Alexander II. S. 351. Die russische Bauernemancipation. S. 356. Eine Nation in Trauer. S. 362. Die neue Revolution in Polen. S. 366.

Elftes Buch. Englands erdumfassender Wirkungskreis . . 375

Afrika. S. 375. Neuholland und die Südseeinseln. S. 380. Ostindien. S. 386. China. Der Opiumkrieg. S. 393. Die Taiping. Engländer in Peking. S. 402. Japan. S. 409.

Zwölftes Buch. Amerika 412

Blüthezeit der nordamerikanischen Union. S. 412. Corruption des Yankeethums. S. 422. Der nordamerikanische Bürgerkrieg. S. 434. Südamerika. S. 442. Mexiko. S. 450. Schluß. S. 459.

Berichtigungen.

Zu Band VII. Seite 370 Zeile 2 von unten lies Deiche statt Teiche.

Zu Band VIII. Seite 166 Z. 4 von oben lies lehrten statt regierten.

Zu Band XI. Seite 11 Zeile 12 von oben lies Autonomie statt Anatomie. S. 29 Z. 16 v. o. l. wurde zum st. wurde vom. S. 107 Z. 15 v. unten l. geſetzt waren st. geſetzt war. S. 254 Z. 12 v. u. l. $^2/_3$ für Rußland st. $^1/_3$ für Rußland. S. 441 Z. 11 v. u. das Komma nach Miniſterium zu ſtreichen.

Zu Band XII. Seite 235 Zeile 12 von oben lies Goito statt Gaito.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Buch.

Die Julirevolution.

1.

Karl X.

Nach dem glücklichen Erfolge der franzöſiſchen Waffen in Spanien glaubten der Graf von Artois und Villèle in der Reſtauration etwas weiter gehen zu dürfen und bereiteten eine Entſchädigung des Adels für die ihm in der erſten Revolution geraubten Güter vor, während König Ludwig XVIII. erkrankte und nach langen Leiden am 16. September 1824 verſchied. Nun beſtieg Artois als Karl X. den Thron und kam unerwartet den Liberalen entgegen, indem er die Cenſur aufhob. Zugleich ſetzte er das Haus Orleans in den Beſitz aller ſeiner verlornen Güter wieder ein. Das damalige Haupt dieſes Hauſes, Ludwig Philipp, der früher in der Verbannung Marie Amalie, Tochter Ferdinands IV. von Sicilien, geheirathet hatte, war der herrſchenden ältern Linie Bourbon nicht wohl geſinnt, wollte nicht ihre Unpopularität theilen und ſchmeichelte heimlich lieber der Oppoſition. Dennoch hoffte der König ihn durch das Geſchenk unermeßlicher Güter, wodurch der Herzog der reichſte Eigenthümer in Frankreich wurde, an ſich zu feſſeln und wollte mit

dieſem Geſchenk zugleich auch die Entſchädigung des übrigen Adels einleiten. Er gedachte aber weder die Steuern erhöhen, noch den Staatscredit zu gefährden. Mittelſt 30 Millionen Renten zu 3 % wollte man ein Kapital von 1000 Millionen repräſentiren. Das war die berüchtigte Milliarde, welche die Kammer auch genehmigte, obgleich viele vom Adel dagegen proteſtirten, weil die kleine Zinsentſchädigung ihnen den wahren Werth der verlornen Güter lange nicht erſetzte. Die Liberalen aber wütheten und übertrieben die Laſt, die dem armen Volke durch die Entſchädigung aufgebürdet werde.

Um zu zeigen, das bereits vierzehnhundertjährige franzöſiſche Königthum ſey etwas Unzerſtörliches, was alle Revolutionen überlebe, ließ Karl X. im Mai 1825 ſich zu Rheims nach alter Sitte krönen. Als aber im November General Foy ſtarb, machten die Liberalen in Paris das Begräbniß dieſes ihres berühmten Redners zu einer Parodie des Krönungsfeſtes. Man wollte zeigen, wie zahlreich die Oppoſition im Volk ſey, obgleich ſie in der Kammer ſelbſt nur ſchwach vertreten war. Ganz Paris war auf den Beinen, obgleich es kalt war und in Strömen regnete, und den Sarg des Generals begleiteten 100,000 Menſchen in Trauerkleidern. Caſimir Perier hielt am Grabe eine politiſche Rede und empfahl die arme Wittwe dem Schutze des Volkes. Die Sammlungen für ſie betrugen in Kurzem 1 Million Franken, wozu der Herzog von Orleans 10,000 beiſteuerte.

In demſelben Jahre ſprach die franzöſiſche Regierung die Unabhängigkeit des Negerſtaats auf Hayti gegen eine Geldentſchädigung aus. Der König ließ durch den Miniſter Peyronnet ein Geſetz einbringen, welches beim franzöſiſchen Adel die Primogenitur einführen ſollte, die alleinige Bürgſchaft dauernden Erbbeſitzes. Aber das Geſetz ſcheiterte am Widerſtand nicht ſowohl der Liberalen, als der Pairs, die, einmal an das Erbtheilen gewöhnt, das große Staats- und Standesintereſſe dem perſönlichen nachſetzten, wodurch der franzöſiſche Adel ſeine politiſche Unfähigkeit ſelber documentirte. Unter den wenigen, die den Gedanken des Königs verſtanden und ihm beiſtimmten, glänzte der junge Graf Montalembert.

Auch die Bemühungen Karls X. zum Besten der Kirche fanden hartnäckigen Widerstand. So ein Sacrilegien-Gesetz und die Errichtung von Nonnenklöstern. Im Jahr 1825 verkündigte der Papst das Jubeljahr und zogen Missionäre durch Frankreich, um Andachten im Freien zu halten und hohe Kreuze aufzurichten. Solche Missionen ließen sich auch in Mitte der Truppen erblicken. Dagegen erhob sich ein großer Tumult. Man schob alle Schuld auf die Jesuiten. Perier klagte sie in der Kammer an. Vergebens erinnerte der Minister des Unterrichts, Herr von Frayssinous, die wenigen Jesuiten, die unter dem Namen der Glaubensväter in Frankreich weilten, mischten sich nicht in Politik, sondern lebten einzig dem Unterricht in einigen Schulanstalten und der Erbauung. Aber das half alles nicht. Graf Montlosier erlangte ungeheure Popularität, als er mit einem Werke gegen die Jesuiten hervortrat, in dem alles Gehässige, was ihnen irgend einmal nachgesagt worden ist, zusammengestellt war. Auch denunciirte er die Jesuiten als eine in Frankreich gesetzlich nicht geduldete Gesellschaft bei den Gerichten, und da sich diese für nicht competent erklärten, klagte er bei der Pairskammer. Diese überließ es aber dem Ministerium, die Thatsache zu untersuchen, und nun blieb alles beim Alten. Die Nichtduldung der Jesuiten blieb anerkannt, aber die geheimen und unter anderm Namen in Frankreich weilenden Jesuiten blieben auch unvertrieben.

Die Regierung fand für nöthig, aus diesem Anlasse die kaum befreite Presse wieder in den Zügel zu nehmen, und legte der Kammer ein neues Preßgesetz vor. Villèle hatte sehr recht, wenn er in der Kammer sagte: „die einzige Tyrannei, die jetzt in Frankreich geübt wird, ist die der s. g. öffentlichen Meinung und der Presse. Sie allein hat jenes Gespenst geschaffen, das man als Jesuitismus bekämpft.“ Aber er fand den heftigsten Widerstand selbst in der Pairskammer, deshalb nahm der König das Preßgesetz zurück. Nun wollte Marschall Oudinot, Commandant der Nationalgarde, dem Könige Gelegenheit geben, den Dank seines Volkes entgegenzunehmen, und veranstaltete eine große Musterung der Nationalgarde, am 29. April 1827. Allein der Haß der Bürgerclasse war schon zu tief einge-

fressen. Die Nationalgarde empfing den König nicht mit dem gewohnten Rufe: „Es lebe der König!“ sondern mit der Oppositions-Parole: „Es lebe die Charte!“ Als die Nationalgarde an Villèles Hotel vorbeizog, erschütterte sie dasselbe mit dem Donner ihrer Verwünschungen. Die Herzogin von Angoulême gerieth mit ihrem Wagen in das Gedränge der Legionäre, die ihr dergestalt ihren bösen Willen blicken ließen, daß sie vor Schrecken und Wuth zitterte. Der entrüstete König befahl noch die Auflösung der Nationalgarde. Doch legte sich die Aufregung. Bald darauf begab sich der König in das Lager von St. Omer, wo die loyalen Jubelrufe der Soldaten ihn für die Mißtöne in Paris entschädigten.

Man bemerkte, daß in dieser Zeit die Regierung den Kopf verlor. Die siebenjährige Dauer der Kammer wurde vorschnell wieder aufgegeben und die Versammlung aufgelöst, im Juni. Und zugleich wurde die Censur wieder eingeführt. Man vermehrte also den Haß, und gab doch dem Volke Gelegenheit durch neue Wahlen die Opposition zu verstärken. Ehe die neuen Kammern für 1828 zusammenberufen wurden, ernannte der König 76 neue Pairs, um sich der Mehrheit in der Herrenkammer zu versichern. Aber die Stadt Paris wählte in die zweite Kammer lauter Liberale, Dupont de l'Eure, Jacques Laffitte, Casimir Perier, Benjamin Constant, von Schonen, Royer-Collard ꝛc. Das Volk strömte durch die Straßen und erzwang eine allgemeine Illumination, indem es alle Fenster einwarf, die nicht erleuchtet waren. Als sämmtliche Wahlen in Frankreich vollendet waren, berechnete man eine liberale Mehrheit von 428 Stimmen. Einer solchen Kammer gegenüber konnte sich Villèle unmöglich behaupten, nahm daher seine Entlassung und empfahl dem Könige den Herrn v. Martignac, einen gemäßigten Mann, der noch allein fähig schien, die Parteien zu vertragen. Die Kammern wurden am 5. Februar 1828 wieder eröffnet und Martignac legte sogleich ein Gesetz vor, welches den Beamten untersagte, sich künftig in die Deputirtenwahlen einzumischen; zweitens ein neues Preßgesetz, welches dem Journalismus nur leichte Bedingungen stellte; drittens ein Gesetz zu Gunsten der Befreiung Griechen-

lands; und viertens mehrere Verordnungen gegen die Jesuiten. Mehr konnte die Opposition von einem Minister Karls X. nicht verlangen. Die Kammern gingen auf sämmtliche Gesetze ein und mit großem Aufsehen wurde insbesondere am 16. Juni das Jesuitengesetz verkündigt, welches diesen Vätern die acht Schulen entzog, in denen sie bisher gelehrt hatten, und ihnen überhaupt die französische Erde verbot. Sie wanderten nach der Schweiz oder Italien aus. Im Herbst des Jahres 1828 machte der König eine Reise nach Straßburg, um die Stimmung im Osten Frankreichs für sich zu gewinnen. Man empfing ihn überall sehr ehrenvoll. Gleichzeitig durchreiste die Herzogin von Berry mit ihrem jungen Sohn den Westen Frankreichs, besuchte das Schloß Chambord und fand ebenfalls überall große Anhänglichkeit. Wie es scheint, war es Martignac, der dem König die Rundreise angerathen hatte, denn im Beginn des Jahres 1829 brachte er ein wichtiges, auf die Provinzen bezügliches Gesetz vor die Kammer. Er wollte nämlich, daß künftig die Gemeinden und Departements eine collegialische Controle über die Maires und Präfecten üben sollten, die bisher unumschränkt geherrscht hatten. Das hieß nicht viel weniger als die Provinzen und größern Provinzialstädte von der Tyrannei emancipiren, welche bisher Paris ausgeübt hatte. Dieses wohlthätige Gesetz aber wurde von den Parteien übel aufgenommen. Die Opposition fürchtete die conservativen und kirchlichen Elemente in den Provinzen. Unter den Royalisten selbst war kein richtiges Verständniß der heilsamen Maßregel. Als nun von beiden Seiten her so heftig gegen das Gesetz gesprochen wurde, daß es durchfallen mußte, nahm es der Minister zurück.

Der König entließ die Kammern am 30. Juli und unmittelbar darauf auch das Ministerium Martignac. Dabei wirkte auswärtiger Einfluß mit. Martignac hielt es für vortheilhafter für Frankreich, sich in der griechischen Frage an Rußland anzuschließen. Diebitsch stand in Adrianopel, ein Friede wurde dort unterhandelt, der am 14. Dezember wirklich zu Stande gekommen ist. England und Oesterreich gaben sich die äußerste Mühe, Frankreich auf ihre

Seite zu bringen. Man kennt die Depeſchen des ruſſiſchen Geſandten in Paris, Grafen Pozzo di Borgo, aus jener Zeit. Dieſer ſchlaue Diplomat hatte es mit Martignac ſo weit gebracht, daß Karl X. Oeſterreich mit Krieg drohte, wenn es ſich thatſächlich in den türkiſchen Krieg einmiſche, um etwa den Ruſſen die Vortheile zu ſchmälern, die ſie ſich vom Frieden verſprachen; Grund genug für Wellington, der damals in England regierte, alles daran zu ſetzen, um Martignac zu ſtürzen, wozu ſich der ihm ſchon länger vertraute Polignac darbot.

2.

Die Ordonnanzen.

Am 8. Auguſt 1829 ernannte der König den Fürſten Julius von Polignac zum Miniſter. Das war der Sohn jener bekannten Fürſtin, der die unglückliche Königin Marie Antoinette dereinſt ihre ganze Gunſt zugewendet hatte, und derſelbe, der in die Verſchwörung gegen Napoleon verwickelt und gefangen geweſen war. Die Oppoſition hat ihn als den hochnaſigſten und zugleich unfähigſten Junker von der Welt dargeſtellt. Inzwiſchen hat ſie den Haß übertrieben. Polignac beſaß nicht die großen Eigenſchaften eines Regenten, aber wenigſtens die Conſequenz des Parteimannes. Unter den übrigen neu ernannten Miniſtern zeichnete ſich Labourdonnaye durch ſeinen eiſernen Charakter aus. Ihn fürchtete man, während Polignac nur verſpottet wurde. Von ihm erwartete man die ſchonungsloſeſte Reaction, denn er hatte in der Kammer ſeine Geſinnungen niemals verhehlt. Zum Kriegsminiſter wurde General Bourmont ernannt, eine ungeſchickte Wahl, da Bourmont bekanntlich vor der Schlacht bei Waterloo zu den Alliirten übergelaufen war. So etwas verzeiht das franzöſiſche Volk nie. Die andern Miniſter waren von keiner Bedeutung, Montbel, Courvoiſier, Chabrol und d'Hauſſez, faſt alle früher ſchon Anhänger Villèles.

Als dieſes Miniſterium ernannt war, ging ein Schrei der Entrüſtung durch ganz Frankreich. Man ſetzte gleich anfangs voraus,

daß Frankreich nur zwiſchen dieſem Miniſterium und der Revolution zu wählen habe. Man nannte es le ministère impossible. Schon im September bildete ſich in der Bretagne ein Verein zur Verweigerung ungeſetzlicher Steuern, der ſich alsbald über die Normandie, das Elſaß und ganz Frankreich ausdehnte. Der alte General Lafayette hielt dieſen Zeitpunct für günſtig, ſich der Nation in Erinnerung zu bringen, er als die perſonificirte Revolution. Schon im September unternahm er eine Reiſe, die einem Triumphzuge glich. In Lyon fuhr er, mit Eichenlaub bekränzt, in einem von vier weißen Pferden gezogenen Wagen ein, vor ihm 300 geſchmückte junge Leute zu Pferde, hinter ihm viele Tauſende zu Fuß. Die Bürgerſchaft empfing ihn feierlich und Lafayette ſprach: „Ich vertraue in dieſer kritiſchen Zeit auf die ruhige und mit Verachtung gepaarte Feſtigkeit eines großen Volkes, das ſein Recht kennt und ſeine Kraft fühlt.“ Lafayette ſtand an der Spitze eines geheimen Ausſchuſſes, der die Oppoſition im Lande leitete. Damals entſtand auch die geheime Geſellſchaft Aide toi et le ciel t'aidera (Hilf dir ſelber, und der Himmel wird dir helfen).

Das Miniſterium ſetzte dieſen Bewegungen eine auffallende Gleichgültigkeit entgegen; man glaubte darin den ſtumpfſinnigen Hochmuth Polignacs wiederzuerkennen. Allein das Miniſterium that nichts, weil es in ſich ſelbſt noch nicht einig war. Labourdonnaye wollte handeln, den Liberalismus entwaffnen. Aber Polignac ſtand unter dem Einfluſſe von England und Wellington war zu klug, um nicht die Gefahren zu erkennen, denen ſich Karl X. bei einer allzuſcharfen Reaction ausſetzte. Er rieth alſo zur Mäßigung. Auch die Anhänger Villèles im Miniſterium neigten mehr zur Mäßigung. Da gab der König nach und entfernte Labourdonnaye, an deſſen Stelle Guernon de Ranville trat. Die Villèle'ſche Partei hätte ſich gerne auch Polignacs entledigt; dieſen aber, den England hielt, ſtellte der König an die Spitze des Miniſteriums, und Polignac war ſchlau genug, auch Rußland zu verſöhnen, indem er mit dieſer Macht den Plan einging, demzufolge Frankreich Belgien und das linke Rheinufer, Rußland Conſtantinopel, Preußen Hannover

nnd Oeſterreich eine Entſchädigung an der untern Donau erhalten, England aber ausgeſchloſſen werden ſollte. Dieſer Plan wurde einſtweilen äußerſt geheim gehalten.

Erſt am 2. März 1830 wurden die Kammern wieder eröffnet. Der König trat mit Feſtigkeit auf. „Frankreich, ſagte er, iſt im Frieden mit der Welt und überall geachtet. Es auch im Innern glücklicher geachtet zu ſehen, iſt das Bedürfniß meines Herzens. Die Charte hat die öffentlichen Freiheiten unter den Schutz der Rechte meiner Krone geſtellt. Dieſe ſind geheiligt. Es iſt meine Pflicht gegen mein Volk, ſie meinen Nachfolgern unverletzt zu überliefern. Sollten ſtrafbare Umtriebe meiner Regierung Hinderniſſe in den Weg legen, ſo werde ich in meinem Entſchluſſe, den öffentlichen Frieden zu handhaben, im gerechten Zutrauen der Franzoſen und in der Liebe, die ſie jederzeit ihren Königen erwieſen haben, die Kraft finden, ſie zu beſiegen.“ Als er dieſe Worte mit lauter Stimme und in einiger Aufregung ſprach, entfiel ihm ſein Hut und der Herzog von Orleans hob denſelben auf, was man wie ein Omen anſah.

In der Deputirtenkammer befanden ſich alle Liberale von Auszeichnung beiſammen. Unter den jüngeren, neu eintretenden Mitgliedern glänzte Guizot, ein Proteſtant von philoſophiſcher, beinahe deutſcher Bildung. Royer Collard und Guizot behandelten das conſtitutionelle Syſtem wiſſenſchaftlich und wegen der bei ihnen herrſchenden Doctrin nannte man alle ihre Anhänger Doctrinäre. Sie ſpielten die glänzendſte Rolle durch ihre Beredſamkeit und durch ihre begeiſterungsvolle Vertheidigung der politiſchen Grundlehren des Liberalismus, denen man damals den Werth evangeliſcher Wahrheiten beilegte. Indeß trat auch auf der royaliſtiſchen Seite ein Redner erſten Ranges auf, der junge Berryer. Die Kammer wählte nur Liberale in die Liſte der Präſidentſchaft und Karl X. ſtand nicht an, gerade den namhafteſten unter ihnen, Royer Collard, zum Präſidenten zu ernennen. Die Antwortadreſſe der Kammer war artig gegen den König, aber nicht gegen die Miniſter, denn ſie ſagte: „Ein ungerechtes Mißtrauen in die Geſinnungen und die Vernunft Frankreichs iſt der Grundgedanke der Adminiſtration.“

Das Miniſterium hatte es nicht blos mit der liberalen Oppoſition, ſondern auch mit den Defectionen in der bisherigen royaliſtiſchen Partei zu thun. Die früher geſtürzten Miniſter, Villèle, Labourdonnaye, waren, wenn auch Freunde des Königs, doch Feinde Polignacs. Andere meinten, Polignac ſchade dem König durch ſeine Unpopularität. Alſo wollten auch ſie ihn ſtürzen. Montbel frug zwar ſehr mit Recht: wozu dieſer ungeheure Lärmen? iſt denn Frankreich nicht frei und glücklich? kann es milder regiert werden? Aber die Mehrheit der Kammer beſtand darauf, der König müſſe ſich ihrem Willen beugen und dürfe nur ſolche Miniſter haben, die ſie ihm vorſchreibe. Die Adreſſe wurde mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen. Auch in der Pairskammer wurde der König durch Defectionen im Stich gelaſſen. Als Royer Collard an der Spitze der ſtändiſchen Deputation dem Könige die Adreſſe vorgeleſen hatte, antwortete der König mit Würde: „Ich hatte ein Recht, auf die Mitwirkung der Kammern zur Ausführung alles Guten, was ich im Sinne habe, zu vertrauen. Mein Herz iſt bekümmert, von Ihnen zu hören, daß dieſe Mitwirkung nicht vorhanden iſt. Aber meine Entſchließungen ſind unerſchütterlich. Das Wohl des Volkes erlaubt mir nicht, mich davon zu entfernen.“ Einen Tag ſpäter wurden die Kammern vertagt. Montbel erklärte ſich für raſches Handeln. In den Provinzen und beim Landvolk zweifelte er nicht, die Mehrheit zu finden, die ihm Paris verſagte. Er rieth daher, der König ſolle die Kammern auflöſen und ſich mit einem Manifeſte an die Nation wenden. Aber Guernon de Ranville, Chabrol und Courvoiſier waren dagegen und riethen zur Mäßigung. Es bot ſich nämlich noch ein Mittel dar, durch welches vielleicht in den Geſinnungen der Wähler eine Aenderung bewirkt werden konnte.

Dies war ein Feldzug in Algier. Die berüchtigten Barbaresken waren immer noch freche, unter türkiſchen Häuptlingen unabhängige Seeräuber. Tunis hatte 1783 durch eine venetianiſche, Tripolis 1797 durch eine däniſche, 1804 durch eine nordamerikaniſche, Algier 1816 durch eine engliſche Flotte gezüchtigt werden müſſen. Noch 1817 fuhren tuneſiſche Seeräuber keck in die Nord-

Digitized by Google

see und raubten drei hanseatische Schiffe von der Küste weg. Im Jahr 1826 weigerte Hussein, Dey von Algier, den durch die Seeräuber beraubten französischen Eigenthümern jede Entschädigung und schlug den französischen Consul Duval mit dem Fliegenwedel ins Gesicht. Frankreich hatte nun ein volles Recht, einen solchen Barbaren zu züchtigen, und der König erkannte gleich, wie vortheilhaft ein siegreicher Feldzug gegen Algier auch für seine innere Politik seyn würde, da die Franzosen nichts mehr reizt, als kriegerischer Ruhm. England aber besorgte, Karl X. werde Algier nicht nur erobern, sondern auch behalten wollen. Es protestirte gegen die Expedition, die es endlich nur unter der Bedingung zugab, daß Frankreich sich verpflichtete, Algier nicht zu behalten. Schon war eine große englische Flotte unter Admiral Malcolm ins Mittelmeer geschickt worden, um die Franzosen nöthigenfalls mit Gewalt an ihrer Expedition zu hindern. Wenn Karl X. von seiner Expedition Ruhm erwartete, so gereichte es ihm doch zur großen Demüthigung, daß er sich die Erlaubniß dazu von England erbitten mußte. Noch viel mehr schadete seinem Vorhaben die Wahl des Feldherrn. Die Unpopularität des Generals Bourmont, damaligen Kriegsministers, war zu groß, als daß seine Wahl nicht neue Erbitterung hätte hervorrufen sollen, namentlich in der Armee selbst. Der Feldzug wurde bis ins Frühjahr verschoben und der Ausmarsch so berechnet, daß Algier gerade in einem Zeitpunkt erobert werden konnte, in welchem die Nachricht davon und der Siegesjubel auf die neuen Wahlen einwirken konnte, welche der König, nach Auflösung der bisherigen Kammern veranlassen wollte. Am 16. Mai sollte die Einschiffung der Expeditionsarmee, welche 30,000 Mann stark war, in Toulon beginnen. Am nämlichen Tage verfügte der König die Auflösung der Kammer und berief die neu zu wählende auf den 3. August ein. Die neuen Wahlen aber sollten in den kleineren Wahlcollegien am 23. Juni, in den größeren am 3. Juli vorgenommen werden. Bis zu diesen Terminen hoffte Bourmont Algier eingenommen und ganz Frankreich mit ruhmreichen Proclamationen erfüllt zu haben. Nun nahmen Chabrol und Courvoisier ihre Entlassung. An ihre

Stelle traten Graf Peyronnet, früher Miniſter unter Villèle und ſehr muthvoll, der gleichfalls energiſche Chantelauze und Baron Capelle.

Bourmonts Flotte wurde durch Stürme aufgehalten und mußte lange im Hafen von Palma verweilen. Zwei franzöſiſche Briggs, Aventure und Siléne, ſcheiterten an der Küſte von Algier und fielen den Corſaren in die Hände. Dieſe ſchlimmen Nachrichten waren alles, was man während der Wahlen von der Expedition erfuhr. Es wurden daher nicht blos die 221 Deputirten, welche für die Adreſſe geſtimmt hatten, wieder gewählt, ſondern auch noch eine Menge neue Liberale, und die Wahlen waren ſchon vollendet, als jetzt erſt, viel zu ſpät, Siegesbotſchaften von Algier anlangten. Die franzöſiſche Flotte war am 14. Juni daſelbſt angelandet, die Truppen hatten am 19. die rohen Maſſen des Feindes, die ſich ihnen entgegenſtemmten, auseinander geworfen, am 4. Juli die Citadelle von Algier, das ſ. g. Kaiſerſchloß, erobert und die Stadt durch Capitulation eingenommen. Dem Dey wurde die Freiheit geſchenkt, er durfte aber nicht in Algier bleiben. Der Schatz des Dey, den man erbeutete, ſoll ziemlich beträchtlich geweſen ſeyn. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Siegesbotſchaft mit großem Pompe durch ganz Frankreich getragen wurde, allein der Sieg einer zahlreichen franzöſiſchen Armee über einen erbärmlichen Räuberfürſten war eigentlich nichts Ruhmvolles. Auch hatte die Oppoſition nicht verfehlt, überall zu verbreiten, daß man Algier zwar erobert habe, es aber nicht behalten dürfe. Der Enthuſiasmus, auf den der König ſo ſehr gerechnet hatte, blieb aus.

Wie ein böſer Dämon trat wie immer, wenn der ältern Linie des Hauſes Bourbon Gefahr drohte, der Herzog von Orleans aus ſeiner ſcheinbar argloſen Ruhe hervor. Am 30. Juni gab er einen glänzenden Ball in ſeinem Palais Royal und hatte es ohne Zweifel veranſtaltet, daß ſich das Volk in Schaaren herbeidrängte, ihm als dem Volksfreunde zujubelte, ja ſogar ſeine Gartenſtühle zuſammenhäufte und als Freudenfeuer verbrannte.

Der König erhob Bourmont zum Marſchall und befahl am

11. Juli ein großes Siegesfeſt zu feiern, allein die Herzen blieben kalt. Unter den Deputationen, die ſich ihm vorſtellen ließen, befand ſich auch eine der Kohlenträger von Paris und ihr Sprecher ſagte: „Sire, ein Kohlenträger iſt Herr in ſeinem Hauſe, machen Sie es auch ſo!“ Die miniſteriellen Blätter waren ſo unklug, dieſe Anecdote zu verbreiten. Auch der Herzogin von Angoulême wird bei dieſem Anlaß ein hochmüthiges Benehmen vorgeworfen. Die Parole in den Tuilerien ſey, wie man verbreitete, monter à cheval. Während das Herz des Königs tief bekümmert und er nur in letzter Nothwehr entſchloſſen war, männlich den Sturm auszuhalten, war alles verſchworen ihn zu verleumden, als ſinne er nur auf Gewaltthaten. Die franzöſiſche Oppoſition glich einer Koppel Jagdhunde, die den Hirſch, indem ſie ihn auf den Tod hetzen, noch beſchuldigen, er ſey es, der ſie verfolge.

Der König war in der übelſten Lage von der Welt und ſeit die neuen Wahlen bekannt waren, wurde ein Miniſterrath nach dem andern gehalten. Chantelauze ſah ein, daß mit den beiden widerſpenſtigen Kammern nicht mehr zu regieren ſey und daß entweder der König oder die Kammer das Opfer werden müßte. So lange nun die königliche Gewalt noch beſtand, wollte Chantelauze, daß ſie auch alle Mittel ihrer Selbſterhaltung erſchöpfe, und ſchlug daher vor, Paris und alle größern Städte, die allein gefährlich ſeyen, mit Truppen zu überfüllen und dann in Gottes Namen die Charte aufzuheben. Guernon de Ranville wollte dagegen den verfaſſungsmäßigen Weg nicht verlaſſen und der König ſelbſt ſcheute ſich vor dem Verfaſſungsbruch. Man hatte einen §. 14 in der Charte, welcher lautete: le roi fait les réglemens et ordonnances nécessaires pour l'éxécution des lois et la sureté de l'état. Dieſen Paragraphen glaubte man nun benutzen zu können, um immer noch auf verfaſſungsmäßigem Wege die Uebel zu beſeitigen, ohne deren Entfernung der Thron nicht länger feſtſtehen könnte. Nach langen Berathungen kam man zu dem Entſchluß, gemäß jenem Paragraphen „zur Sicherheit des Staats“ und um die Handhabung der Geſetze zu ermöglichen, ſeine Zuflucht zu ausnahmsweiſen „noth-

gedrungenen Ordonnanzen" zu nehmen, die am 25. Juli erlassen wurden und wodurch

1) die Preßfreiheit suspendirt und strenge Censur eingeführt, eine Mehrzahl liberaler Blätter unterdrückt,
2) das Wahlgesetz abgeändert, die Zahl der Wähler vermindert, der Wahl-Census erhöht, die directe Wahl in eine indirecte verwandelt,
3) die noch nicht zusammengetretene Kammer wieder aufgelöst,
4) eine neu zu wählende Kammer auf den 28. September einberufen wurde.

Uebrigens muß man über die Verblendung erstaunen, mit welcher der König und sein Ministerium die ganze Leidenschaft der Opposition herausforderte und sich allen Schlägen ihrer gewiß furchtbaren Macht bloßstellte, ohne dem Rath von Chantelauze zu folgen und sich bis an die Zähne zu waffnen. In dem volkreichen und unruhigen Paris hatte der König nicht mehr als 12,000 Mann Truppen unter dem schwachherzigen und unzuverlässigen Marschall Marmont beisammen.

3.

Die Julirevolution.

Die Ordonnanzen wurden am 26. Juli 1830 verkündet und begreiflicherweise als die große Neuigkeit des Tages von Munde zu Munde getragen. Menschengruppen sammelten sich in den Straßen, und die Aufregung wuchs von Stunde zu Stunde. Die liberalen Besitzer großer Buchdruckereien und liberale Fabrikherren schlossen ihre Geschäfte und schickten ihre Arbeiter fort. Der Grund davon war nicht sowohl Furcht, als die böse Absicht, viel Tausende brodloser Arbeiter in die revolutionäre Gährung der Stadt hineinzuwerfen und eine Armee des Widerstandes aus ihnen zu bilden. Auch zeigten sich diese Arbeiter nicht wenig fanatisirt, machten

großen Lärm und warfen noch an demſelben Abend im Hotel Polignac die Fenſter ein. Die ſpießbürgerliche Furcht ſelber wurde eine Waffe der Oppoſition. Als der Buchdrucker des liberalen Journal du Commerce, erſchreckt durch die Ordonnanzen, dieſes Blatt nicht mehr drucken und der Redaction den Vertrag nicht halten wollte, machte die Redaction ſogleich eine Klage beim erſten Tribunal von Paris anhängig, deſſen Präſident, Debelleyme, auch keinen Anſtand nahm, den Fortdruck des Journals zu befehlen, weil die Ordonnanzen, ſoferne ſie noch nicht im Geſetzbulletin erſchienen ſeyen, auch noch keine Geſetzeskraft hätten. Und dieſe Entſcheidung trug nicht wenig bei, den Männern der Preſſe Muth zu machen.

Am Morgen des 27. erſchien daher ſchon eine Proteſtation der Journale, unterzeichnet von 43 Geranten und Redacteuren faſt aller liberalen Pariſer Blätter, unter denen jetzt zum erſtenmale der geiſtgewandte und verſchmitzte, aber geſinnungsloſe Thiers auftrat, der ſich von einem armen Zeitungsſchreiber bald zu einer der erſten Stellen im Staate emporſchwingen ſollte, einer jener Höflinge des Volks, welche dieſem ſchmeicheln, wie andere den Königen, und nur an ihren eigenen Vortheil denken. In der Proteſtation wurde geradezu geſagt, die Charte geſtatte die Ordonnanzen nicht, die königliche Auslegung des betreffenden §. ſey falſch, die Charte ſey durch die Ordonnanzen verletzt und ſoferne die Charte allein zu Recht beſtehe, ſeyen die Ordonnanzen rechtswidrig und ihnen nicht zu gehorchen. Während dieſer Proteſt in der Stadt verbreitet wurde, zogen Gensdarmen umher, um die liberalen Preſſen zu verſiegeln. Da dieſe Maßregel nicht ſchon den Tag vorher und überall mit Einem Schlage ausgeführt worden war, fruchtete ſie jetzt nichts mehr. In der Druckerei des Temps, eines Blattes, welches an Geiſt und Kühnheit vor allen andern Oppoſitionsblättern den Vorrang behauptete, verſchloß der Eigenthümer Baude den Gensdarmen die Thüre und las ihnen den Artikel des Criminalgeſetzes vor, der den gewaltſamen Einbruch in ein Haus verbot. Auch die Schloſſer weigerten ſich zu öffnen, bis man Gewalt brauchte; aber der moraliſche Sieg war auf Seite der Unterdrückten. Die Stimmung der

Menge wurde immer gereizter. Schon gab es manchen Zuſammenſtoß mit der Gensdarmerie. Es war die Zeit der langen Tage, warmer Sommer und ein überaus klarer Himmel. Um ½ 5 Uhr gegen Abend marſchirten die erſten Truppen auf, um die Ordnung zu erhalten. In gleichem Maaße aber mehrten ſich auch die Volksmaſſen. Eine Truppenabtheilung gerieth in der Straße des Herzogs von Bordeaux dergeſtalt ins Volksgedränge, daß ſie weder vor- noch rückwärts konnte. Da begann man, ſie aus den benachbarten Häuſern mit Steinen und Ziegeln zu bewerfen. Bald darauf knallten auch die erſten Schüſſe, man weiß nicht von welcher Seite. Eine andere Truppenabtheilung wurde in der Straße St. Honoré mit einem Hagel von Steinen überſchüttet; ſie forderte das Volk dreimal nach dem Kriegsgeſetze auf, auseinander zu gehen, und gab, da ihr nicht Folge geleiſtet wurde, eine volle Salve. Das Volk floh nun, ſammelte ſich in andern Straßen, plünderte die Waffenläden und ſuchte ſich über Nacht ſo gut als möglich zu bewaffnen. Im Laufe des Tages hatten auch die liberalen Deputirten wieder ihre Köpfe zuſammengeſteckt und die verſammelten Wähler von Paris ſchickten eine Deputation zu Caſimir Perier, in deſſen Hauſe die Deputirten ſich verſammelt hatten, und forderten dieſelben auf, ſich an die Spitze der Bewegung zu ſtellen. Laffitte feuerte ſie an, allein die meiſten hatten Angſt und Caſimir Perier weigerte ſich, den geſetzlichen Boden zu verlaſſen. Auch Dupin der ältere ſträubte ſich mitzuhandeln. Der alte Lafayette war auf ſeinem Landgute und wurde erſt herbeigeholt. Die Deputirten hatten alſo, wie gewöhnlich, nur Worte bereit und taugten nicht zum Handeln. Aber die Entſchloſſenſten von den Pariſer Bürgern verſammelten ſich während der Nacht in einem Hauſe der Rue St. Honoré bei Cadet-Chaſſicourt, um anſtatt jener furchtſamen Deputirten allgemeine Maßregeln zu ergreifen. Sie beſchloſſen, am andern Tage alles anzuwenden, daß die früher aufgelöste Nationalgarde ſich wieder in ihren Uniformen blicken laſſe, ſich unter den bewaffneten Pöbel miſche und dem Aufſtande einen gleichſam geſetzlichen Charakter gebe. Der Pöbel ſelbſt war unterdeß die ganze Nacht auf den Beinen, ſteckte

ein Wachthaus in Brand, zerſchlug alle Laternen in der Stadt und ſchleppte den Leichnam eines Weibes beim hellen Fackelſchein umher, um durch dieſen Anblick zur Rache aufzureizen, ein revolutionärer Kunſtgriff, der ſpäter in und außerhalb Paris öfters wiederholt worden iſt. Auch die polytechniſchen Schüler, in denen die Erinnerungen der napoleoniſchen Zeit fortlebten und die ſtets zu großen Dingen aufgelegt waren, brachen in dieſer Nacht ihre Gitter und eilten, Lafayette aufzuſuchen, der eben angekommen war, ſie aber damals noch ermahnte, ſich ruhig zu verhalten.

In derſelben Nacht beſchloſſen die bei Polignac verſammelten Miniſter, Paris in Belagerungszuſtand zu erklären und noch einige Truppen von St. Denis, St. Omer und Luneville herbeizuholen, auch Verhaftsbefehle gegen die Deputirten zu erlaſſen, welche die Proteſtation unterzeichnet hatten. Allein es waren weder Truppen genug vorhanden, noch hatte Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa, ſie ſo aufgeſtellt, daß die Volksmaſſe ſich an ihrer freien Bewegung gehindert geſehen hätte, noch wurden die Verhaftsbefehle mit der Blitzesſchnelle und Gleichzeitigkeit vollzogen, ohne welche ſie wirkungslos ſeyn mußten. Am meiſten ſetzte in Erſtaunen, daß der König ganz gemüthlich nach Rambouillet auf die Jagd gegangen war. Welches Motiv ihn auch dabei leiten mochte, ſo war es ſeiner nicht würdig, gleichgültig zu ſcheinen in einem Augenblick, in welchem das Volk in der leidenſchaftlichſten Aufregung und ſein eigener Thron in Gefahr war.

Die Sonne des 28. Juli ging glänzend am wolkenloſen Himmel auf. Da begannen ſich zuerſt die plebejiſchen Bewohner von St. Antoine in Bewegung zu ſetzen und gegen das Stadthaus vorzudringen. Dieſes berühmte Hôtel de ville war auch ſchon in der erſten franzöſiſchen Revolution immer Mittelpunkt des Aufruhrs geweſen. Es war nicht gehörig beſetzt, die Thüren wurden eingeſtoßen und auf dem Dachgiebel zum erſtenmale wieder die dreifarbige Fahne aufgepflanzt. Dieſelbe Fahne begann faſt in allen Straßen aufzutauchen. Die Kämpfer wuchſen gleichſam aus der Erde hervor. Wie in der Nacht verabredet worden war, ſammelten ſich an vielen

Punkten Nationalgardisten. Aber die wohlhabenden verheiratheten Bürger hatten immer noch nicht Muth genug. Die Häuflein der Nationalgarde blieben klein. In der Straße St. Honoré ließen sie sich von den Truppen entwaffnen. An der Bank aber wurden sie von den Truppen gut aufgenommen und gerne zum Schutze der dort aufgehäuften Geldmassen benützt. Im Allgemeinen war die Nationalgarde nicht gefährlich, wenn Marmont Energie genug behielt. Gefährlich waren nur die Arbeiter, die Vorstädter, der Pöbel und die Gamins, die zu allem fähigen Gassenbuben von Paris. Die Wuth in dieser verwilderten Menge wurde gewissermaßen geadelt durch die Begeisterung der polytechnischen Schüler. Diese schlossen sich an das bewaffnete Volk an. Das nämliche thaten auch die zahlreichen Studenten der Rechts- und Arzneischule. Einige reiche Liberale hatten in der Nacht in ihren Häusern Waffenvorräthe aufgehäuft und theilten sie dem Volke aus. So der Deputirte Audry de Puyravaux, der reiche Buchhändler Joubert, der Bürger Gisquet und sogar der Theaterdirector Etienne Arago. Andre bisherige Volksmänner zeigten dagegen eine lächerliche Furcht. Der kleine Thiers z. B. konnte nicht schießen hören und war aufs Land geflüchtet.

Marmont war nicht der Mann, um wie ein Fels die Wogen des Volkes zu brechen. Er hatte einst Napoleon verrathen und war deshalb, nächst Bourmont, der verhaßteste Mann der französischen Armee. Seine Unpopularität drückte ihn. Er hatte nur ungern das Commando übernommen und die Ordonnanzen ausdrücklich mißbilligt. Er hatte zu wenig Truppen und mußte dieselben in der Nähe der Tuilerien concentriren. Am Morgen des 28. schrieb er an den König und ermahnte ihn, der Opposition nachzugeben. Der König ließ antworten, Marmont solle sich nur halten, unbekümmert darum, daß derselbe schon erklärt hatte, seine Mittel seyen unzureichend. Inzwischen glaubte Marmont einen Versuch machen zu müssen, um die Pariser zu schrecken. Er ließ also zwei starke Colonnen gegen das Stadthaus vordringen. Die erste unter General Talon marschirte an der Seine hin und fand an der Brücke

von Notredame heftigen Widerſtand. Die zweite, unter General Chamans, wurde bei der Porte St. Martin und in der Straße St. Antoine mit Steinwürfen und Schüſſen begrüßt und ſtieß bald auch auf Barrikaden. Sie kämpfte ſich glücklich durch und beide Colonnen vereinigten ſich auf dem Grèveplatze vor dem Stadthauſe, welches letztere vom Volke wieder verlaſſen wurde. Indeſſen hatte ſich bei dem 50. Linienregiment, welches der zweiten Colonne angehörte, ſchon unterwegs Lauigkeit gezeigt. Es weigerte ſich jetzt, länger gegen das Volk zu dienen. Um dieſes Regiment zu erſetzen, ſchickte Marmont ein Bataillon der Schweizergarde nach dem Stadthauſe. Dieſe Schweizer, als Söldner der Gewalt dem Volke beſonders verhaßt, wurden wüthend angegriffen, rückten aber in ununterbrochenem Feuer vor und ſtreckten alles vor ſich nieder. Nun war es aber Mittag, die Sonne brannte glühend heiß und zur Erfriſchung der Truppen war nicht die geringſte Vorſorge getroffen. Hunger und Durſt ſteigerten den Unmuth der Linientruppen, die immer mehr mit dem Volke fraterniſirten. Nur die Garden blieben unerſchütterlich. Hätte Marmont von Anfang an mehr Truppen gehabt und wäre gehörig für ſie geſorgt geweſen, ſo würde ihre gute Disciplin unfehlbar den ganzen Aufſtand bemeiſtert haben.

Der liberale Held dieſes Tages, Audry de Puyravaux, verſammelte wieder die Deputirten in ſeinem Hauſe und drang auf kräftiges Handeln. Mauguin, von gleichem Muthe beſeelt, beſchwor die Verſammelten, aus der Emeute eine Revolution zu machen und die Bourbons zu ſtürzen. Dagegen erklärte ſich Caſimir Perier, der die Anarchie mehr fürchtete, als den Deſpotismus. Desgleichen General Sebaſtiani, das Haupt der alten Anhänger Napoleons, und Guizot, der abermals eine papierne Proteſtation vorſchlug. Man beſchloß eine Deputation an Marmont zu ſchicken. Zu dieſem begab ſich nun Laffitte mit dem berühmten Naturforſcher Arago und verlangte Waffenſtillſtand und das Ende des Blutvergießens. Und wie man von Marmont vorausſetzen konnte, ließ er ſich mit ihnen ein und ſchrieb gleichſam in ihrem Namen an den König, er möchte doch nachgeben, die Gefahr werde immer größer. Das war der

Mann, dem der König die bewaffnete Macht anvertraut hatte und der ihn schützen sollte.

Der König, von seiner Jagdpartie nach St. Cloud zurückgekehrt, hielt die angewandten Militairkräfte immer noch für ausreichend. Doch zeigte sich unter den Höflingen schon viele Angst. Einer rieth, die Herzogin von Berry solle sich, ihren kleinen Sohn in den Armen, dem Volke zeigen, aber Karl X. verbot der Herzogin eine so unwürdige Komödie. Ein anderer gab den klugen Rath, den Herzog von Orleans festzunehmen und als Geißel zu behalten, aber auch dazu war der König zu großmüthig.

In der Nacht auf den 29. Juli war das Volk in Paris ununterbrochen thätig, in allen Straßen Barrikaden zu errichten, um am andern Tage jedes neue Vordringen der Truppen zu vereiteln und selbst zum Angriffe überzugehen. Andrerseits war allen Truppen im Lager von St. Omer und Luneville Befehl ertheilt, in Eilmärschen nach Paris zu kommen. Aber schon war die Telegraphenlinie unterbrochen und der Befehl kam zu spät. Marmont concentrirte am Morgen alle seine Truppen um die großen Paläste her, Tuilerien, Louvre und Palais-Royal und unterhielt von hier aus den ganzen Tag über das Feuer gegen die Volksmassen, die von allen Seiten vergebliche Angriffe machten. Da sich die Garde so unerschütterlich schlug, machten die Deputirten neue Stürme auf das schwache Herz des Marschalls, warfen ihm das vergossene Bürgerblut vor, beschwerten sich, daß auch Wehrlose und Unschuldige erschossen worden seyen, und lockten ihm den Befehl ab, das Feuern einstellen zu lassen. Erst dieser feige Befehl, zu welchem der Marschall gar nicht einmal vom Könige autorisirt war, entriß den Garden ihre Lorbeern und verwandelte den Sieg in eine Niederlage. Die Kaserne der Gensdarmerie wurde vom Volke erstürmt, das Pulvermagazin beim jardin des plantes gleichfalls. Auch die Kaserne der Schweizer wurde nach einem heftigen Kampfe genommen. Das Invalidenhaus ging über und die alten Invaliden des Kaiserreichs lieferten ihre Kanonen aus. Ebenso die Kriegsschule. Das ganze linke Seineufer war in den Händen der Insurgenten.

Ein abgedankter General, Dubourg, erſchien unter dem Volk in voller Generalsuniform und ließ ſich den Oberbefehl geben. Eine Proclamation wurde angeſchlagen, nach welcher ſchon eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt ſeyn ſollte, beſtehend aus den Generalen Lafayette und Gérard und dem Herzog von Choiſeul, der nichts davon wußte. Alles war erlogen, nur um dem Volke den Weg zu zeigen, den es gehen ſollte. Lafayette übernahm, auf das Andringen der Deputirten, den Oberbefehl über die Nationalgarde und erließ an dieſelbe eine Proclamation, worin er ſagte, das Betragen der Pariſer Bevölkerung mache ihn ſtolz, ſie zu befehligen. Er nahm ſein Hauptquartier im Stadthauſe, fand aber hier bereits den General Dubourg und den kecken Baude an, der ſich ſelbſt zum Secretär der angeblichen proviſoriſchen Regierung aufgeworfen hatte und Befehle ertheilte. Dubourg war ſo klug, die Autorität Lafayettes ſogleich anzuerkennen.

Mittlerweile wurden die Schweizer, die unter Oberſt von Salis mit zwei Bataillonen das Louvre beſetzt hatten, wieder vom Volk angegriffen, während die Linientruppen auf dem Vendômeplatz in Folge des Befehls, nicht mehr zu ſchießen, alle Haltung verloren und zum Theil zum Volke übergingen. Marmont befahl, eines der Schweizerbataillone aus dem Louvre wegzuziehen, um den Vendômeplatz zu halten. Indem aber jenes Bataillon vom Louvre abzog, drängte das Volk gleich in deſſen verlaſſene Poſten, nun konnte ſich auch das andere Bataillon nicht mehr halten und wich dem ungeheuren Andrange der Volksmaſſen, indem es gegen die Tuilerien zu floh. Schon aber wälzten ſich dichte Schaaren des niedrigſten Pöbels durch die lange mit prächtigen Gemälden geſchmückte Galerie des Louvre nach den Tuilerien, die durch jene Galerie mit dem Louvre in Verbindung ſtanden, und da auf dieſer Seite keine Vorkehr getroffen war, wurde bald der ſchöne Palaſt der Tuilerien ſelbſt von innen her durch das Volk überſchwemmt. Marmont wollte den Palaſt nicht zum Kampfplatz machen und zog ſich mit dem Reſt der treu gebliebenen Garden durch die großen Gärten ins Freie zurück. Der Pöbel trieb in den königlichen Gemächern einigen Un-

fug, zog die Kleider der Prinzessinnen an, zerstörte ein Bild des Königs und verletzte einige andere, legte die Leiche eines Volksmanns auf den Thron des Königs, raubte aber nichts. Ein Mensch, den man beim Plündern ergriff, wurde sogleich executirt. Die Kostbarkeiten wurden von denen, welche sie der Sicherheit wegen weggenommen hatten, auf das Stadthaus abgeliefert. Man legte den größten Werth darauf, den Volkssieg nicht zu beflecken. Auch das Palais-Royal wurde vom Volke genommen und einige abgeschnittene Truppentheile, die sich in einer Ecke der Straße St. Honoré und Rohan tapfer wehrten, endlich zusammengeschossen. Am Abend war die Niederlage der Truppen auch auf dem rechten Ufer der Seine vollständig. Der erzbischöfliche Palast, aus dem der Erzbischof entflohen war, wurde geplündert und verheert.

Schon am Morgen desselben Tages hatten sich die Herren von Sémonville, ein intriganter und geschwätziger Greis, und d'Argout als Vertreter der bis jetzt unthätig gebliebenen Pairskammer in den Tuilerien mit Polignac gezankt und von demselben Concessionen verlangt, die er nicht gewähren konnte. Sie eilten nach St. Cloud, wohin ihnen Polignac aber schon zuvorkam, und bestürmten den König, dem Volke nachzugeben. Viele gaben den König schon verloren und wollten nur noch die Dynastie retten. Diesen lag eine Regentschaft im Namen des jungen Herzogs von Bordeaux im Sinne.

Der tieferschütterte König, sich selber ungetreu, begann zu wanken und bereits in einem Punkte nachzugeben, indem er die Entlassung Polignacs genehmigte. Er machte zu dessen Nachfolger den Herzog von Mortemart, der französischer Gesandter in St. Petersburg und ein Liebling des Kaiser Nicolaus gewesen war. In welchen Beziehungen er zu Pozzo di Borgo gestanden, ist noch in Dunkel gehüllt. Unfehlbar aber mußte es dem Kaiser von Rußland schmeicheln, daß der König von Frankreich in seiner Noth zuerst an ihn dachte und die schwankenden Geschicke Frankreichs gleichsam unter russischen Schutz stellte. Mortemart entwarf noch in der Nacht mit Vitrolles und d'Argout neue Ordonnanzen, welche die nöthigsten Concessionen des Königs aussprachen, und ernannte Casimir Perier

zum Finanz-, den General Gérard zum Kriegsminiſter. Die Herren von Sémonville, Vitrolles und d'Argout aber eilten mit dieſen Conceſſionen nach Paris.

Darüber war der Morgen des 30. angebrochen. Die ganze Nacht hindurch war die Bevölkerung von Paris auf den Beinen geweſen, um die ganze Stadt mit Barrikaden zu erfüllen und einen unüberwindlichen Widerſtand vorzubereiten, falls etwa die Truppen noch einen Angriff auf die Hauptſtadt machen würden. Auch wurden die Todten begraben. Am Morgen des 30. fuhr ein großes Schiff mit ſchwarzer Fahne die Seine hinauf und hielt unterhalb der Morgue, um die Leichen der Unbekannten aufzunehmen. Die Zahl der Todten wurde damals überſchätzt, ſcheint aber 700 nicht überſtiegen zu haben.

In derſelben Nacht hatten ſich wieder die Deputirten verſammelt und einen Maueranſchlag entworfen, des Inhalts: „Die zu Paris anweſenden Abgeordneten haben ſich vereinigen müſſen, um den ernſten Gefahren zu begegnen, welche die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums bedrohen. Eine Commiſſion iſt ernannt, um bei der Abweſenheit jeder regelmäßigen Organiſation über die Intereſſen Aller zu wachen." Das hieß ſo viel als den erſten Keim zu einer neuen Regierung legen. Und wirklich wurde am andern Morgen mit einer ſolchen der Anfang gemacht, unter dem beſcheidenen Namen einer Municipal-Commiſſion, die ſich auf dem Stadthauſe etablirte und den bereits dort gebietenden Lafayette in die Mitte nahm. Die Mitglieder dieſer Commiſſion waren Caſimir Perier, Laffitte, Gérard, Lafayette, Puyravaux, Lobau, v. Schonen, Mauguin. Sie wählten zu ihren Beamten, gleichſam ſchon Miniſtern, Odilon Barrot, der unter dem Namen eines General-Secretärs hier die Rolle begann, die ihm in der neuern Geſchichte Frankreichs vorbehalten war, neben ihm einige minder bedeutende. Gérard übernahm das Commando des Heeres. Der Herzog von Choiſeul lehnte die auf ihn gefallene Wahl ab. Die neue Behörde von Paris fand überall Anerkennung. Die Linientruppen waren faſt alle

vollends zum Volke übergegangen. Die Garden zogen sich nach St. Cloud zurück.

Als nun Herr von Sémonville anlangte und laut verkündete, die Ordonnanzen seyen zurückgenommen, ein neues Ministerium ernannt ꝛc., fand er bei der Municipal-Commission kein Gehör mehr. Von Schonen sagte ihm mit eisiger Kälte: „Es ist zu spät!“ D'Argout machte einen Versuch bei den Deputirten, aber auch hier hieß es: „Es ist zu spät!“ Voll Verzweiflung kehrte Sémonville nach St. Cloud zurück und berichtete, was ihm widerfahren war. Da machte sich Mortemart selbst auf den Weg und zwar zu Fuß, um unerkannt durchzukommen und vielleicht durch geheime Unterhandlungen mit den Gemäßigten noch zu einem Ziele zu gelangen. Weil er bald darauf die Sache des Königs verließ, darf man annehmen, er habe schon vorher in anderweitigen Verbindungen gestanden, vorzugsweise mit der russischen Gesandtschaft, und darnach seine Schritte bemessen. Je näher er der Stadt kam, um so lauter tönte ihm der Ruf entgegen: à bas les Bourbons! Da er sich selbst nicht getraute, auf das Stadthaus zu gehen, übernahm es ein Pair, für ihn hinzugehen, allein niemand wollte ihn als Minister anerkennen. Er verschwand, um einen Tag später in den Vorzimmern des Herzogs von Orleans wieder aufzutauchen.

4.

Der Herzog von Orleans.

Der Herzog von Orleans hatte sich scheinbar um die ganze große Bewegung in Frankreich nicht bekümmert. Er verweilte in seinem Lustschlosse Neuilly auf dem Lande, im traulichen Kreise seiner zahlreichen Familie. Allein er hatte seine Arglist oft genug durchblicken lassen und schon bei mehr als einem Anlasse hatte man seinen falschen Blick nach der Krone hinüberschielen sehen. Lamartine erzählt: „Seine Salons waren seit 1815 das Asyl der libe-

Digitized by Google

ralen Meinungen, die Zuflucht der perſönlichen Unzufriedenheiten, der Heerd des geheimen Murrens gegen die Reſtauration. Alle einflußreichen Mitglieder der Oppoſition, alle Häupter der vergangenen oder künftigen Parteien, alle hervorragenden Journaliſten wurden empfangen, bedauert, gelobt, geſtreichelt.“ Sein mächtigſter Freund aber war der alte Fürſt Talleyrand. Neuilly lag nahe bei Paris, der Herzog lauſchte auf alles, was dort vorging, und eilte, als der rechte Moment gekommen war, in den Mittelpunct der Bewegung. Zuerſt ſchlüpfte der kleine Thiers aus ſeinem Verſteck hervor, miſchte ſich unter die Deputirten im Hauſe Laffittes und machte hier Politik zu Gunſten des Herzogs von Orleans, im Gegenſatze gegen das Stadthaus, wo viel mehr republikaniſche Einflüſſe vorwalteten. Laffitte, dem Herzog längſt vertraut, ſtand ihm bei. Aber nicht ſowohl ihre Beredſamkeit, als ihre guten Gründe trugen den Sieg davon. Ließ man Lafayette und das Stadthaus gewähren, ſo gelangte man zum Verſuche einer Republik, zu einem europäiſchen Kriege und zu einer Reſtauration, wobei wenigſtens die Deputirten nichts gewinnen konnten. Wenn dagegen der Herzog von Orleans durch die Deputirten und die bisherige liberale Mehrheit der Wähler auf den Thron erhoben wurde, ſo mußte er nicht nur dem Volke alle die liberalen Conceſſionen machen, welche Karl X. verweigert hatte, ſondern der neue König blieb auch von denen abhängig, durch deren Gunſt er emporgekommen war, und die Deputirten blieben die eigentlichen Herren des Landes. Es gab eine Art Parlaments-Regierung und der neue König mußte aus Dankbarkeit und Intereſſe ihnen alle Aemter und Vortheile gewähren, die ſie wünſchten. Man war in dieſer Beziehung bald einig. Es kam nur darauf an, die Bevölkerung von Paris dafür zu gewinnen und hinterdrein die Diplomatie damit auszuſöhnen. In letzterer Beziehung konnte man auf Talleyrand rechnen, der eine große Autorität an den europäiſchen Höfen genoß. Der Herzog von Orleans ſchien gleichermaßen gegenüber dem alten Despotismus die Freiheit, und gegenüber jeder etwa drohenden Anarchie die Ordnung zu verbürgen. Man unterſchied zweierlei Hauptmeinungen, die dem Her-

zog beide gleich günstig waren, eine mehr conservative, nach welcher der Herzog König werden sollte, weil er ein Bourbon sey, und eine mehr liberale, die dasselbe wollte, obgleich er ein Bourbon sey. Der einen fügten sich am Ende auch die Royalisten, der andern die Republikaner, indem jene in dem neuen Herrn nur den König aus dem alten Geschlechte, diese in ihm nur den einstweiligen Garanten der noch zu erweiternden Volksfreiheit sahen.

Thiers hatte schon eine Proclamation bereit, die man der Bourgeoisie als Lockspeise hinhalten wollte. Sie wurde sogleich angenommen und überall an die Mauern geheftet und es hieß darin: „Der Herzog von Orleans ist der Revolution ergeben! Der Herzog von Orleans hat sich nie gegen uns geschlagen! Der Herzog von Orleans war bei Jemappes! Der Herzog von Orleans ist ein Bürgerkönig! Der Herzog von Orleans hat endlich die drei Farben getragen, der Herzog von Orleans kann sie allein wieder tragen, wir wollen keinen andern.“ Die Deputirten unterzeichneten eine Zuschrift, in welcher sie den Herzog ersuchten, einstweilen die Oberleitung des Staates unter dem Titel eines Generallieutenants des Königreichs zu übernehmen und die dreifarbige Fahne beizubehalten, bis die Kammern die volle und ganze Verwirklichung der Charte gesichert haben würden. Alle diese Schritte fanden in Paris Beifall, wenigstens wagte niemand einen offenen Widerstand. Der Herzog von Orleans entschloß sich daher, dem Rufe zu folgen, hielt aber keinen Triumpheinzug, der ihm den Vorwurf des Stolzes hätte zuziehen können, sondern schlich sich ganz allein und zu Fuß von Neuilly nach dem Palais Royal. Er beschied noch in derselben Nacht Mortemart zu sich, der es übernahm, dem alten König ein Billet des Herzogs zu überbringen, in welchem er diesen noch seiner Treue versicherte. Es ist kein Zweifel, daß hier mit dem alten Könige das unwürdigste Spiel getrieben und schnöder Verrath geübt wurde. Am folgenden Morgen (am 31. Sonnabends) fanden sich die Deputirten schon beim Herzog ein und baten ihn dringend, die Stelle anzunehmen, die sie ihm zugedacht hatten. Er sträubte sich, spielte den Demüthigen und Bescheidenen, und bat sie, zu war-

ten. Eben war General Sebaſtiani von Talleyrand zurückgekommen. Der Herzog zog ſich mit dieſem in ein Nebenzimmer zurück und empfing die Nachricht, Talleyrand ſtimme ſeiner Erhebung zu. Hierauf kehrte der Herzog zu den Deputirten zurück, erklärte ſich bereit, das Amt eines Generalſtatthalters zu übernehmen. Eine Proklamation ſicherte dem Volk Herſtellung der Nationalgarde, Geſchwornengerichte für Preßvergehen, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc.

Damit etwa nicht das Stadthaus andere Meinung kund gebe, beſchloß man, es ſogleich zu überrumpeln. Man hatte die Municipalcommiſſion von nichts in Kenntniß geſetzt. Sie proteſtirte nun. Am lauteſten erklärte ſich General Lobau gegen den Herzog und Odilon Barrot übernahm es, die Proteſtation der Commiſſion den Deputirten zu überbringen. Aber er fand ſie ſchon unterwegs, vom Jubel des Volks umgeben, und mußte umkehren. Denn alle verſammelten Deputirten, an ihrer Spitze der Herzog, zogen in feierlicher Proceſſion nach dem Stadthauſe unter dem unermeßlichen Jubel des Volkes, welches wetteifernd: es lebe der Herzog von Orleans! und: es lebe Laffitte! rief. Laffitte hatte ein Fußübel und ließ ſich deshalb auf einem Seſſel von vier zerlumpten Proletariern tragen. Dadurch wollte er ſich als Volksmann charakteriſiren und die guten Pariſer fanden dies ſchön. So ſehr log man ſich damals wechſelſeitig an. Der eitle Bankier hätte wohl auch anſtändig gekleidete Träger gefunden, aber man kokettirte damals mit der Zerlumptheit. Der Herzog von Orleans ſagte, als er Lafayette begrüßte: „ihr ſeht, meine Herrn, einen alten Nationalgardiſten, der ſeinen ehemaligen General zu beſuchen kommt.“ Einer ſolchen Aufmerkſamkeit konnte Lafayette nicht widerſtehen. In der Phraſe: „ein populärer Thron mit republikaniſchen Einrichtungen“ verſtändigten ſich beide. Den Proteſt, den Odilon Barrot nicht angebracht hatte, wagte auch Lafayette nicht mehr vorzubringen. Er umarmte den Herzog und ſtellte ihn auf den Balkon unter einer dreifarbigen Fahne der verſammelten Menge als den Mann des Volkes dar. Lafayette hatte ſich auch in der erſten Revolution immer nur con-

ſtitutionell, nie republikaniſch erwieſen. Er handelte alſo auch diesmal nicht gegen ſein Princip und mochte glauben, der Herzog werde wirklich alles halten, was er verſpreche.

Der neue Generalſtatthalter ernannte ſofort ein Miniſterium, welches aus Vertretern aller Parteien zuſammengeſetzt war, um allen zu ſchmeicheln, mit Ausnahme der alten Royaliſten. Dupont de l'Eure, der ſich zu den Republikanern neigte, Guizot, der Doctrinär, und Laffitte, des Herzogs Vertrauter; Louis, der Günſtling Talleyrands; Bignon, der die Bonapartiſten vertrat; der Herzog von Broglie, der den Ariſtokraten beweiſen ſollte, auch ſie würden, wenn ſie nur den alten König verließen, im Dienſte des Herzogs willkommen ſeyn; endlich Gérard und Rigny, die Helden zu Lande und zur See, deren Namen imponirten. Auch dem volksthümlichen Dichter Béranger wurde ein Miniſterium angeboten, weil er Liebling des Pariſer Pöbels war. Aber Béranger war ehrlich genug, der Argliſt und Lüge nicht dienen zu wollen.

So wurde nun in Paris die große Woche, wie man ſie nannte, vollendet. In dieſer Woche waren die drei Tage (27. bis 29. Juli) die entſcheidenden geweſen, und die ganze Umwälzung der Dinge empfing den Namen der Julirevolution. Die Juliſonne wurde gleichbedeutend mit der ſiegreichen Freiheit.

Unterdeſſen herrſchte große Noth in St. Cloud. Der alte König war verlaſſen und verrathen. Doch war der Abfall ſeiner Hofleute nicht ſo koloſſal und widrig, wie beim Sturze Napoleons. Die alte Ariſtokratie hatte mehr Adel der Seele bewahrt, als die neue erworben. Karl X. ließ ſich durch den Herzog von Orleans vollſtändig täuſchen. In dem Briefe, welchen der Herzog in der Nacht durch Mortemart an den König ſchickte, muß er denſelben noch ſeiner Treue verſichert haben, denn Karl X. ließ ſich dadurch bewegen, den Herzog durch förmliches Patent vom 31. als Generallieutenant des Königreiches zu beſtätigen. Auch ſchrieb er ihm und forderte ihn auf, ſeiner Rechte wahrzunehmen. So wenig glaubte der König, daß ihn der Herzog verrathen könne. Durch dieſes Vertrauen aber trieb er ſeine eigenen Anhänger in das Lager des

Herzogs hinüber und ſchwächte ſeine Stellung immer mehr. Und das eben hatte der Herzog mit ſeinem Treueheucheln im Briefe bezweckt. Hätte ſich der König in dieſer Beziehung nicht getäuſcht und wäre gegen den Herzog entſchieden aufgetreten, ſo war er der Treue ſeiner noch übrigen Truppen gewiß. Zu ſeinen treuen Garden waren noch Linienregimenter von St. Omer und Luneville gekommen, ſo daß der König wieder 12,000 Mann beiſammen hatte. Sie waren von ſo gutem Geiſte beſeelt, daß General Talan ſich gegen den Dauphin, Herzog von Angoulême, heftig über Marmont beſchwerte, der in ſeinem letzten Armeebefehl zwar die Treue der Truppen gelobt, aber auch ſeine Freude über den Sturz Polignacs geäußert hatte. Da dieß von Marmont ohne Auftrag des Königs geſchrieben worden war, gerieth der Dauphin in ſolchen Zorn gegen den Marſchall, daß er ihn perſönlich inſultirte, und als dieſer den Degen zog, wüthend in die Klinge hineingriff und ſich die Finger verwundete. Allein, da der König ſchon nachgegeben und die Generalſtatthalterſchaft gut geheißen hatte, ſahen die Truppen nicht recht ein, wozu man ſie länger im offenen Felde ſtehen und Noth leiden ließ? Die lange Ungewißheit machte ſie ungeduldig. Die Herzogin von Berry war am ängſtlichſten. Auch ſie mißtraute dem Herzog von Orleans und ſcheint ſogar für das Leben ihres jungen Sohnes gefürchtet zu haben. Mitten in der Nacht, nur halb angezogen, weckte ſie den Dauphin und beſchwor ihn, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, die einzige Hoffnung der legitimen Dynaſtie, in Sicherheit zu bringen. Der Dauphin bewog nun ſeinen Vater, ſchon am früheſten Morgen St. Cloud zu verlaſſen und ſich in das etwas weiter entfernte Luſtſchloß Trianon zurückzuziehen. Die treuen Garden folgten ſtumm. Zu Trianon gab Guernon de Ranville dem Könige noch einmal den Rath, ſich nach Tours zu begeben und hier eine neue Kammer einzuberufen. Allein der König wartete immer noch auf Antwort von Orleans. Die Angſt der Herzogin von Berry bewog ihn am folgenden Tage (1. Auguſt), ſich noch weiter nach Rambouillet zurückzuziehen. Dahin kam auch die Herzogin von Angoulême, welche in den Bädern von Vichy geweſen war und jetzt erſt durch das

faſt überall empörte Land incognito wieder zu ihrer Familie gelangte. Sie ſank dem König weinend in die Arme. Unterdeß kam immer noch keine Antwort von Orleans. Die Truppen, die noch beim Könige waren, wurden immer ungeduldiger und verließen ſchaarenweiſe das Lager. Endlich kam die Antwort des Herzogs von Orleans an. Man kennt ſie nicht, aber ſie muß immer noch Treue geheuchelt haben. Der Inhalt ſcheint geweſen zu ſeyn, Karl X. ſey zu unpopulär geworden, um nicht für ſeine Perſon der Krone entſagen zu müſſen. Der tiefbewegte König erließ nun eine Ordonnanz, worin er für ſich und den Dauphin dem Throne entſagte, dagegen ſeinen Enkel als Heinrich V. proclamirte und den Generalſtatthalter aufforderte, die Regentſchaft in deſſen Namen zu führen.

Während der unglückliche König ſich auf dieſe Weiſe immer noch Illuſionen machte, fügte ſich in Paris alles möglichſt harmoniſch zuſammen, um dem Herzog von Orleans eine eben ſo fanatiſche Liebe und Hingebung zu beweiſen, als man dem alten Könige Haß bewieſen hatte. Die Bourgeoiſie war in Freude berauſcht. Nur im Proletariat war keineswegs alles zufrieden. Mancher träumte von der Republik. Die rauhen Hände der Arbeiter, die den Sieg errungen, ließen ſich die Frucht deſſelben nur ungerne entreißen durch die wohlhabenden Philiſter, die eigentlich nichts gethan hatten. In dem armen Volke lebte eine Ahnung, was für eine Glücksjägerei, Stellenjagd und öffentliche Gaunerei aller Art jetzt unter dem Aushängeſchild des Liberalismus beginnen würde. Aber nur wenige wagten, ihre Meinung zu ſagen, um nicht als Anarchiſten verfolgt zu werden. Die republikaniſchen Maueranſchläge wurden von den guten Bürgern abgeriſſen, das Haus, in welchem ein republikaniſches Blatt erſchien, geſtürmt. Die Anhänger Orleans hatten die Parole gegeben, die diesmal an Edelmuth ſich ſelbſt übertreffenden Pariſer ſollten ihren ſchönen Sieg vollkommen rein erhalten und wie ſie in den Tuilerien keinen Diebſtahl geduldet hätten, ſo ſollten ſie auch in der Stadt keine Anarchie und folglich auch keine republikaniſche Schilderhebung dulden. Es gelang dem Herzog von Orleans, die guten Pariſer für Ordnung und Recht zu fanatiſiren,

während er ſelbſt den großen Diebſtahl an der Krone beging. Er war ſeiner Sache ſo gewiß, daß er die letzte, vom König an ihn geſtellte Bitte herzlos zurückwies, keine Antwort ertheilte, auch niemand vor ſich ließ, der vom Könige kam, und Maßregeln traf, um die ganze königliche Familie zum Lande hinaus zu treiben. Einerſeits wurde das Volk von Paris auf lügneriſche Weiſe in Furcht geſetzt, als ob der König mit einem Angriff auf die Stadt drohe. Andrerſeits wurden auf Befehl des Generalſtatthalters und der Kammern Marſchall Maiſon, Odilon Barrot und von Schonen als Commiſſäre an den König geſchickt, um ihn über die Grenze zu begleiten. Als dieſe Herren in Rambouillet ankamen, ſchlief der König, und Marmont ſagte ihnen, der König werde in keinem Falle Rambouillet verlaſſen, bis er eine Antwort von Orleans erhalte. Die Commiſſäre eilten noch in der Nacht nach Paris zurück, um ſich von Orleans weitere Inſtructionen zu erbitten. „Er muß abreiſen, rief der aufgeregte Herzog, er muß durchaus fort.“ Noch ehe der Tag anbrach, wurde in ganz Paris Allarm geſchlagen und die Parole gegeben: „nach Rambouillet!“ Alles, was Waffen tragen konnte, ſollte dorthin marſchiren, um dem König diejenige Angſt einzujagen, die erforderlich war, um ihn mit ſeiner ganzen Familie zur Flucht zu zwingen. Jetzt erſt erkannte der König die ganze entſetzliche Wahrheit des Verraths, an den er bisher nicht hatte glauben können. Um aber ſeine Garden nicht in einem unnützen Blutvergießen aufzuopfern, erklärte er ſich bereit, ins Exil zu gehen. Er beſchloß, ſich mit ſeiner ganzen Familie nach England zu begeben, wohin er vom Hafen von Cherbourg aus überfahren wollte. Bis zu dieſem Hafen nahm er das ſchützende Geleit der Commiſſäre an.

Die Einwohner der Städte und Dörfer, die auf ſeinem Wege lagen, erwieſen ihm überall die gewohnte Ehrfurcht und achteten ſein Unglück. Zu Valognes, wo der König zwei Tage verweilte, um den zu ſeiner Ueberfahrt beſtimmten Schiffen in Cherbourg Zeit zur Ausrüſtung zu laſſen, verabſchiedete er ſeine Leibwache. Alle Compagnien überreichten ihm ihre weißen Fahnen. Der König

empfing ſie und ſprach: „Ich nehme dieſe Fahnen entgegen, die euch (auf den Herzog von Bordeaux zeigend) dieſes Kind einſt wieder geben wird. Die Namen aller Mitglieder der Leibwache werden im Archiv meiner Familie bewahrt werden, zum Zeugniſſe meines Unglücks und des Troſtes, den ich in eurer Treue gefunden habe.“ — Dieſe würdevollen Worte entlockten den Soldaten und allen Umſtehenden Thränen. Auch das Volk weinte mit. Von hier aus begab ſich der König nach Cherbourg und ging zu Schiffe, um Frankreich niemals wieder zu ſehen. Er ſoll damals geſagt haben: „Ich verlaſſe Frankreich ungerne. Ich wünſche, daß es glücklich ſeyn möchte. Aber mir fehlte, was dazu nöthig iſt, die Feſtigkeit. Frankreich braucht eine eiſerne Hand!“ Der Dauphin war ruhig, wie ſein Vater, nur die Herzogin von Berry war höchſt aufgeregt und ſchied von Frankreich mit Mienen der Verzweiflung. Auch die Züge der Dauphine waren entſtellt. Ihr Schmerz muß der größte geweſen ſeyn.

Das tactvolle Benehmen der franzöſiſchen Bevölkerung während der Reiſe des Königs wurde von den rohen Engländern nicht nachgeahmt, denn als der König am 17. Auguſt zu Portsmouth landete, war das ganze Ufer mit Menſchen bedeckt, die ſich mit dreifarbigen Cocarden, Bändern und Fahnen geſchmückt hatten, um den verbannten König noch in ſeinem Unglücke zu verhöhnen. Auch erhielt er die Weiſung, auf engliſchem Boden nur als beſcheidener Privatmann zu leben. Talleyrand hatte ſich damals ſchon mit dem engliſchen Cabinet zur Anerkennung des Herzogs von Orleans verſtändigt. Karl X. bekam das alte Schloß Holyrood bei Edinburg in Schottland, wo er ſchon während ſeiner frühern Verbannung gelebt hatte, zum abermaligen Aſyle. Von den Großmächten, welche die ältere Linie der Bourbons auf dem franzöſiſchen Thron anerkannt hatten und mit denen er bisher in Freundſchaft geſtanden, nahm ſich nicht eine einzige ſeiner Rechte an.

5.

Der Bürgerkönig.

Sehen wir uns nun wieder nach Rambouillet um. Kaum hatte die königliche Familie dieſes Unglücksſchloß verlaſſen, als auch ſchon die wilden Freiſchaaren, die von Paris herangezogen kamen, in daſſelbe einbrachen. Da ſie den König nicht mehr fanden, verübten ſie allen möglichen Muthwillen, aber einer der Generale hatte den glücklichen Einfall, gerade die tollſten mit guter Manier nach Paris heimzuſchicken. Er machte ihnen nämlich den Vorſchlag, in den zurückgelaſſenen königlichen Hofwagen nach Paris zurückzufahren und daſelbſt eine Art Triumpheinzug zu halten. Geſagt, gethan. Burſche in Blouſen, Hemdärmeln oder Lumpen beſtiegen die vergoldeten Staatscaroſſen, überfüllten ſie und ließen ſich von den königlichen Kutſchern in Gala unter unaufhörlichem Jubel langſam nach Paris fahren.

Mittlerweile langten immer mehr Nachrichten aus allen Provinzen an, welche die neue Ordnung der Dinge gut hießen. Nur im Süden, namentlich in Nismes, war man nicht damit zufrieden und es koſtete Mühe, hier einen großen Aufruhr zu verhüten. Auch in der Vendée zeigte ſich eine vorübergehende Aufregung. Im Ganzen nahm das Land wie gewöhnlich an, was ihm von Paris aus zugemuthet wurde. Durch England glaubte der Herzog bald auch die andern Großmächte mit ſeinem Regierungsantritt auszuſöhnen, zumal er ihnen die heiligſten Verſicherungen geben ließ, daß er die friedlichſten Geſinnungen von der Welt hege und weit entfernt, die verjährten Anſprüche der Republik und Napoleons erneuern zu wollen, vielmehr alles thun werde, um die revolutions- und kriegsluſtige Partei in Frankreich niederzuhalten.

Am 3. Auguſt eröffnete der Herzog die Kammern. In der Erklärung, welche die Fundamentalſätze enthalten ſollte, auf denen der neue Thron ſtehen werde, wurde das Weſentlichſte escamotirt,

die Volksſouverainetät. Jedermann war einverſtanden, die Souverainetät ſollte künftig einzig der Nation inwohnen und nur kraft dieſer Souverainetät ernenne das Volk den Herzog zum König. Aber der Herzog und ſeine Vertrauten ſcheuten ſich vor einer etwa ſpätern Anwendung dieſer Volksſouverainetät und ſuchten der Krone ſo viel Rechte als möglich zuzuſpielen, dem Volke ſo viel als möglich zu entziehen. Um nun die Volksſouverainetät zu beſeitigen, hatte Dupin die Stirne, zu behaupten, dieſelbe dürfe in der feierlichen Erklärung nicht genannt werden, weil es ſonſt ſcheinen könne, als zweifle irgend Jemand, daß ſie unter allen Umſtänden der Nation inwohne. Sie, die Kammer, könne der Nation nicht gleichſam das zum Geſchenk machen wollen, was ſie längſt beſitze und nie verlieren könne. Und kraft dieſes Sophismas ließ man die Sache fallen. Die Erklärung der Kammer faßte die Bedingungen, unter welchen der neue König den Thron beſteigen ſollte, in Abänderungen der beſtehenden Charte und Zuſätzen zu derſelben zuſammen, und zwar wurde ausgemacht 1) der Thron iſt erledigt, die ältere Linie der Bourbons hat rechtlich darauf verzichtet durch die Entſagung Karls X. und des Dauphins und (der Herzog von Bordeaux) factiſch durch ihre Entfernung aus Frankreich. Des Rechts, das dem Herzog von Bordeaux gebührte, wurde mit keinem Wort erwähnt, aber auch nicht der Volksſouverainetät. 2) Die katholiſche Kirche iſt nicht mehr bevorzugte Staatskirche, ſondern alle Culte ſind gleichmäßig berechtigt. 3) Die Preßfreiheit iſt unbeſchränkt, die Cenſur kann nie wieder eingeführt werden. 4) Der neue König darf nie weder ein Geſetz ſuspendiren, noch unvollzogen laſſen. 5) Nie dürfen von ihm Specialcommiſſionen mit Umgehung des ordentlichen Gerichts ernannt werden. 6) Niemals darf er mehr fremde Söldner (Schweizer) in Dienſt nehmen. 7) Jeder Franzoſe von 25 Jahren iſt Wähler, und von 30 Jahren wählbar, die indirecten Wahlen hören auf, die Deputirten werden auf 5 Jahre gewählt. 8) Die von Karl X. ernannten Pairs werden geſtrichen und die Sitzungen der Pairskammer ſind öffentlich.

9) Die Kammern haben die Initiative bei Geſetzesvorſchlägen, wie der König. 10) Der König führt den Titel „König der Franzoſen.“ 11) Die weiße Fahne iſt abgeſchafft und durch die Tricolore erſetzt. Die Pairskammer wurde gar nicht gefragt. Auch war ſie damals ſo unpopulär, daß von ihrer förmlichen Abſchaffung die Rede war. Am Abend des 6. erſcholl das Geſchrei in den Straßen: Nieder mit den Pairs! In der wichtigen Sitzung der Deputirtenkammer konnte Guizot den Fortbeſtand der Pairskammer nur dadurch retten, daß er alle von Karl X. ernannten Pairs aus deren Liſte ſtreichen ließ. Die Pairs durften ſich nur verſammeln, um der neuen Königswahl zuzuſtimmen. Der Herzog von Orleans legte den größten Werth darauf, dieſen ariſtokratiſchen Körper zu erhalten, da ihm derſelbe die beſten Dienſte leiſten konnte, ſowohl gegen die Anhänger der alten Regierung, als gegen die demokratiſchen Beſtrebungen von unten. Die Mehrheit der Pairs hatte längſt mit der Oppoſition kokettirt, um, wenn der Thron ſtürzte, nicht mitzuſtürzen. Immer der Macht ſich anſchließend, huldigte ſie nun auch dem neuen Könige. Nur Chateaubriand vertheidigte das Thronrecht des Herzogs von Bordeaux. Am 9. Auguſt beſtieg der Herzog im Palaſt Bourbon, als Ludwig Philipp, König der Franzoſen, unter allgemeinem Vivatruf den Thron und wiederholte, was er ſchon am 7. geſagt hatte: „Ich hätte lebhaft gewünſcht, niemals den Thron zu beſteigen, aber die Kammern hielten es für nothwendig und ſahen in meiner Erhebung eine Bürgſchaft einerſeits für die öffentliche Freiheit, andrerſeits für die öffentliche Ordnung.“ Damit hat der neue König in der That das ausgeſprochen, was allein ſeine Erſchleichung des Throns entſchuldigt. In ſeiner Perſon blieb allein eine Ausgleichung ermöglicht zwiſchen Parteien, die ſich ſonſt auf Leben und Tod hätten bekämpfen müſſen. Er war den einen liberal, den andern conſervativ genug. Im Bewußtſeyn dieſer Stellung bezeichnete Ludwig Philipp ſelbſt die rechte Mitte (juste milieu) als das Princip ſeiner Regierung. Aber er täuſchte ſich, wenn er meinte, die Befriedigung der Parteien, wie ſie für den Augenblick ihm günſtig war, werde von langer Dauer ſeyn.

Vor allem war es dem neuen Könige darum zu thun, seine Popularität in Paris zu erhalten und dem Auslande gegenüber als ein allgemein geliebter Fürst zu erscheinen, den etwa wieder abzusetzen, nicht leicht seyn würde. Er that alles, was den Parisern lieb war. Er löste nicht nur die Garden des vorigen Königs auf und schickte die Schweizer heim, sondern auch die Gensdarmerie von Paris, an deren Stelle Municipalwachen traten. Er setzte Bourmont ab und übergab das Commando der Armee von Algier dem General Clauzel. Die abgedankten Offiziere der weiland großen Armee Napoleons wurden schaarenweise wieder angestellt. Alle seit 1815 verurtheilten politischen Verbrecher wurden frei, alle politischen Verbannten zurückberufen, insbesondere auch alle die noch übrigen s. g. Königsmörder, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten. Nur die Familie Napoleons blieb nach wie vor verbannt. Große Belohnungen empfingen die Wittwen und Waisen der in den Julitagen Gefallenen. An die Stelle der Todtenfeier Ludwigs XVI. sollte die Jubelfeier der Julirevolution treten. Ganz im Geiste der damaligen Pariser Aufklärung, die das Theater der Kirche vorzog, wurden die Missionen für immer untersagt und die Kirche der heil. Genovefa, der Schutzpatronin von Paris, wieder zum Pantheon gemacht, wie in der ersten Revolution.

Der Hof hatte eine ganz bürgerliche Einrichtung. Jeder erhielt freien Zutritt. Man kam in Pantalons und Stiefeln. Es wurde bemerkt, daß ein Bürger, den Hut auf dem Kopfe, sich mit den königlichen Damen unterhalten habe, ohne daß dieselben ein Mißfallen hätten blicken lassen. Der König zeigte sich so oft als möglich am Fenster, um das Volk zu grüßen, das sich immer noch um den Palast drängte. Geduldig hielt er dabei das ewige Geleier der Marseillaise und Parisienne aus, die man vor seinem Fenster spielte und wozu er zuweilen mit den Fingern den Takt schlug. Auf den Straßen erschien er zu Fuß, im Ueberrock mit rundem Hute und einem sprichwörtlich gewordenen Regenschirm unter dem Arme, grüßte jedermann, redete mit jedem, drückte jedem die Hand. Er bezauberte damit die Liberalen so, daß nach damaliger allgemeiner Sage

Lafayette am Tage der Thronbeſteigung Ludwig Philipps ihn „die beſte der Republiken“ genannt haben ſoll. Lamartine erzählt, nicht Lafayette, ſondern Odilon Barrot habe dieſe Worte geſagt und zwar ſchon beim erſten Beſuche Ludwig Philipps auf dem Stadthauſe. Es liegt wenig daran, wer es wirklich geſagt hat; die Hauptſache iſt, daß man es in Paris damals glaubte und allgemein der ſchönen Phraſe zuſtimmte.

Nichts charakteriſirt den neuen König beſſer, als die Vorſicht, mit welcher er am Tage vor ſeiner Thronbeſteigung auf ſein ganzes unermeßliches Vermögen zu Gunſten ſeiner Kinder verzichtete, damit es Privatvermögen des Hauſes Orleans bleibe und nicht in das Krongut übergehe, das er mit der Krone zugleich verlieren könnte. Er traute alſo nicht, er ſelber gab der Krone, indem er ſie auf ſein Haupt ſetzte, keinen Credit. Zwiſchen dieſer Maßregel und dem plötzlichen Tode des alten Herzog von Condé war ein nur zu auffallender Zuſammenhang. Man fand den ſtumpfen, alten Herrn (Vater des auf Napoleons Befehl erſchoſſenen Herzogs von Enghien) am 27. Auguſt Morgens erhängt in ſeinem Zimmer und zwar am Fenſterrahmen und in einer Stellung, die einen Selbſtmord ſehr unwahrſcheinlich machte. Noch viel mehr fiel es auf, daß dieſer Greis, der mit Karl X. das Exil getheilt, ſein großes Vermögen nicht der ältern Linie der Bourbons vermacht haben ſollte, ſondern daß ein Teſtament zum Vorſchein kam, welches Ludwig Philipps Sohn, den Herzog von Aumale, zum Univerſalerben der Condés einſetzte. Dieſer damals noch ſehr junge Prinz bekam wirklich alles und hat ſpäter ſeinem Sohn den Namen Condé gegeben.

Die engliſche Zuſtimmung und die Wiederherſtellung einer geordneten Regierung in Frankreich ſelbſt bewogen Oeſterreich und Preußen, das neue Königthum in Frankreich anzuerkennen. Nun glaubte auch Spanien ſeine Anerkennung nicht verweigern zu dürfen. Kaiſer Nicolaus befahl im Anfang, der dreifarbigen Flagge alle ſeine Häfen zu verſperren, nahm aber dieſe Maßregel wieder zurück, als er die Ruhe und den neuen Thron in Paris befeſtigt ſah. Indem er aber Ludwig Philipp anerkannte, ſagte er in ſeinem Schreiben

an ihn: „ewig beklagenswerthe Ereigniſſe haben Euer Majeſtät in eine grauſame Alternative verſetzt. Euer Majeſtät hat einen Entſchluß gefaßt, der Ihr allein geeignet ſchien, Frankreich vor noch größerem Unheil zu bewahren, und ich will mich über die Beweggründe nicht äußern, die Euer Majeſtät dabei geleitet haben ꝛc.“ Ludwig Philipp verſchluckte dieſe Pille. — Was die Völker anlangt, ſo kann man nicht leugnen, daß ſie rings um Frankreich her durch die Julirevolution in einen freudigen Aufſchwung geriethen. Die conſtitutionelle Oppoſition hatte ihre Hoffnung längſt auf den Fortſchritt des Liberalismus in Frankreich geſetzt und wußte, wie ſehr der Sieg deſſelben auch ihr zu Gute kommen müſſe. Je weniger von Seite der Großmächte gegen die neue Julidynaſtie eingeſchritten wurde, um ſo mehr ſchien das conſtitutionelle Syſtem in Frankreich geſichert und eine friedliche Entwicklung deſſelben auch in den Nachbarſtaaten gewährleiſtet. Aber in Belgien, Polen, Italien, zum Theil in Deutſchland und Spanien waren Völker unterdrückt, in unnatürlicher Lage, reif zur Revolution, zu ſchwach, um allein Revolution machen zu können, aber eben deshalb voll Hoffnung auf franzöſiſche Hülfe.

Zweites Buch.

Die belgiſche und polniſche Revolution.

1.

Die belgiſche Revolution.

Zunächſt wurde Belgien von dem revolutionären Fieberrauſch ergriffen.

Die Politik der Großmächte hatte nach Napoleons Sturz die vormaligen öſterreichiſchen Niederlande (Belgien, nebſt dem ehemaligen Reichsbisthume Lüttich) mit Holland vereinigt, um in dieſer Vereinigung ein ſtarkes Bollwerk gegen Frankreich zu bilden. Man hätte erwarten ſollen, daß Belgien (der vormals burgundiſche Reichskreis) wenigſtens dem deutſchen Bunde würde einverleibt werden, aber es unterblieb. Der Oranier Wilhelm, als König I. dieſes Namens, hatte nicht den geringſten Anſpruch auf dieſe Würde und empfing ſie von den Großmächten nur als ein Geſchenk, wofür er weder dankbar war, noch das er zu pflegen verſtand. Es war aber auch kaum möglich, Gegenſätze zu verſöhnen, wie ſie ſeit Jahrhunderten zwiſchen den ſtrengcalviniſchen Holländern und den eifrig katholiſchen Belgiern beſtanden. Der neue König fühlte ſich ganz nur als Holländer und vernachläßigte Belgien. Das letztere, obgleich reicher bevölkert, durfte doch nicht mehr Deputirte in die Kammer

wählen, als Holland. Belgien mußte ſteuern, um den Holländern ihre Deiche und Dünen und ihre Flotte zu erhalten. Es mußte die Staatsſchuld mit Holland theilen, obgleich es bei der Vereinigung nur 32, Holland aber 2000 Millionen Gulden Staatsſchulden gehabt hatte. Im Staats- und Armeedienſt aber wurden nur Holländer begünſtigt, die Belgier auffallend zurückgeſetzt.

Der König hatte die neue Verfaſſung octroyirt. Holland nahm ſie an, Belgien nicht, ſie wurde ihm aber aufgenöthigt, der Erzbiſchof von Gent, Graf von Broglie, der den Eid weigerte, zur Flucht gezwungen und ſeine Verurtheilung an den Pranger angeſchlagen. Das nachherige Benehmen des Königs gegen die katholiſche Kirche war immer böswillig, verrieth aber doch wieder Furcht vor Frankreich. Bald reizte er die klerikale Partei auf, indem er der Kirche die Aufſicht über die hohen und niedern Schulen entriß, bald zeigte er ſich wieder eingeſchüchtert, indem er theilweiſe die Schulen wieder der Kirche übergab und ſogar ein Concordat mit Rom ſchloß, 1827. Dieſes Schwanken ſchadete ihm um ſo mehr, als die erhitzte Prieſterpartei (das ſiedende Weihwaſſer, wie man damals ſagte), nicht nur unter Karl X. einen Rückhalt fand, ſondern auch ſpäter noch ein freilich unnatürliches aber zunächſt beiden Theilen nützliches Bündniß mit dem franzöſiſchen Liberalismus einging. Die belgiſchen Liberalen gaben ſich 1828 aus Anlaß eines Preßproceſſes ein Haupt in de Potter, einem wenig achtungswürdigen Subjecte, das aber die Parteiſucht zum Abgott des Volkes machte, als er verurtheilt wurde und einſtweilen nach Paris ging.

So ſtanden die Dinge, als die Julirevolution in Frankreich ausbrach. Das belgiſche Volk zitterte vor Ungeduld, dem franzöſiſchen nachzuahmen. Am 25. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, ſollte deſſen Tochter Marianne mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählt werden und es wurden in Brüſſel große Feſte vorbereitet. Aber ſchon am 22. (einem Sonntage) las man an allen Straßenecken Maueranſchläge mit den Worten: „Montag Feuerwerk, Dienſtag Illumination, Mittwoch Revolution.“ Die Feſte wurden abbeſtellt. Am Geburtstag des Königs durfte jedoch eine Feſtoper

aufgeführt werden. Das war die damals noch neue Oper von Auber „die Stumme von Portici," deren Gegenstand der Aufstand des Masaniello in Neapel ist. Nichts war geeigneter, revolutionäre Leidenschaften aufzuregen, als gerade diese Musik. Man begreift daher kaum die Thorheit der Behörden, welche die Aufführung zugelassen haben. Das Haus war überfüllt, das Volk drängte sich rings umher in den Straßen. Jede Musikstelle, die der Leidenschaft des Tages schmeichelte, wurde mit donnerndem Jubel begrüßt und nach der Aufführung der Oper stürzte sich die Menge nach dem Hotel Librys, der ein Blatt für die Regierung herausgab, zerstörte seine Pressen, plünderte seinen reichen Weinkeller und steigerte dadurch ihre Wuth immer mehr. Auch das Haus des Polizeidirectors Knyff wurde gestürmt und demolirt und endlich der große und reiche Palast des Justizministers van Maanen erst geplündert, dann in Brand gesteckt. Erst gegen Morgen zeigte sich die Militärmacht und plänkelte hie und da mit dem Volk, ohne Ernst zu machen. Die Regierung wollte jeden ernsten Kampf vermeiden, um den Franzosen keinen Vorwand zur Einmischung zu geben.

Am 26. bildeten die guten Bürger eine Nationalgarde, um die Ordnung zu erhalten. Allein das gemeine Volk, Fabrikarbeiter, Wallonen und Lütticher, ein roher und energischer Menschenschlag, kümmerte sich nicht viel um die guten Bürger und verfolgte die Soldaten bis in ihre Casernen, von wo aus nun fortwährend Feuer gegeben wurde. Nachmittags stieg über dem Rathhause die alte Fahne von Brabant empor (roth, orange und schwarz), als das erste Zeichen, daß man nach Unabhängigkeit trachte. Ganz Belgien ahmte das Beispiel der Hauptstadt nach. In Lüttich, Namur, Brügge stand das Volk auf und bald auf allen Puncten.

In Brüssel trat wieder Ordnung ein. Die vornehmsten Einwohner schickten eine Deputation an den König. Aber der alte stolze König hatte keine Lust, nachzugeben, suchte die Entscheidung hinzuhalten und verfuhr mit Zweideutigkeit, um, wenn es ihm auf die eine Weise nicht gelänge, die Belgier wieder zu unterwerfen, es auf die andere Weise zu versuchen. Zu diesem Zweck sollten ihm

ſeine beiden Söhne dienen. Der ältere, Wilhelm von Oranien, ſollte es mit Verſprechungen verſuchen; der jüngere, Prinz Friedrich, ſammelte im Lager von Vilvorde ſo viele Truppen als möglich. Die Herrn Hoogvorſt und Gendebien wurden vom Prinzen von Oranien nach dem Schloſſe Laeken eingeladen, wo er ihnen das Verſprechen gab, er werde die Vermittlung übernehmen und alles thun, um ihre Wünſche zu erfüllen. Mit dieſer Erklärung ſtand aber eine andere im Widerſpruch. Beide Prinzen forderten nämlich am 31. Auguſt die Nationalgarde von Brüſſel auf, einmal die drei Farben abzulegen und ihren „beſchwerlichen Wachdienſt“ wieder den königlichen Truppen zu überlaſſen. Dieſe Forderung machte den übelſten Eindruck. Man beſorgte den Einmarſch der Truppen und in der Nacht auf den 1. September wurden bereits in den Straßen von Brüſſel zahlreiche Barrikaden errichtet. Baron Secus eilte hinaus zu den Prinzen, um ſie vor einer Uebereilung zu warnen. Nun entſchloß ſich der Prinz von Oranien, allein nach Brüſſel zu gehen und den Weg der Güte zu verſuchen. Die Nationalgarde zog ihm mit klingendem Spiel entgegen, voran die Mezger mit Beilen auf den Schultern, hintennach der mit Picken bewaffnete Pöbel, ein ziemlich revolutionärer Anblick. Der Prinz ſchlug am 3. September den Belgiern eine legislative und adminiſtrative Trennung Belgiens von Holland vor, ſo daß künftig beide Länder jedes ſeine Kammern und ſein Miniſterium für ſich haben ſollten. Dieſe Conceſſion gefiel und der Prinz wurde hoch gefeiert. Auch erfolgte vom Haag aus kein Widerſpruch. Der König ſchien ſogar die Nachgiebigkeit ſeines Sohnes zu billigen, indem er dem verhaßten Miniſter van Maanen ſeine Entlaſſung gab. Allein er entſchied in der Hauptſache noch nichts, ſondern berief erſt die Generalſtaaten auf den 13. September nach dem Haag.

Das belgiſche Volk traute dem König nicht und bewaffnete ſich faſt überall. Belgiſche Soldaten, die nach Holland marſchiren ſollten, wurden zurückgehalten, viele andere verließen die Reihen der Holländer mit Sack und Pack. Da nun der König am 14. die bis dahin verſchobene Hochzeit ſeiner Tochter feierte, ſich dabei ſehr

vertrauensvoll zeigte, als würde er von Preußen unterstützt werden, und auch seinen van Maanen wieder einsetzte, fürchteten die Belgier das Schlimmste. Am 15. wurden die holländischen Truppen durch einen großen Tumult aus Lüttich vertrieben und strömten von dort große bewaffnete Volksmassen nach Brüssel, wo die Nationalgarde ihnen weichen mußte und eine provisorische Regierung ausgerufen wurde, an deren Spitze der noch in Paris weilende de Potter treten sollte, am 21. Aber schon zwei Tage nachher rückte Prinz Friedrich mit 6—7000 Mann in den obern offenen Theil der Stadt Brüssel ein und der Kampf begann und dauerte drei Tage und Nächte lang. Weil es aber dem Prinzen unmöglich war, in die mit Barrikaden verschanzten Straßen der untern Stadt einzudringen, mußte er endlich wieder zurückweichen.

Jetzt erst erklärten sich die holländischen Deputirten in den im Haag versammelten Generalstaaten für die legislative und administrative Trennung Belgiens von Holland, am 29. Im Allgemeinen wünschte das holländische Volk die Auflösung der unnatürlichen Verbindung eben so sehr wie das belgische, hatte jedoch bisher Rücksicht auf den König genommen. Dieser wollte, wie es scheint, dem Beschluß der Generalstaaten zustimmen. Es war aber zu spät, denn schon war de Potter nach Brüssel gekommen und proclamirte am 5. October die volle Unabhängigkeit Belgiens. Ein Nationalcongreß sollte die künftige Verfassung feststellen. Der Prinz von Oranien suchte noch einmal zu vermitteln, aber vergebens. Das bewaffnete Volk, damals meist in blaue Blousen gekleidet, war sehr übermüthig und wurde von van Halen, einem Abenteurer, haranguirt. Ein Volkshaufen unter dem Oberstlieutenant Niellon drang in die reiche Stadt Antwerpen und bedrohte die Citadelle, in welcher der General Chassé die holländische Besatzung befehligte. Lange blieb dieser geduldig und warnte den belgischen Pöbel, als dieser aber immer dreister angriff und höhnisch die Uebergabe der Citadelle verlangte, sagte er: „Ihr werdet meine Antwort bald hören.“ Und kaum waren die Parlamentäre zurückgekehrt, so begann Chassé das Bombardement der Stadt und seine Antwort donnerte aus 300 Kanonen

ununterbrochen ſieben Stunden lang. Hauptſächlich ließ er die reichen Waarenmagazine an der Schelde zerſtören, weil die Belgier ihrerſeits auf die holländiſchen Schiffe geſchoſſen hatten.

Ganz Belgien war eine zeitlang in Anarchie. Das durfte nun nicht ſo fortdauern und die Großmächte eröffneten ſchon am 4. November einen Miniſtercongreß in London, um über die Zukunft Belgiens zu entſcheiden. Am 10. aber verſammelte ſich der belgiſche Nationalcongreß in Brüſſel. Bei den Wahlen in denſelben hatte die klerikale und gemäßigte Partei die Oberhand behalten, denn die Mehrheit des Volkes mißbilligte die Pöbelherrſchaft. Auch wußte man ſchon, daß der neue Bürgerkönig in Frankreich aus Rückſicht auf England und die andern Großmächte auf eine Annexirung Belgiens mit Frankreich verzichtet habe. Die republikaniſche und franzöſiſche Partei konnte alſo nicht mehr aufkommen und de Potter ſelbſt fiel bei den Wahlen durch. Kaum daß man ihm noch erlaubte, als Präſident der bis dahin noch beſtehenden proviſoriſchen Regierung den Nationalcongreß zu eröffnen, deſſen Präſident Surlet de Chokier, ein reicher Gutsbeſitzer, wurde. In der Verſammlung ſelbſt zeichnete ſich der junge Rothomb durch das diplomatiſche Geſchick aus, mit welchem er die Wünſche der Belgier in London zu inſinuiren wußte, ſo daß ſchon am 20. Dezember ein Protocoll der Londoner Miniſterconferenz die Unabhängigkeit Belgiens beſtätigte. Die Brüßler Nationalverſammlung votirte ſodann am 7. Februar die neue Repräſentativverfaſſung mit einem Könige und zwei Kammern. Die Belgier wünſchten den Herzog von Leuchtenberg zum König, einen Franzoſen und Katholiken, ein Kind der Revolution und zugleich legitim. Aber als einen Napoleoniden würde ihn Frankreich nie geduldet haben. Als zweiter Candidat wurde der Herzog von Nemours, zweiter Sohn Ludwig Philipps, aufgeſtellt und am 3. Februar wirklich gewählt, aber nur damit Ludwig Philipp, der wegen des übrigen Europa die Wahl nicht annehmen durfte, Gelegenheit bekam, eine Großmuthsrolle zu ſpielen. Als eine Deputation der Belgier nach Paris kam, lehnte Ludwig Philipp am 17. Februar die belgiſche Krone für ſeinen Sohn ab, tröſtete aber die Belgier, er werde ſie

gegen jeden Feind vertheidigen. Von London aus drang man in die Belgier, den Herzog Leopold von Sachsen-Coburg zu wählen, den Wittwer der Prinzessin Charlotte, einen in England sehr angesehenen Prinzen voll Verstand und Mäßigung. Allein er war Protestant und schien nur einen englischen Statthalter vorstellen zu sollen. Deshalb wollten ihn die Belgier nicht, aber sie wurden bedroht und dadurch der Congreß bewogen, am 4. Juni Leopold zum König zu wählen, mit 152 gegen 44 Stimmen. Dieser Wahl folgte ein Londoner Protocoll vom 27. Juni, worin 18 Artikel festgesetzt waren, welche Belgien auf Kosten Hollands begünstigten. Sie abstrahirten nämlich von einer Theilung der holländischen Schuld, sprachen Holland Maestricht ab, forderten die Räumung Antwerpens seitens der Holländer und duldeten dagegen den status quo in Luxemburg. Leopold hatte die belgische Krone gar nicht annehmen wollen, außer unter so günstigen Bedingungen. Aber König Wilhelm und die Generalstaaten im Haag protestirten energisch gegen die 18 Artikel und als ihre Protestation in London ankam, erklärte der russische, österreichische und preußische Minister, unter diesen Umständen müßten sie einstweilen Leopolds Anerkennung aufschieben. Gleichwohl begab sich Leopold, indem es ihm an Englands und Frankreichs Schutz allein genügte, und nachdem der belgische Congreß die 18 Artikel angenommen hatte, am 16. Juli nach dem Festlande, wurde mit lautem Jubel empfangen und hielt am 21. seinen Einzug in Brüssel. Dann machte er eine Rundreise durch das Land. Aber mitten unter den Festen in Lüttich, am 1. August, schreckte ihn wie ein Donnerschlag die Nachricht, eine zahlreiche holländische Armee sey in die Grenzen eingebrochen. König Wilhelm hatte dem Treiben in London und Brüssel grollend zugesehen, unvermerkt seine Armee verstärkt, plötzlich am 31. Juli den Waffenstillstand aufgekündigt und seine Truppen unter dem Prinzen von Oranien in Belgien einrücken lassen. Die Belgier waren um so entsetzlicher überrascht, als sich trotz alles bisherigen Siegesjubels ihre Armee in einem kläglichen Zustande befand. Dieselbe war vertheilt und wurde überall geschlagen, unter Niellon bei Turnhout, unter Daine bei Hasselt.

Der Prinz von Oranien ſelbſt griff den König Leopold bei Tirlemont an, am 11. Auguſt. Der linke Flügel der Belgier, unter Niellon, war durch 10,000 Mann Nationalgarden und Blouſenmänner verſtärkt worden, dieſe Helden liefen aber beim erſten kräftigen Angriff der Holländer davon. Ihre Angſt war dadurch motivirt, daß man ausgeſprengt hatte, man habe in holländiſche Uniformen verkleidete Preußen vor ſich, deren Tapferkeit man in Belgien von 1815 her kannte. Aber auch dieſe Erklärung kann die Schmach nicht entſchuldigen, mit der ſich „die glorreiche Nationalblouſe“ bei Tirlemont bedeckte, übrigens eine wohlverdiente Beſchämung der vorherigen Prahlerei.

In dem Augenblicke aber, in welchem der Prinz von Oranien ſeinen Sieg weiter verfolgen wollte, empfing er die Nachricht, ein franzöſiſches Heer ſey in Belgien eingerückt, um ihn zu vertreiben. Ludwig Philipp konnte in der That unmöglich zugeben, ſeinen Einfluß auf Belgien durch einen Handſtreich der Holländer zu verlieren, und da es galt, raſch zu ſeyn, wartete er die Zuſtimmung der Londoner Conferenz, die ihm Talleyrand nachholte, nicht ab, ſondern befahl den Einmarſch von 50,000 Mann unter Marſchall Gérard. Auch eine engliſche Flotte unter Cobrington fuhr nach der Schelde. Der Prinz von Oranien wollte es nun auf einen Kampf nicht ankommen laſſen und nahm bereits am 12. Auguſt einen Waffenſtillſtand an. Die Holländer zogen ſich zurück, das franzöſiſche Heer und die engliſche Flotte ebenfalls und alles war wieder auf dem alten Fuße.

Allein Holland erreichte dennoch, was es gewollt hatte, nämlich günſtigere Bedingungen von Seiten der Londoner Conferenz. Kaiſer Nicolaus war eben im Begriffe, die gegen ihn in Polen ausgebrochene Revolution zu überwältigen. Preußen ſtand ganz auf Seite Rußlands und in Kurzem konnten preußiſche und ruſſiſche Heere nöthigenfalls die Holländer unterſtützen. Um nun einen großen europäiſchen Krieg zu vermeiden, zogen es die Weſtmächte vor, dem König von Holland die von Rußland bevorworteten beſſeren Bedingungen zu gewähren.

Am 15. October änderte die Londoner Conferenz die bekannten

18 Artikel in 24 andere ab. Und zwar ſollte Belgien einen Theil von Luxemburg und Limburg verlieren und von der holländiſchen Staatsſchuld eine jährliche Rente von 8,400,000 Gulden übernehmen. Man kann ſich denken, wie unzufrieden die Belgier waren, und doch beſaßen weder der König, noch die Stände Mittel, das Unvermeidliche abzuweiſen. Nur der König von Holland nahm die 24 Artikel nicht an, obgleich ſie nur ihm günſtig waren. Er hoffte immer noch auf Rußland und auf eine Verdrängung des Whigminiſteriums Grey durch Wellington. Dann würde Ludwig Philipp iſolirt und Belgien wieder mit Holland vereinigt worden ſeyn. Das Zünglein der europäiſchen Waage zuckte damals in London. Aber Volk und Preſſe in England zeigten ſich ſo entſchieden für die drei Farben in Paris und Brüſſel, daß die Lords eine Aenderung des Miniſteriums nicht wagten. In Folge deſſen überließ auch Kaiſer Nicolaus Holland ſeinem Schickſale. König Leopold kam mit Ludwig Philipp zu Compiegne zuſammen und warb um deſſen älteſte Tochter Louiſe, am 18. Mai. Die Hochzeit erfolgte am 9. Auguſt. Die katholiſche Partei in Belgien wurde durch die Erklärung beruhigt, ſeine Kinder ſollten katholiſch erzogen werden.

Da der König von Holland aufs hartnäckigſte erklärte, er werde nur der Gewalt weichen, ſo begann am 6. November eine engliſche Flotte die holländiſchen Küſten zu blokiren, und überſchritt ein franzöſiſches Heer unter Marſchall Gérard am 14. die belgiſche Grenze und begann die Belagerung von Antwerpen. Das war ein ziemlich ſonderbarer Krieg. Der König von Holland verhielt ſich paſſiv, griff die Franzoſen nicht an und befahl nur dem General Chaſſé, die Citadelle von Antwerpen zu vertheidigen. Andrerſeits beſchränkten ſich auch die Franzoſen auf die Belagerung Antwerpens, die ſie auch gleichſam nur wie eine Schulübung vornahmen. Die Herzoge von Orleans und Nemours waren dabei und mit ihnen alle junge Eleven des Geniecorps und der Artillerie, um ihnen eine Belagerung zu zeigen, die nach allen Regeln der Kriegskunſt und unter Anwendung alter und neuer Methoden begonnen und vollendet wurde. Auch durfte niemand ſagen, es ſey Krieg. Die Belage-

rung hieß nur eine „Maßregel“ und selbst die Gefangenen durften nicht Kriegsgefangene benannt werden, sondern hießen nur: „in Folge der zur Herstellung des Tractats am 15. November angewandten Zwangsmaßregeln Festgenommene.“ Die Todten aber, welche dieser Comödie zum Opfer fielen, waren wirklich todt. Chassé wehrte sich mit gewohntem Muthe und capitulirte nicht eher, als bis seine Citadelle in Schutt verwandelt war, am 23. December. Dem angenommenen Systeme getreu, weigerte sich König Wilhelm, die Capitulation anzuerkennen. Er legte den größten Werth darauf, vor aller Welt zu beweisen, daß er gezwungen werde, seinen Rechten zu entsagen, und daß es nicht Charakterschwäche sey, wenn er endlich das Unabänderliche geschehen lasse. Die Ausgleichung ließ noch bis zum 22. Jan. 1839 auf sich warten, denn erst damals bequemte sich Holland, die 24 Artikel anzunehmen.

König Leopold in Belgien hatte seit dem Jahr 1833 Ruhe. Die gemeinsame Gefahr hatte ihn mit den Ständen und dem Volke rascher verbunden, als die Gegner gewünscht hatten. Mit großer Einsicht richtete er nunmehr seine Aufmerksamkeit auf die materielle Wohlfahrt Belgiens, wobei ihn besonders sein Minister Rothomb unterstützte. Die Regierung begann, die gewerbreichen Städte Belgiens damals durch ein Netz von Eisenbahnen zu verbinden und durch diese Erleichterung des Verkehrs die belgische Industrie in einen neuen und fabelhaften Schwung zu bringen. Inzwischen wurde dadurch mancherlei Parteiung im Innern doch nicht verhindert. Die klerikale Partei fand von nun an einen mächtigen und systematisch operirenden Gegner im Freimaurerorden.

2.

Die polnische Revolution.

Polen war von Kaiser Alexander als ein selbständiges Königreich, mit Rußland nur durch Personalunion verbunden, und unter

Zusicherung einer Verfassung, die er wirklich gab, unter Garantie der Großmächte übernommen worden. Aber die Verfassung blieb illusorisch, weil der russische Absolutismus von keinem Parlament abhängig werden wollte. Es gab einen polnischen Reichstag, aber seine Sitzungen waren nicht öffentlich, das Budget wurde ihm nicht vorgelegt. Der kaiserliche Statthalter, Alexanders Bruder Constantin, verfügte für Rußland über das gesammte Einkommen Polens und russische Truppen lagen in Polen, Militärcommissionen traten an die Stelle der einheimischen Gerichte. Großfürst Constantin, schon durch seine mongolische Physiognomie auffallend verschieden von seinem schönen Bruder Nicolaus, hatte auch scythische Launen und genirte sich nicht, vornehme Polen und selbst Offiziere körperlich zu mißhandeln. Vor allem machte er sich verhaßt durch die Strenge, womit er den russischen Gamaschendienst auch in Polen durchführte. Kaiser Nicolaus selbst liebte rings um sich Dressur und den pünctlichsten Gehorsam. In Rußland war es die höchste Aufgabe, aus den Soldaten Maschinen zu machen, die sich auf Commando gleichförmig bewegten, daß in der Linie kein Fuß nur um einen halben Zoll vor den andern gesetzt werden durfte, und daß man diese Gradlinigkeit der Front sogar von den Hufen der Pferde erstrebte. Dabei wurde der gemeine Soldat furchtbar mißhandelt und durch die Habgier seiner Obern um die nöthige Pflege betrogen. Dem Civilstande war die russische Polizei und Spionage am lästigsten. Dem heißblütigen, aber harmlosen, munteren und redseligen Polen konnte nichts widerwärtiger seyn, als die russische Maulsperre, die Gefahr, bei jedem unbefangenen Worte belauert, arretirt und nach Sibirien geschickt zu werden. Ein nicht geringer Uebelstand für Polen war ferner die Grenzsperre. Schon Kaiser Alexander hatte sie nach dem großen Krieg verfügt, um Rußlands Industrie zu heben. Diese Zollgrenzen aber engten am meisten das weitvorgeschobene Grenzland Polen ein und hemmten seinen Verkehr mit dem Auslande.

Schon im Jahre 1822 wurde eine Verschwörung in Polen entdeckt. 1828 verband sich ein junger Gardelieutenant in Warschau, Wysocki, mit andern jungen Leuten, um irgend eine That

zu vollführen, wodurch Polen seine Unabhängigkeit wieder erlangen könnte. Im Mai 1829 kam Kaiser Nicolaus nach Warschau. Bei diesem Anlasse sollte er ermordet werden, aber die Verschworenen verloren den Muth. Erst nach der Julirevolution wurde dieser Muth wieder belebt und erst im Vertrauen auf Frankreichs Hülfe schritten die Polen zur That. Kaiser Nicolaus hatte nach den Julitagen große Rüstungen vorgenommen und das polnische Armeecorps, sowie in zweiter Linie das lithauische, zur Avantgarde des großen Heeres bestimmt, womit er die Revolution bekämpft haben würde, wenn sie sich von Frankreich aus weiter verbreitet hätte. Die höheren russischen Offiziere sprachen offen von einem Spaziergange nach Paris. Nichts war natürlicher, als daß die unzufriedenen Polen von Frankreich her aufgereizt wurden, dem russischen Zuge nach Westen eine Barriere vorzulegen. In und zunächst um Warschau lagen an Truppen 7000 Russen und 10,000 Polen. Großfürst Constantin bewohnte, sorglos wie immer, den Palast Belvedere außerhalb der Stadt, ohne besondere Bewachung. Die Verschworenen hielten es also für leicht, ihn dort zu überfallen.

Am 29. November 1830 begaben sich in der Dämmerung zwanzig Studenten und Unterfähndriche, von Nabielak, einem Journalisten, angeführt, unbemerkt nach dem Belvedere, stürzten hinein, tödteten den General Gendre und den Vicepräsidenten Lubowicki, die ihnen gerade in den Weg kamen, konnten aber den Großfürsten selbst nicht finden, den ein treuer Kammerdiener rasch in einer Dachkammer verborgen hatte. Als die jungen Leute abgezogen waren, bestieg der Großfürst das Roß, versammelte seine Generale und stellte sich an die Spitze von drei russischen Cavallerieregimentern. Auch der ganzen Infanterie gab der Großfürst Ordre, sich um ihn zu schaaren. Dieß veranlaßte aber eine grenzenlose Verwirrung. Treue Truppen wurden von verschworenen Offizieren und verschworene Truppen von treuen Offizieren in die Irre geführt. Niemand wußte, woran er war. Unter den Verschworenen selbst herrschten Furcht und Mißtrauen und mancher sah schon den Aufstand als

mißlungen an. Da faßten etwa fünfzig Verſchworene unter Xaver Bronikowski friſchen Muth, ſtürzten durch die Straßen und ſchrieen überlaut: „Polen, zu den Waffen! Die Ruſſen morden eure Brüder!“ Nun ſtrömte das Volk auf die Straßen und mitten im ungeheuerſten Tumulte gaben die Verſchworenen den Maſſen die Richtung an, theils nach dem Arſenal, deſſen geringe Wachmannſchaft überwältigt wurde und wo ſich alles bewaffnete, theils nach dem Theater, in welchem viele der verhaßteſten ruſſiſchen Offiziere und Beamte zumal verhaftet wurden. Nun ließen ſich auch die polniſchen Truppen zum Volke herüberziehen. Als Stanislaus Potocki, General des geſammten polniſchen Fußvolks, allen Bitten, ſich an die Spitze des Aufſtandes zu ſtellen, widerſtand, wurde er vom Pferde geriſſen und ermordet. Ebenſo geſchah dem Kriegsminiſter, General Hauke, den Generalen Trembicki und Blumer, den Oberſten Meciszewski und Saß. Während deſſen machte der Großfürſt nicht den geringſten Verſuch, mit den ihm treuen Regimentern den Aufruhr im erſten Keime zu erſticken. Einer ſeiner polniſchen Adjutanten, Graf Zamoyski, brachte ihm die Meinung bei, in der Stadt habe ſich das Gerücht verbreitet, die Ruſſen wollten Warſchau plündern und verbrennen. Um nun dieſes Gerücht zu widerlegen und die Leute zu beruhigen, ſey nichts räthlicher, als daß ſich der Großfürſt mit ſeinen Ruſſen ganz ruhig verhalte, und ſogar von der Stadt entferne. Conſtantin iſt wirklich dieſem Rathe gefolgt.

Dadurch erſt gewann der Aufſtand freies Spiel. Die jungen Offiziere ertheilten Befehle im Namen des General Chlopicki, der gar nicht da war, aber die größte Popularität genoß, weil er unter Napoleon den meiſten Kriegsruhm erworben hatte. Andrerſeits verſammelte Profeſſor Lelewel einen revolutionären Klub um ſich, um den Vermittlungsverſuchen des Fürſten Lubecki das Gegengewicht zu halten. Endlich kam Chlopicki, übernahm den Befehl über die polniſchen Truppen und vereinigte ſich mit Lubecki, die Ordnung herzuſtellen. Am 2. Dezember wurde eine Deputation an den Großfürſten geſchickt, um mit ihm zu unterhandeln, Lubecki,

Lelewel, der stolze Graf Ostrowski und Fürst Adam Czartoryski, in seiner Jugend Liebling des Kaiser Alexander, sogar mit ihm verwandt, zugleich ein Abkömmling der alten Fürsten von Lithauen, dem daher viele die polnische Krone zudachten. Constantin aber wünschte, daß die Herren sich an seinen Bruder wenden möchten, bei dem er für die Schuldigen Verzeihung nachsuchen werde. Da rief Ostrowski: „es gibt hier keine Schuldigen," und man ging trotzig auseinander. Constantin meinte es gut mit den Polen. Wenn er sie auch mißhandelte, so hinderte das nicht, daß er eben so zärtlich für die Polen fühlte, wie ein gemeiner Russe für seine Frau wenn er sie auch prügelt. Er suchte daher vor allem jedes weitere Blutvergießen zu verhüten und erlaubte den ihm immer noch treu gebliebenen polnischen Regimentern, sich an ihre bereits abgefallenen Kameraden anzuschließen, unter der Bedingung, daß er selbst bei seinem Rückzuge über die polnische Grenze nicht angefochten würde. Er hoffte nachher eine Vermittlung zu Stande zu bringen, denn er hatte Warschau lieb und keinen sehnlicheren Wunsch, als in den alten Verhältnissen dahin zurückzukehren.

Andrerseits war auch Chlopicki zu einer friedlichen Ausgleichung geneigt. Als alter Soldat jedem revolutionären Treiben abhold, wußte er zugleich das Mißverhältniß der polnischen Waffen zu der ungeheuren Militärmacht Rußlands zu beurtheilen. Seine Friedensliebe wurde von sehr vielen Vornehmen getheilt; indem aber die Friedenspartei Ruhe empfahl, den Großfürsten Constantin frei abziehen ließ und auch alles versäumte, um die lithauische Armee ins Interesse zu ziehen und den Aufstand weiter zu verbreiten, vermochte sie den Kaiser doch nicht liebreich zu stimmen. Mit Recht war daher die Partei Lelewels aufs äußerste gegen die Friedensmänner erbittert. Aber das Ansehen, welches Chlopicki in der Armee genoß, hielt die Aufgeregten im Zaum. Während Fürst Lubecki und Graf Jercierski nach Petersburg gingen, um mit dem Kaiser zu vertragen, wurde in Warschau eine provisorische Regierung eingesetzt, mit dem Fürsten Czartoryski an der Spitze, der nicht viel Energie besaß. Am 18. Dezember trat auch der Reichstag zusam-

men, in dem es bald Scenen gab. Aber die wilden Patrioten wurden überstimmt. Lubecki und Jercierski kamen nach Petersburg. Der Kaiser sagte ihnen, von einer Concession könne nicht die Rede seyn, die Polen hätten einfach zu gehorchen und der erste Kanonenschuß, den polnische Rebellen gegen sein Heer abfeuern würden, werde Polen selbst treffen, d. h. seine bisherige Selbständigkeit und Verfassung vernichten.

In einem großen Manifeste vom 20. December erklärte nun der Reichstag vor ganz Europa die Gründe, aus denen eine gewisse Rechtmäßigkeit der polnischen Revolution erhellte, soferne die Verfassung verletzt worden sey. Chlopicki schrieb noch einmal selber an den Kaiser, der auch die Gnade hatte, ihm zu antworten, und ihm persönlich Wohlwollen bezeugte, in Bezug auf Polen aber bei seinem ersten Entscheid beharrte. Durch diese wohl berechnete Güte wollte er die Polen ihres beliebtesten Anführers berauben. Chlopicki legte wirklich am 16. Januar seine Dictatur nieder. An seine Stelle wurde einstweilen der nicht so fähige, aber allgemein beliebte Fürst Radziwil zum Oberfeldherrn gewählt, und das Volk in die Waffen gerufen. Die Friedenspartei verhinderte aber immer noch, daß sich der Aufstand über die engen Grenzen des Königreichs Polen hinaus verbreitete, indem sie die trügliche Voraussetzung hegte, der Aufstand im Königreich wegen Verfassungsverletzung würde von Frankreich, welches so eben eine ganz ähnliche Revolution glücklich durchgeführt hatte, sowie von England anerkannt werden, und die Westmächte würden, als Garanten der polnischen Verfassung, Polen in Schutz nehmen. Wenn dagegen auch die altpolnischen Provinzen, die Rußland schon längst einverleibt waren, insurgirt würden, so würde das Recht dazu bestritten werden. Die Diplomatie aber hatte für Polen nur Täuschungen. Ludwig Philipp benutzte die polnische Insurrection und die dadurch für Rußland entstandene Verlegenheit nur, um Rußland zur Anerkennung der Thronveränderung in Frankreich und der Unabhängigkeit Belgiens zu nöthigen.

Das polnische Heer wurde bis auf 55,000 Mann gebracht,

wovon jedoch ein Theil nur mit Senſen bewaffnet war, welche lanzenartig an einem Schaft befeſtigt wurden. Die zugeſchulte und gut bewaffnete Armee berechnete man zu 21,000 Mann Infanterie, 5000 Cavallerie, 8000 Artillerie. Das Uebrige waren ſchnell improviſirte neue Regimenter, darunter leichte Reiter, die ſ. g. Krakuſen. Ueberall abgeſperrt, konnten die Polen auch vom Ausland keine Waffen beziehen. Man klagte ſehr, daß ſie nicht zu rechter Zeit die nahe Meeresküſte gewonnen hätten, um Unterſtützungen von engliſchen Schiffen zu erhalten und daß man ſich die 30,000 Mann ſtarke lithauiſche Armee hatte entgehen laſſen, deren Anſchluß an die polniſche in den erſten Tagen des Dezember möglich geweſen wäre, wenn man dazu gethan hätte. Die Ruſſen unter Graf Diebitſch hatten ſich jetzt ſchon dieſer lithauiſchen Armee verſichert und kamen 114,000 Mann ſtark mit 336 Kanonen am 5. Februar über die Grenze. Die Polen verfehlten nicht, die Theilung des Feindes zu benützen und über einzelne Corps deſſelben herzufallen. Der polniſche General Dwernicki, ein Sechziger von kleiner Geſtalt, aber großem Muthe, überfiel den General Geismar am 14. Febr. bei Stoczek. Das berühmte Lied: „Polen iſt noch nicht verloren!“ laut ſingend, ſtürzten die Polen wüthend in den Feind, tödteten ihm 300 Mann und nahmen ihm 8 Kanonen ab. Ebenſo wurde General Roſen am 17. Februar bei Dobre durch ein kleines polniſches Corps unter Skrzynecki aufgehalten und verlor viele Leute. Hier war es beſonders das vierte polniſche Infanterieregiment, das alle Angriffe der Ruſſen zurückſchlug. Es fielen noch andere kleine Gefechte vor, die alle nicht hinderten, daß Diebitſch ſeinen Zweck erreichte und ſeine Corps vor Warſchau vereinigte.

Um nach Warſchau ſelbſt zu gelangen, mußten die Ruſſen erſt Praga, die Vorſtadt, welche von der Stadt durch die Weichſel getrennt wird, erobern. Aber vor Praga, in der Gegend von Grochow, ſtanden die Polen in guter Aufſtellung. Da Radziwil nicht fähig war, die Polen zu führen, übernahm Chlopicki, wenn auch nur als ſein Adjutant, den Oberbefehl. Der Anblick des nahen Feindes, die Noth des Vaterlandes und die Erinnerung der Schlacht-

felder gab ihm den Muth wieder, den ihm des Kaisers Brief genommen hatte. Am 19. Februar begann nun die blutige Schlacht bei Wawer, welche zwei Tage lang dauerte. Obgleich Diebitsch 200 Kanonen ununterbrochen donnern ließ, konnte doch das Rosensche Corps, welches er dazu befehligt, den Schlüssel der Stellung, ein Erlenwäldchen zwischen Wawer und Grochow, welches das vierte Regiment vertheidigte, nicht erstürmen. Mehrere russische Regimenter wurden hier fast ganz aufgerieben. Diebitsch zog sich nun wieder zurück und wollte das seine Reserve bildende Armeecorps von Schachowskoi abwarten. Durch dieses sein Zaudern wurde der Muth der Polen nicht wenig erhöht. Zugleich hatte Dwernicki am 20. das abgesonderte Corps von Kreutz geschlagen und war der aus der preußischen Festung Glogau entflohene polnische General Uminski in Warschau angekommen, um zu helfen. Schachowskoi kam zwischen den Polen ins Gedränge und Diebitsch suchte ihm Luft zu machen, erneuerte am 25. den frühern Angriff bei Wawer und begann die blutige Schlacht, die man zum Unterschied von jener die bei Grochow nennt. Allein auch diesmal hielten ihn die Polen in dem berühmten Erlenwäldchen auf und sie hätten gesiegt, wenn nicht General Krukowiecki aus Eifersucht gegen Chlopickis Befehle ungehorsam gewesen wäre. So konnte Schachowskoi herankommen und nun erlagen die Polen der Uebermacht; Chlopicki wurde durch eine Kanonenkugel an beiden Beinen verwundet, das Wäldchen von den Russen genommen, deren Kürassiere bis an die Thore von Praga kamen. Nun aber zündeten die Polen Praga an allen Ecken an, um den Russen das Eindringen zu erschweren, und die Kürassiere, durch eine auf den Rath Prondzynskis (des geschicktesten unter den polnischen Ingenieuren) angebrachte Batterie congrevischer Raketen zerschmettert und von Skrzyneckis tapferm Fußvolk in der Flanke angegriffen, wichen zurück.

In derselben Nacht, in der Praga in Flammen stand, änderte sich das vorher trockene Wetter. Ein Thauwind strich über die Ebene und bald wurde die ganze Gegend von Schnee- und Regenschauern in Koth, das berühmte fünfte Element Polens, aufgelöst.

Da nun Diebitſch einen neuen Angriff auf Warſchau nicht mehr machen wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als während der naſſen Zeit ſtehen zu bleiben, wo er war, und abermals Verſtärkungen, namentlich die 40,000 Mann ſtarke ruſſiſche Garde abzuwarten, die ihm Großfürſt Michael zuführen ſollte. Er litt aber Mangel an Lebensmitteln und in ſeinem Lager brachen Krankheiten aus, weshalb er ſeine Truppen auf die Dörfer zerſtreuen mußte. Aber auch die Polen blieben in dieſer Zeit unthätig, weil die ſchlechten Wege ihnen keine raſchen Operationen geſtatteten und weil ſie aufs neue unterhandeln wollten. Sie hofften, nachdem der Kaiſer erkannt, wie ſchwer es ſey, ſie zu beſiegen, werde er zur Nachgiebigkeit geneigter ſeyn und die Weſtmächte würden für ſie interveniren. Skrzynecki, der verdientermaßen an Radziwils Stelle Obergeneral wurde, ſchrieb deshalb an Diebitſch. Dieſer ging gern darauf ein, denn ſo lange die Polen unterhandelten, war er vor ihren Angriffen ſicher. Nur der unermüdliche Dwernicki konnte nicht unthätig bleiben und überfiel ein ruſſiſches Corps unter dem Herzog Adam von Württemberg am 26. Februar in Pulawy, einem ſchönen Schloſſe der alten Fürſtin Czartoryska, der Großmutter Adams, bei welchem Anlaß der Enkel ſelbſt das ſchöne Schloß verheerte, weil er damit vor den Augen des Kaiſers ſeinen Polenhaß zur Schau tragen wollte.

Erſt Ende März traf Diebitſch ernſte Anſtalten, oberhalb Warſchau einen Weichſelübergang zu verſuchen, während er Geismar und Roſen ſtehen ließ, um ſeine Bewegung zu maskiren. Aber die Polen merkten es und Skrzynecki ſelbſt zog am 31. März plötzlich von Warſchau aus und ſchlug jene Beiden bei Dembe-Wilkie. Die Ruſſen verloren 5—6000 Mann nach ihrem eigenen, 11,000 nach polniſchem Bericht. Auch Prondzynski und Uminski erfochten kleine Siege. Der Jubel war groß in Warſchau, aber die Einſichtsvollen erkannten, daß mit all dieſen Siegen nichts gewonnen ſey, da die ruſſiſche Hauptarmee immer noch vor Warſchau ſtehe und trotz ihrer Verluſte ſtets wieder ergänzt werde, wogegen die Polen ſich im Siegen ſelbſt erſchöpften. Auch waren die poluiſchen Generale uneins. Im Reichstag forderte die demokratiſche Partei eine Emancipation

des Bauernstandes, während der Feind vor den Thoren stand. Skrzynecki hoffte auf Intervention. Später hat Lafayette der französischen Deputirtenkammer ein Schreiben vorgelegt, woraus erhellte, Ludwig Philipp habe den polnischen Feldherrn ersuchen lassen, nur noch zwei Monate zu warten und keinen großen Schlag auszuführen, weil bis dahin die Intervention erfolgt seyn werde.

Mittlerweile brach die lang versäumte Insurrection in Lithauen im Rücken von Diebitsch aus, denn jetzt erst, nachdem die Russen so oft geschlagen worden waren, bekamen die Verschworenen Muth. Aber die Insurgenten waren schlecht bewaffnet und konnten die von 3—4000 Russen besetzte Hauptstadt Wilna nicht einnehmen. Auch fehlte es an einem militairischen Haupt, was wenigstens die vielbesprochene Amazone, Gräfin Emilie Plater, nicht ersetzte. Um auch Volhynien und Podolien in Aufstand zu bringen, sollte Dwernicki, durch Sierawski unterstützt, einen kühnen Zug wagen. Allein der letztere unterlag den Russen. Dwernicki kam nach Volhynien, aber nur wenige Insurgenten gesellten sich zu ihm, und von den Russen verfolgt, floh er über die österreichische Grenze. Und doch ließ sich der Reichstag in Warschau noch durch den Volhynier Godebski hinreißen, die Einverleibung der altpolnischen Provinzen mit dem Königreich Polen zu decretiren, am 5. Mai.

Die Hauptarmeen blieben unthätig. Erst am 12. Mai ließ sich Skrzynecki bewegen, in der Nacht mit seinem ganzen Heere auszumarschiren, um die immer noch von Diebitsch entfernt stehenden russischen Garden unter dem Großfürsten Michael zu überfallen. Der Plan war trefflich angelegt, wurde aber nicht eben so gut ausgeführt. Die Garden zogen sich vor der Uebermacht zurück und Skrzynecki ließ ihnen dazu Zeit, aller Beschwörungen Prondzynskis und Roman Soltyks ungeachtet. Endlich theilte er seine Armee und ließ einen kleineren Theil derselben unter Gielgud den Garden folgen, während er mit dem größeren Theil umkehrte und eben eine Stellung bei Ostrolenka eingenommen hatte, als Diebitsch mit seiner ganzen Macht auch dahin kam, in der Absicht, den bedrohten Garden zu helfen. Nun hätte der polnische Feldherr die Schlacht vermeiden

ſollen, allein er blieb und erlitt eine ſchwere Niederlage. Der Kaiſer ſchickte den Grafen Orlow ins Lager ab und wenige Tage nachher, am 10. Juni, ſtarb Diebitſch plötzlich an der Cholera. Vier Wochen ſpäter ſtarb auch Großfürſt Conſtantin an derſelben Krankheit zu Minsk, am 18. Juli, und bald darauf auch ſeine Gemahlin, die Fürſtin von Lowicz.

3.

Warſchaus Fall.

Die Ungarn forderten im Juni ihren Kaiſer in einer großen von 22 Comitaten unterzeichneten Adreſſe auf, den Polen zu helfen. Die Adreſſe blieb unbeantwortet, aber es ging das Gerücht, als ſeyen dennoch geheime Unterhandlungen mit Polen gepflogen worden, welche Kaiſer Nicolaus durch Beſtechung Metternichs abgebrochen habe. Inzwiſchen iſt kaum glaublich, daß Oeſterreich allein, nachdem ſich England und Frankreich verſagt hatten, Rußland würde angegriffen haben, auch wenn es Luſt gehabt hätte.

Unterdeß hatte ſich Gielgud gegen Lithauen gewendet; ihm voran zog Chlapowski, hinter ihm folgte Dembinski. Sie wären ſtark genug geweſen, ſich Wilnas zu bemeiſtern, aber Gielgud war ein Verräther und ließ ſich bei Szawle am 26. Juni von nur wenigen Ruſſen ſchlagen und gefliſſentlich an die preußiſche Grenze treiben. Da ſchoß ihn ein Offizier vor der Fronte nieder. Chlapowski, der auch nicht rein war, entwiſchte. General Roland verſuchte ſich noch durchzuſchlagen, unterlag aber den Ruſſen und ging über die preußiſche Grenze, am 15. Juli. Die Polen wurden hier, wie in Oeſterreich, entwaffnet. Von Dembinski hörte man lange nichts mehr, er war verſchwunden.

Unterdeß war Paskiewitſch zum Oberfeldherrn des ruſſiſchen Heeres ernannt worden. Er verfolgte den Plan, weit unterhalb Warſchau über die Weichſel zu gehen und dieſe Hauptſtadt im Rücken

zu faſſen. Mit der preußiſchen Regierung war ſchon Verabredung getroffen. Paskiewitſch erhielt von derſelben Zufuhren aller Art, namentlich auch den erforderlichen Brückenapparat; die Feſtung Thorn war ihm desfalls zur Dispoſition geſtellt. Aber um an die Uebergangsſtelle bei Plocz zu gelangen, brauchte Paskiewitſch von Pultusk aus einen weiten Flankenmarſch neben Warſchau vorbei und konnte hier von den Polen gefährlich beunruhigt werden. Allein wie ſehr man in Skrzynecki drang, er ließ das ruſſiſche Hauptheer ungehindert den Marſch von Pultusk aus antreten, 4. Juli. Eben ſo wenig wurden die Ruſſen am Uebergang über die Weichſel verhindert, am 21. Juli. Immer noch waren die Polen ſtark genug, der ruſſiſchen Hauptarmee auf dem linken Weichſelufer eine Schlacht zu liefern, oder die auf dem rechten Ufer zurückgebliebenen kleineren ruſſiſchen Corps zu vernichten. Aber es wurde gar kein Plan gefaßt und wenn auch einmal ein Corps vorgeſchoben wurde, ſo geſchah es mit halbem Willen und ohne Erfolg. Paskiewitſch ſelbſt übereilte ſich nicht, gegen Warſchau vorzurücken. Wie es ſcheint, wollte er die Polen durch Zuwarten nur immer mehr in Verwirrung kommen laſſen, während er zugleich den Verſtärkungen entgegenſah, die aus dem innern Rußland heranzogen und ihn mit jedem Tage mehr des Sieges vergewiſſerten.

Am 3. Auguſt kam plötzlich Dembinski mit einem Haufen ſonnverbrannter Krieger in Warſchau an. Dieſer Held hatte bei ſeiner Trennung von Gielgud noch 3600 Mann mit 6 Kanonen, die er in einem großen Bogen um Wilna herum glücklich zurückführte, obgleich durch die Ruſſen verfolgt oder erwartet, durch Gefechte, Flüſſe, Sümpfe und Wälder aufgehalten. Er hat dieſen außerordentlichen Zug, der ihm die höchſte Ehre erwarb, ſelbſt beſchrieben. Sein Wiedererſcheinen in Warſchau belebte alle Hoffnungen. Der Ingrimm gegen Skrzynecki brach aus. Am 10. Auguſt wurde er abgeſetzt. Dembinski ſah mit Entſetzen die Uneinigkeit der Parteien und wollte das Commando gar nicht annehmen. Nun wurde Prondzynski zum Oberbefehl berufen, aber auch er fand keine Autorität mehr. Die demokratiſche Partei, die ſich von Anfang an

um Lelewel geſchaart hatte, ſah das Verderben herannahen und ſchrieb es mit Recht den diplomatiſchen Zögerungen und Vertröſtungen, mit Unrecht dem Verrathe zu und verlangte Opfer. Die geheime Triebfeder dabei war General Krukowiecki, der einen großen Aufruhr herbeiführen wollte, um ſich ſelbſt zum Dictator ausrufen zu laſſen, denn er verging vor Neid und Ehrgeiz. Am 15. Auguſt ſtürmte der Pöbel das Gefängniß, in dem ſich die Anhänger Rußlands und die Verdächtigen befanden, und wurden die Generale Jankowski, Bukowski, Salacki und Hurtig, Oberſt Slupecki, der Kammerherr Fertſch und eine Ruſſin, Frau Bazanow ꝛc. in Stücke geriſſen, zuſammen an 30 Perſonen. Am folgenden Morgen ließ ſich Krukowiecki zum Gouverneur von Warſchau ausrufen und jagte die Regierung davon.

Der Feind vor den Thoren und ſolche Greuel im Innern, wie ſollte Warſchau geholfen werden? Am 21. Auguſt wurde Ramorino, ein aus Frankreich gekommener Abenteurer, mit 20,000 Mann entſendet, um die Corps von Golowin und Roſen, die immer noch Warſchau beobachteten, zu vernichten; aber er ließ Roſen entwiſchen und folgte ihm zu weit, ſo daß er nicht mehr Warſchau zu Hülfe kommen konnte, wenn dieſes angegriffen wurde. Auch hatten ſich Czartoryski und die Häupter der diplomatiſchen Partei unter ſeinen Schutz begeben und wagten ſich nicht mehr nach Warſchau zurück. Noch befanden ſich ungefähr 37,000 Mann in Warſchau, aber man hatte die Befeſtigung verſäumt. Die doppelte Umwallung der Stadt war für eine große Armee kein ernſtes Hinderniß, und die allein beſſer angelegte Schanze von Wola genügte nicht. Am 5. Dezember plötzlich ſtand die ganze ruſſiſche Armee in Schlachtordnung vor den Mauern, eröffnete ein furchtbares Feuer und machte, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Polen, doch ſichtlich Fortſchritte. Unterdeß ſaß der Reichstag in Permanenz und konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Erſt als am folgenden Tage die Ruſſen nach einem wüthenden Kampfe die Schanzen von Wola erſtürmt hatten, ließ Krukowiecki durch Prondzynski einen Waffenſtillſtand als Einleitung zur förmlichen Uebergabe unterhandeln. Der Reichstag

sperrte sich noch, aber die Mehrheit wollte es nicht aufs äußerste kommen lassen und zog eine Capitulation, die den freien Abzug sicherte, dem Sturm und Untergange vor. Paskiewitsch aber bewilligte am 8. September gern in der Capitulation Warschaus den freien Abzug des Heeres und der Behörden. Damit schonte er die Hauptstadt, setzte sich in den Besitz aller ihrer Vorräthe und konnte überzeugt seyn, die ins freie Feld hinausgejagten und unter einander selbst uneinigen Polen würden nicht lange mehr zusammenbleiben. Sie trennten sich wirklich, Rozycki und Ramorino gingen über die österreichische Grenze. Am 28. Sept. zog Rüdiger in Krakau ein und ließ den Polen zum Hohn seine Musik „Polen ist noch nicht verloren" spielen. Dembinski und Uminski wollten noch bei Plocz über die Weichsel setzen und die Russen in Warschau überfallen. Aber Rybinski wollte nicht. Man schrie über Verrath und zankte sich. Es blieb nichts übrig, als sich über die nahe preußische Grenze zu retten. Dieser Uebergang der letzten freien Polen erfolgte bei Straßburg, wo sie vom preußischen Militär entwaffnet wurden. Man sah die abgehärteten Krieger weinen, viele warfen sich zum letztenmal auf die polnische Erde, um sie zu küssen. Am rührendsten war der Abschied „der letzten Zehn vom vierten Regiment," denn nur so viele waren von dieser Heldenschaar noch übrig. Die preußische Regierung gewährte 1400 Polen, meist Offizieren, Pässe nach Frankreich und auch viele Gemeine kamen durch. Zuletzt blieben noch 6—7000 Mann an der Grenze und diese tapfern Männer sollten an Rußland ausgeliefert werden, aber die Polen ließen lieber preußische Säbel unter sich einhauen, als daß sie unter die russische Knute zurückgekehrt wären. Am Ende trat Erbarmen ein und die unglücklichen Polen wurden theils im Lande verwendet, theils nach Frankreich entlassen. — Die nach Oesterreich geflüchteten Polen von Rang und die Offiziere wurden sämmtlich nach Frankreich befördert. Von Seiten der Gemeinen hörte man keine Klagen. Es hieß später, der Kaiser von Rußland habe auf österreichische Verwendung alle amnestirt. Die geflüchteten Offiziere wurden im westlichen Deutschland von s. g. Polencomités

verpflegt und sehr gefeiert. In Frankreich erhielten sie nur kärgliche Unterstützung. Ludwig Philipp sah sie ungern kommen.

In Polen selbst stellte Paskiewitsch, zum Fürsten von Warschau und Statthalter ernannt, die russische Gewalt vollständig her, nachdem auch Modlin und Zamosk sich unterworfen hatten. Die vornehmen Polen, die durch ihr Dableiben sich der Gnade des Kaisers würdig zu machen hofften, Fürst Radziwil, Krukowiecki, Prondzynski und viele andere wurden auf der Stelle „ins Innere des Reichs" geschickt. Eine Amnestie erfolgte am 1. November, aber sie enthielt so viele Ausnahmen, daß niemand sicher war. Wie konnte man auch nach einer so schrecklichen Revolution, in der sich der glühendste Haß gegen den Kaiser Luft gemacht hatte, von eben diesem Kaiser eine weichliche Huld erwarten? Die Amnestie war für Europa geschrieben, nicht für die Polen.

4.

Das gräcorussische System.

Kaiser Nicolaus nahm an, durch die Revolution hätten die Polen ihr Recht verloren; indem sie *seine* Rechte nicht mehr hätten gelten lassen, habe er auch die ihrigen, wie sie 1815 durch den Wiener Congreß garantirt worden, nicht mehr zu achten. Die Garanten des Königreichs Polen thaten keine Einsprache gegen diese seine Auslegung; Preußen nicht, weil es blind Rußland folgte; Oesterreich nicht, weil es keinen Krieg anfangen wollte und weil Metternich durch die Finger sah; England und Frankreich nicht, weil Kaiser Nicolaus ihnen um den Preis Polens gestattete, in Belgien, Spanien, Portugal zu verfahren, wie sie wollten.

Er behielt also freie Hand, Polen zu strafen. Zuerst wurde die polnische Uniform abgeschafft, alles polnische Militär in russische Regimenter untergesteckt; womit auch die polnischen Fahnen und Farben verschwanden. Nichts durfte mehr an die Nationalität er-

innern. Die Universität in Warschau wurde aufgehoben, damit Geist und Sprache der Polen keine höhere Pflege mehr genössen. Die polnischen Archive, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen aller Art wurden nach St. Petersburg gebracht. Alle öffentlichen Acte mußten hinfort in russischer und polnischer Sprache zugleich ausgefertigt werden. Unterdeß wurden in allen Theilen des Königreichs Verhaftungen vorgenommen und die am meisten Compromittirten zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurtheilt. Man rechnete 80,000 Polen, die über die östliche Grenze weggeschafft worden seyen. Aber auch unter den Zurückbleibenden wurde eine strenge Sichtung vorgenommen. Schon am 31. October 1831 befahl der Kaiser, jeder Pole, der seinen Adel nicht durch Urkunden beweisen könne, solle denselben verlieren. Es gab da eine große Ueberzahl armen Adels, die s. g. Schlachty (Geschlechter, von edlem Geschlecht, ein deutsches Wort), die besonders viel revolutionäre Elemente lieferten. Diese sollten nun mit einem Schlage vernichtet werden, denn nur die wenigsten hatten Adelsbriefe. Am 26. Februar 1832 gab der Kaiser ein s. g. polnisches Statut, worin er öffentlich kund that, daß es kein Königreich Polen mehr gebe, daß es vielmehr dem russischen Reich als einfache Provinz einverleibt sey. In diesem Statut hieß es jedoch noch, die Freiheit des Cultus sey garantirt und die katholische Religion als die der Mehrheit der Einwohner in Polen „Gegenstand des besondern Schutzes und Wohlwollens der Regierung."

Die Güter des geflüchteten oder nach Sibirien verbannten polnischen Adels wurden confiscirt. Daß Paskiewitsch selbst nicht leer ausging, beweisen die 70 Millionen Silberrubel, die er bei seinem Tode hinterließ. Die Kinder der geflüchteten oder verbannten Polen durften nicht in ihrer Heimath bleiben, wenn es ihnen auch an Mitteln nicht gefehlt hätte. Auf Befehl des Kaisers wurden sie alle ins Innere Rußlands geschleppt, um in kais. Instituten zu guten russischen Unterthanen erzogen zu werden. Diese Bestimmung wurde auch auf die Kinder niederer Stände ausgedehnt, wenn sie ihre Eltern verloren hatten, oder wenn man annahm, die Eltern seyen zu arm,

um sie ernähren zu können. Sie wurden in die Militärcolonien abgeliefert. Schonungslos griffen die Kosacken die Kinder auf der Straße auf. Man sah im Mai 1832 täglich herzzerreißende Scenen, wie Mütter sich den Pferden entgegen und unter die Räder der Wagen warfen, auf denen ihre Kinder mit andern wie Häringe zusammengepackt nach Minsk abgeführt wurden.

Auch begannen jetzt die Maßregeln, durch welche der katholische Glaube ebenso geschwächt und zuletzt vernichtet werden sollte, wie die polnische Nationalität. Schon 1828 war durch kaiserlichen Ukas vom 22. April das griechisch-unirte Bisthum Luck in Volhynien aufgehoben worden. Also schon damals ging der Czar darauf aus, die s. g. unirten Griechen, d. h. die vorlängst mit der römischen Kirche vereinigten Slaven des alten Königreichs Polen, die ursprünglich zur griechischen Kirche in Constantinopel gehört hatten, seiner russischen Staatskirche einzuverleiben. Dies wird noch mehr bestätigt durch die auffallende Vernachläßigung der katholischen Kirche. Im Königreich Polen sowohl wie in den altpolnischen Provinzen waren fast alle bischöflichen Sitze erledigt und die kaiserliche Regierung schleppte absichtlich die Wiederbesetzung hin. In Rom wußte man, wie es gemeint sey, und nahm sich mit der größten Aengstlichkeit in Acht, einen Schritt zu thun, der dem mächtigen Kaiser auch nur den Vorwand leihen konnte, der katholischen Kirche noch weher zu thun. Da der erzbischöfliche Sitz von Warschau und auch die bischöflichen von Kalisch, Sandomir, Augustowo nicht besetzt waren, übernahm Gutkowski, Bischof von Podlachien, die Leitung des polnischen Klerus, um ihn aufs dringendste von der Theilnahme an der Revolution abzumahnen. Und Papst Gregor XVI. hatte kaum den Stuhl des Apostels bestiegen, als er in einem offenen Schreiben die Polen zur Unterwerfung aufforderte. Aber es half nichts. In den altpolnischen Provinzen wurden 1832 durch Ukas vom 31. Juli 202 Klöster aufgehoben und die wenigen übrigen in die Lage gebracht, bald aussterben zu müssen. Im folgenden Jahr wurde das den Unirten gehörige Heiligthum Unserer Lieben Frau von Poczajow, ein berühmter Wallfahrtsort, denselben ent-

riſſen und dem ruſſiſchen Ritus übergeben. Daſſelbe Schickſal erlitten eine Menge unirte Kirchen, indem man theils den Diöceſen eine andere Einrichtung gab und dadurch manche Kirche erübrigte, theils die Erlaubniß, Kirchen zu beſitzen, auf größere Ortſchaften einſchränkte, während auch für die kleinſten nicht unirten Gemeinden Kirchen da ſeyn mußten. Im Jahre 1835 wurden alle unirten Prieſterſeminare aufgelöst und die jungen Prieſter gezwungen, in St. Petersburg zu ſtudiren. Im Jahr 1834 wurde den Unirten ein neues, weſentlich ſchismatiſches Miſſale aufgenöthigt und ältere katholiſche Einrichtungen, Predigt, gemeinſamer Geſang, Knien beim Gebet, der Gebrauch des Roſenkranzes und hauptſächlich das „Kirchengebet für den Papſt" verboten. Nur für den Kaiſer allein durfte noch gebetet werden. Sodann wurde der gregorianiſche Kalender, den die Unirten brauchten, abgeſchafft und durch den julianiſchen verdrängt, den veralteten, aſtronomiſch falſchen, den Rußland beibehalten hatte.

Nach ſolchen Vorbereitungen that Kaiſer Nicolaus den letzten Schritt, berief eine Synode der unirten Biſchöfe am 12. Februar 1839 nach Polock und ließ durch dieſelbe die Einverleibung der unirten Bisthümer in die ruſſiſche Staatskirche beſchließen. Die Verſammelten waren durch Gunſt, Orden und Geld beſtochen oder von Todesſchrecken gelähmt. Nie ſah die Welt ein ſchändlicheres Gaukelſpiel als dieſe Kirchenverſammlung, der als ruſſiſcher Kommiſſär der Ruſſe Prataſof präſidirte, und die im Uebrigen ein Deutſcher, Namens Schröder, Luzynski, Biſchof von Polock, und Siemazko, Biſchof von Lithauen, leiteten, zwei Judaſſe, die den Heiland ſelbſt verkauft hätten. Der h. Vater hat bald nachher in einer würdevollen Allocution von dieſen Abgefallenen geſagt: „Es widert uns an, hier zu wiederholen, durch welche Verführungsmittel verleitet jene entarteten Hirten in einen ſo tiefen Abgrund der Bosheit und des Verderbens geſtürzt ſind."

Die griechiſche Kirche kennt keine Predigt, ein Hauptgrund, aus welchem ſie ſo ſehr entgeiſtet und zu einem bloßen Ceremoniel herabgeſunken iſt. Der ruſſiſche Prieſter (Pope) iſt in der Regel

der unwissendste Mensch, betrinkt sich wie der gemeinste Leibeigene und bekommt dann auch Prügel, sowie er aber das Priestergewand wieder angezogen hat, küßt man ihm wieder die Hand. Obgleich nun die unirte Geistlichkeit selbst unter dem langen Druck geistig verwahrlost worden war, so behielt sie doch, so lange sie nur mit Rom noch in irgend einer Verbindung blieb, die Aussicht, vom Abendland her wieder Geist zu empfangen. Von nun an aber war sie dem Stumpfsinn des russischen Popenthums verfallen und die römische Kirche um 2 Millionen ihrer Bekenner ärmer.

Unmittelbar darauf ergriff der Kaiser noch weitere Maßregeln gegen den Katholicismus im Königreich Polen. Hatte Gutkowski mitten im Feuer der Revolution zum Gehorsam gegen den Kaiser gemahnt, so empfing er dafür keinen Dank. Das Ansehen, welches er durch seine Tugenden unter dem polnischen Klerus genoß, wurde ihm nicht verziehen. Der Kaiser ließ ihn festnehmen, aus Polen wegführen und in ein Kloster stecken, 1841. Hierauf verlangte der russische Gesandte vom Papst, er solle einen gewissen Pulawski als Erzbischof von Mohilew bestätigen. Dieser Pulawski war eine eben solche Kreatur wie Luzynski. Aus Sorge, daß seine Weigerung den Kaiser reizen werde, den Katholicismus in Polen ganz auszurotten, gab der Papst mit bittrem Schmerze nach. Nun wurde zwar die katholische Kirche in Polen als solche noch ferner geduldet, aber die Wirksamkeit der katholischen Pfarrer wurde immer mehr eingeengt. Bei den schwersten Strafen durfte keiner mehr ein Kind aus gemischter Ehe taufen. Im Jahre 1841 verloren die katholischen Bischöfe in Polen vollends alle ihre Güter und wurden auf Sold gesetzt. Ueberall wurden denselben russische Bischöfe zur Seite gegeben, wie früher schon in Warschau, so jetzt zu Sandomir, Kalisch und Lowicz. Polen mußte nun auch den russischen Kalender annehmen.

Jetzt erst überzeugte sich der Papst, daß seine Nachgiebigkeit von Seite Rußlands immer nur mißbraucht worden sey, um ihn gewissermaßen als Mitschuldigen des Czaren oder als gänzlich ohn-

mächtig erscheinen zu lassen. Am 22. Juli 1842 sprach sich daher Gregor XVI. in einer Allocution im geheimen Consistorium fest und würdevoll gegen die Gewaltthätigkeit und Arglist Rußlands aus. Im Winter 1846 hielt sich die Kaiserin von Rußland ihrer Gesundheit wegen in Palermo auf und kam ihr Gemahl, der Kaiser, indem er ihr nachreiste, auch nach Rom und besuchte am 13. Dezember den greisen Papst, der ihn mit hoher apostolischer Würde empfing. Man sagt, als der Kaiser die Wahrheit dessen, worüber der h. Vater klagte, in Abrede gestellt, habe Gregor einen Schrank geöffnet und ihm die Originalien vorgelegt. Der ganze Besuch hatte nur den Zweck, vom Kaiser von Rußland den Schein einer feindseligen Gesinnung gegen Rom abzuwälzen und den Schein eines Wohlwollens vor dem katholischen Europa zur Schau zu stellen, was nicht vorhanden war. Die katholische Kirche wurde in Rußland nach wie vor verfolgt.

Die katholischen Großstaaten, Oesterreich und Frankreich, thaten keine Einsprache, nach dem Princip der Nichtintervention und weil sowohl Metternich als Ludwig Philipp in Kirchensachen die Omnipotenz des Staates für berechtigt ansahen.

Die protestantische Presse in Deutschland zeigte wenig Mitleid mit der katholischen Kirche in Rußland und ließ sogar hin und wieder eine Freude durchblicken, daß der mächtige Czar dem Papstthum zu Leibe gehe. Aber der Czar verachtete das Bündniß mit dieser Presse und griff in die Rechte der Lutheraner in Rußland ein, wie in die der Katholiken, ohne alle Rücksicht auf das benachbarte und verwandte protestantische Königshaus in Preußen. Die Verfolgung der Lutheraner in den deutschen Ostseeprovinzen begann 1841. Der russische Bischof von Riga ließ die lettischen Bauern überreden, wenn sie zur russischen Staatskirche überträten, würden sie von allen Frohnen und Lasten befreit und mit Gütern beschenkt werden. Da man den Wunsch des Kaisers kannte, fehlte es auch nicht an weltlichen Beamten, die im Eifer, die Bauern zu verführen, bald kein Maaß mehr kannten. So geschah es, daß nach verschiedenen Berechnungen in einem Jahre 10,000, 16,000 oder

20,000 zur russischen Kirche übertraten. Waren sie einmal übergetreten, so konnten sie nicht mehr zurück bei Strafe des Hochverraths. Erst im October 1845, nachdem schon viele tausend Bauern bekehrt waren, erfolgte ein Regierungsdecret, worin erklärt wurde, niemand solle ferner gezwungen werden, seinen Glauben zu ändern, auch dürfte er sich keinen ökonomischen Vortheil davon versprechen; im Uebrigen dürfe aber kein einmal Bekehrter zurücktreten und dürfe auch niemand einen Bauern durch Ueberredung abhalten wollen, zur Staatskirche überzutreten, bei schwerer Strafe. Weder von Seiten einer lutherischen Macht in Deutschland und Skandinavien, noch auch von der deutschen und skandinavischen Presse wurde gegen die Mißhandlung der Glaubensbrüder in Rußland Protest erhoben. Man nahm kaum Notiz davon, außer hin und wieder in einem scheuen Zeitungsartikel. So überwältigend war der Einfluß Rußlands und so sehr das kirchliche Bewußtseyn unter den Lutheranern abgeschwächt oder schon ganz erstorben.

Sogar den Juden sollte ihr eigenthümliches nationales Gepräge genommen werden. Ein Ukas von 1845 befahl allen Juden im Reiche, bis zum Jahre 1850 die bisherige jüdische Tracht, Haarlocken ꝛc. abzulegen und sich ganz wie Russen zu kleiden.

Auch die armenische Kirche hatte sich der russischen Gewalt beugen müssen. Der armenische Patriarch Nardes zu Etschmiadsin am Ararat unter russischer Hoheit, brachte auch alle schismatischen Armenier unter türkische Hoheit und in Constantinopel selbst dahin, die Autorität des griechischen Patriarchen in Constantinopel nicht mehr, und statt dessen die seinige anzuerkennen. Auch änderte er die Tracht der armenischen Geistlichen auf russische Manier.

Die große christliche Sekte der Maroniten im Libanon ist mit der katholischen Kirche des Abendlandes unirt und insofern dem Griechenthum ein Dorn im Auge. Frankreich aber war von jeher der Beschützer dieser Maroniten. Konnte nun die griechische, d. h. russische Partei den Maroniten auch nicht direct zu Leibe, so desto besser indirect, und auf eine äußerst geschickte Weise wurde zugleich der Haß der halb heidnischen, halb muhamedanischen Druſen gegen

ihre maronitiſchen Nachbarn, die Neigung der Pforte, ſich wieder im Libanon feſtzuſetzen, und die Eiferſucht Englands gegen den franzöſiſchen Einfluß im Orient benutzt, um die armen Maroniten ins Verderben zu ſtürzen. Die Druſen zwangen durch ihre Gewaltthaten die Maroniten, zu den Waffen zu greifen, und im April 1845 widerhallte das Gebirge von Kampfgetümmel. Viele, man ſagt 150 Dörfer gingen in Flammen auf. Die Berichte erzählten von unmenſchlichen Greueln.

Durch die ganze lange Regierung des Kaiſers Nicolaus zieht ſich ein Grundgedanke. Rußlands Unterthanen ſollten ſämmtlich in eine homogene Maſſe verſchmelzen mit ruſſiſcher Sprache und ruſſiſch-griechiſchem Glauben. Das Erlernen der ruſſiſchen Sprache wurde durch wiederholte Ukaſen in den deutſchen Oſtſeeprovinzen, wie in Polen, eingeſchärft, und zur Bedingung des Staatsdienſtes gemacht. Wer eine Ruſſin heirathete, deſſen Kinder mußten in der ruſſiſchen Kirche erzogen werden. Allein das Syſtem des Kaiſers war ſchwer durchzuführen. Die Indolenz der Altruſſen bot ihm bei weitem nicht die erforderlichen Talente dar, um ein großes Reich zu regieren und nach außen zu vertreten. Er mußte die Deutſchen in den höchſten Aemtern behalten, Neſſelrode für die Diplomatie, Diebitſch für das Heer, Kleinmichel für die Marine, Cancrin für die Finanzen ꝛc. Er konnte die vom europäiſchen Weſten entlehnte Einrichtung im Staate um ſo weniger abändern, als er mehr als je alles uniformiren und centraliſiren wollte. Eine Rückkehr zu patriarchaliſchen Formen war daher unmöglich und Bureaukratie und Polizei, gerade die dem Altruſſenthum fremdartigſten Anſtalten, kamen erſt recht in die Blüthe. Thatſächlich hat die Corruption der Beamten in dem Maaße zugenommen, in welchem Kaiſer Nicolaus dem ruſſiſchen Nationalcharakter ſchmeichelte. Wenn deutſcher Ernſt hätte vorwalten dürfen, würden Diebſtahl und Unterſchleif eine ſo ungeheure Ausdehnung gar nicht haben gewinnen können. Blaſius erzählt, wie bei einer Hungersnoth in einem ruſſiſchen Gouvernement die Millionen, die der Kaiſer den Nothleidenden geſendet, in den Taſchen der Beamten verſchwunden ſeyen und der Hunger fortge-

wüthet habe. Sehr bezeichnend für russische Zustände ist die Sage (wenn es nicht etwa Thatsache ist), daß der Kaiser zwanzig Jahre lang ein großes Hospital unterhalten habe, was nur auf dem Papier existirte und dafür die jährlichen Etatsgelder in den Taschen des Gouverneurs verschwanden. Wie selbst Ehrengeschenke des Kaisers, Dosen, Uhren, Brillantringe ꝛc. von seiner nächsten Umgebung verfälscht und die echten zurückbehalten, nur die falschen abgegeben worden, davon circuliren zahlreiche Anecdoten. Eben so bekannt sind die ungeheuren Unterschleise bei der Armee. Nicht nur herrschte bei der Aushebung der Recruten die größte Willkür und Bestechlichkeit, sondern wurden auch immer mehr Soldaten in die Tabellen eingetragen und vom Kaiser bezahlt, als vorhanden waren. Dem Soldaten wurde an Kleidung und Nahrung so viel entzogen, als General und Oberst von den für jedes Regiment bestimmten Geldern für sich selbst behalten wollten, eine allbekannte Ursache der großen Sterblichkeit unter den russischen Truppen. Daher auch schon 1824 ein blutiger Aufstand in den Militärcolonien und 1832 ein noch weit blutigerer, dessen Details aber im tiefsten Dunkel gehalten worden sind.

Den abscheulichsten Unfug trieb man mit der ganz in den Händen der Beamten und Pächter befindlichen Branntweinfabrikation. Das gemeine Volk wurde gezwungen, dem Staate, der ein Monopol daraus machte, den Branntwein in ungeheuern Quantitäten abzukaufen. Das größte Unglück für die Leibeigenen war überhaupt das Pachtsystem. Die vornehmen Russen leben in Petersburg, Moskau oder im Auslande und überlassen ihre Güter mit allen Rechten des Leibherrn an speculative Pächter, die nun das Gut auf alle Art ausbeuten und plündern, um selbst reich zu werden, und dabei auch die Arbeitskräfte der Leibeigenen auf eine barbarische Art in Anspruch nehmen.

5.

Mehemet Ali.

Die Türkei zerfiel immer mehr. Die Hospodare der Moldau und Walachei ſtanden unter ruſſiſchem Einfluß; es durfte kein Türke mehr auf dem linken Donauufer verweilen. Miloſch in Serbien wurde 1830 zum erblichen Fürſten erklärt und auch hier durfte ſich kein Türke mehr blicken laſſen außer in den Grenzfeſtungen Belgrad und Widdin. Dagegen ſtellte Redſchid Paſcha das Anſehen des Sultans in Albanien durch eine furchtbare That wieder her. Indem er die Häuptlinge beſtach und liebkoste, lockte er ſie zu einer Zuſammenkunft, im Auguſt 1830, und ließ ſie hier mit ihrem Gefolge, im Ganzen 400 Mann, verrätheriſch überfallen und maſſacriren, darunter Omer Vrione, Arslan und Vely Bey.

In Griechenland regierte Capodiſtrias eigentlich nur als ruſſiſcher Statthalter, ſchuf eine Menge unnützer Stellen, die er mit ſeinen Bedienten, ruſſiſchen Agenten und allerlei frembem Geſindel beſetzte, und drückte das Volk mit Steuern. Die Bauern, die unter türkiſcher Herrſchaft nur den wirklichen Zehnten bezahlt, ſollten jetzt dem Staate 25 Procent ſteuern, der Handelsſtand ſich einen Zollaufſchlag von ſechs Procent gefallen laſſen. Angeſehene Griechen, die ſich tadelnd ausſprachen, wurden verhaftet und beſtraft. Da empörten ſich die Inſelgriechen, verſagten dem ruſſiſchen Grafen den Gehorſam und Hydra wurde Sitz der Oppoſition, nicht ohne Zuthun der Engländer und Franzoſen. Bald kam der Graf auch in Conflict mit der Maina. Aus Mißtrauen gegen die Mainotten bemächtigte er ſich zu Nauplia mit Liſt des alten Pietro Mauromichalis, ſeines Sohnes und zweier ſeiner Brüder und hielt ſie in Haft, 1831. Auch ließ er Soldaten von der ruſſiſchen Flotte landen, um ſicherer zu ſeyn. Da ſpielte ihm Miaulis mit den Hydrioten einen böſen Streich, bemächtigte ſich plötzlich am 30. Juli der kleinen griechiſchen Staatsflotte, der Fregatte Hellas,

zweier Dampfer, einiger Corvetten ꝛc. und führte sie nach Hydra. Der russische Admiral Ricord verfolgte ihn, nun aber steckte Miaulis die Flotte in Brand und vernichtete das mühsam zusammengebrachte Geschenk des Philhellenismus in einer Stunde. England und Frankreich hatten diese Flotte gegeben, der Russe sollte sie nicht nehmen dürfen. Bald darauf kam die 90jährige Mutter des Pietro Mauromichalis zum Admiral Ricord und flehte ihn um Verwendung für ihre gefangenen Kinder an. Der Admiral versprach sie ihr, aber Capodistrias blieb unerbittlich. Da schwur der Greis die Rache des Himmels auf das Haupt des russischen Grafen herab und drei Wochen später, am 9. October, wurde Capodistrias von Constantin, dem Bruder, und Georg, dem Sohn Pietros, bei seinem Eintritt in die Kirche ermordet. Beide waren seine Gefangenen, aber unter Bewachung in die Kirche gelassen worden und heimlich bewaffnet gewesen. Der Gemordete starb augenblicklich, von den Mördern wurde der ältere vom Volk erschlagen, der jüngere hingerichtet.

Der jüngere Bruder des Grafen, Augustin Capodistrias, übernahm die Regierung, ohne von der Gegenpartei anerkannt zu werden. Mittlerweile kamen Nachrichten von der Londoner Conferenz an, die über das Schicksal Griechenlands entscheiden sollte. Da räumte Augustin das Feld und schiffte sich ein. Die beiden Westmächte waren entschlossen, Griechenland dem russischen Einfluß zu entziehen und einen Fürsten ihrer Wahl auf den neu zu errichtenden griechischen Thron zu bringen. Da es sich aber nur um ein kleines ohnmächtiges Reich handelte, welches Rußland nie gefährlich werden konnte, so hatte Rußland nichts dagegen.

König Ludwig von Bayern ließ sich aus poetischer Begeisterung für das schöne Hellas bewegen, die griechische Krone für seinen jüngern Sohn Otto anzunehmen und sogar Opfer dafür zu bringen. Durch das Londoner Protocoll vom 13. Februar 1832 wurde der noch minderjährige Prinz Otto zum König ernannt. England, Frankreich und Rußland übernahmen die Garantie einer Anleihe von 60 Millionen Franken für seine Regierung; Bayern verpflich-

tete ſich zur erforderlichen Ausſtattung der neuen Regierung und zur Stellung eines Truppencorps von 3500 Mann, das ihr zum (ſehr nothwendigen) Schutz gegen die Klephten dienen ſollte. Inzwiſchen raubte Kanaris zur See die in Aegina aufbewahrten Gelder der Regierung.

Endlich am 5. Februar 1833 landete König Otto in Nauplia und wurde mit Jubel empfangen; auch der alte Kolokotronis kam herbei und erhielt Verzeihung. Dem Honig des erſten Kuſſes folgte aber bald ein bitterer Nachgeſchmack. Als die Regierung am 13. März die irregulären Truppen (Palikaren) auflöste, um dem Klephtenunweſen den Todesſtreich zu verſetzen, rebellirten dieſe Banden und plünderten das nördliche Griechenland aus, während die letzten Franzoſen vollends Morea verließen. Die neue Verwaltung der bayriſchen Beamten erregte auch nur Mißfallen durch minutiöſe Beſtimmungen und Schreibereien, durch künſtliche Organiſationen, die ſich einem wilden Naturzuſtand nun einmal nicht ſo geſchwind aufkleben ließen. Endlich ſtellte ſie zu viele Fremde an, denen das arme und habgierige Volk nicht einmal den Mitgenuß der griechiſchen Luft gönnte. Es wurde daher der ruſſiſchen Partei leicht, eine ſtarke Oppoſition zu bilden. Kolokotronis, in offener Verſchwörung ertappt, wurde im März 1834 verhaftet. Zum Unglück bekamen die Mitglieder der bayriſchen Verwaltung Streit unter ſich ſelbſt, und die Confuſion wurde noch durch die Intrigue des engliſchen Geſandten Dawkins vermehrt. Zudem empörten ſich die Mainotten, wollten ſich nicht entwaffnen laſſen und ſchlugen die bayriſchen Truppen zurück.

Am 1. Juni 1835 trat König Otto die Regierung ſelbſt an, nachdem er die Reſidenz von Nauplia nach Athen verlegt hatte. Hier ließ er ſich einen Palaſt bauen und eine Univerſität errichten. Von hier aus hatte er auch den Norden Griechenlands beſſer im Auge. Indeſſen war es ihm beim beſten Willen nicht möglich, die Neugriechen zu etwas anderm zu machen, als was ſie einmal waren. Eben ſo wenig vermochte er die Zudringlichkeiten der fremden Geſandten abzuwehren. Er vermählte ſich 1837 mit der Prinzeſſin

Amalie von Oldenburg, blieb aber kinderlos. Später machten ihm die Staatsgläubiger bittere Noth, da es ihm nicht möglich war, mittelst Steuern und Zöllen die Zinsen und fälligen Raten der Anleihe zu decken. Zuerst drohte Rußland, worauf die russische Partei in Griechenland, Kalergis, Kanaris ꝛc. eine Revolution machte (3. September 1843) und alle Bayern und Fremden aus dem Civil- und Militärdienst vertrieb. Wieder einige Jahre später drohte England und blokirte die griechischen Häfen, bis es bezahlt wurde, 1850. Dadurch, daß Griechenland nie zu Kräften kommen konnte, war Englands und Rußlands Absicht vollkommen erreicht.

Der alte Mehemet Ali von Aegypten hatte für den Beistand, den er dem Sultan gegen die Griechen geleistet, die große Insel Kreta erhalten, wollte aber mehr. Der Sultan war so von einheimischen Rebellen und auswärtigen Drängern eingepreßt, daß er kaum mehr zu fürchten war. Ihm Syrien zu entreißen, wo möglich ganz Kleinasien, und den Schwerpunct der türkischen Macht von Constantinopel hinweg mehr südwärts zu rücken, war das Trachten des schlauen Greises in Kairo. Unter dem Vorwand, seinen nächsten Nachbar, den rohen Abdallah, Pascha von St. Jean d'Acre, für Ungebühr zu strafen, schickte er seinen Pflegesohn Ibrahim im Herbst 1831 mit einer Armee aus. Dieser belagerte den Pascha, konnte die feste Stadt nicht einnehmen, besetzte aber die Küste bis zum Gebirge Libanon, seine wahre Absicht verrathend. Osman, Pascha von Tripolis, der sich ihm widersetzte, wurde bei Alexandretta geschlagen. Endlich fiel auch Acre. Der erzürnte Sultan rüstete eine Armee unter Hussein Pascha, unterdeß hatte Ibrahim schon Damaskus und Tripolis erobert. Als ihm Hussein bei Homs in den Weg trat, brachte er auch diesem eine schreckliche Niederlage bei, am 7. Juli 1832, und nahm Aleppo und Antiochia ein. Der Großvezier Redschid Pascha trat ihm mit einer neuen Armee entgegen, wurde am 21. Dez. bei Konieh von Ibrahim überfallen, geschlagen und gefangen.

Nun war der Sultan in Constantinopel selbst bedroht, fürchtete einen Aufstand in der Nähe, der dem Aegypter den Weg öffnen

ſollte, und — bat Rußland und zugleich England und Frankreich um Hülfe. Rußland ſchickte eine Flotte vor Conſtantinopel. Frankreich ſchickte eben dahin eine Flotte, aber nur aus Eiferſucht, um die Ruſſen wieder zu vertreiben. Da indeß die franzöſiſche Vermittlung von Mehemet Ali abgelehnt wurde und Ibrahim weiter vorrückte, blieb dem Sultan nichts übrig, als ſich nochmals an Rußland zu wenden, das nun ſogleich 5000 Mann nach Scutari (vor Conſtantinopel) ſchickte und 30,000 Mann über den Pruth gehen ließ, im April 1833. Erſt als auch eine ſtarke engliſche Flotte anlangte und mit der franzöſiſchen vereinigt die Ruſſen anzugreifen drohte, zogen ſich dieſe wieder zurück und wurde die friedliche Vermittlung durchgeſetzt. Mehemet Ali bekam Syrien als Lehen von der Pforte. Da der Sultan in dieſem Handel offenbar von den Weſtmächten verkürzt worden war, ſchloß er ſich enger an Rußland an und ſicherte dieſem in einem geheimen Vertrage von Hunkiar Skeleſſi (8. Juli) zu, daß nur ruſſiſche Kriegsſchiffe die Dardanellen ſollten paſſiren dürfen.

Im Jahr 1834 empörten ſich die Kurden, Hafis Paſcha beſiegte ſie und nahm eine feſte Stellung bei Malotia, von wo aus er das ägyptiſch gewordene Syrien bedrohte. Rußland hetzte und ſelbſt der engliſche Geſandte in Conſtantinopel, Lord Ponſonby, glaubte, von einem Angriff der Türken auf Syrien nicht abrathen zu müſſen, weil er hoffte, die Türken würden ſiegen und nichts in der Welt werde ſicherer den ruſſiſchen Einfluß beſeitigen, als die Wiederkehr des türkiſchen Kriegsglücks. Der Sultan zauderte lange, endlich 1839 kam es zum Kampf, aber ſchon in der erſten Schlacht, bei Niſib am Euphrat, am 24. Juni, wurde Hafis von Ibrahim total geſchlagen.

Nur ſechs Tage ſpäter ſtarb der hartgeprüfte, im Unglück immer noch ſtolz gebliebene Sultan Mahmud, am 1. Juli, und hinterließ das zerrüttete Reich ſeinem erſt ſiebenzehnjährigen, unerfahrenen, ſanften und verzärtelten Sohne Abdul Medſchid. Man kann nicht leugnen, daß der erfahrene Mehemet Ali geeigneter erſchien, das türkiſche Reich zuſammenzuhalten und neu zu kräftigen,

als der junge Abdul. Von dieſer Anſicht ging man in Frankreich aus, aber nicht nur Rußland wollte jede Neuerſtarkung der Türkei verhindern, ſondern auch England, jenes nur zu Lande, dieſes nur zur See die Levante beherrſchen. Den Türken ſelbſt ſchien der Untergang des Hauſes Osman ſo nahe, daß der Kapudan Paſcha, Achmed Fewzi, der mit der Flotte gegen die Aegypter ausgeſandt worden war, nur nach Alexandrien fuhr, um mit allen ſeinen Schiffen zu dem mächtigen Mehemet Ali überzugehen. Sein Beiſpiel würde noch von andern nachgeahmt worden ſeyn, wenn die europäiſchen Großmächte dem Aegypter nicht plötzlich Halt geboten hätten. Nur Frankreich erklärte ſich für Aegypten. Das führte eine Zeit lang zu bedenklichen diplomatiſchen Verwicklungen. Da ſich aber Oeſterreich nicht auf die franzöſiſche Seite ziehen ließ, mußte auch Frankreich zuletzt nachgeben. Rußland brachte den Vertrag von Hunkiar Skeleſſi zum Opfer und duldete, daß auch andre Schiffe, als die ſeinigen, die Dardanellen paſſiren ſollten. England brachte dagegen den Aegypter zum Opfer und verſprach, demſelben ſogar Syrien, was er ſchon hatte, nebſt der Inſel Kreta wieder zu entreißen. Damit ſtimmten Oeſterreich und Preußen überein und dieſe vier Mächte ſchloſſen den entſprechenden Vertrag zu London am 15. Juli 1840. Frankreich ſträubte ſich, drohte ſogar mit einem europäiſchen Kriege, ließ ſich aber ohne Mühe beſänftigen, denn der Heroismus Ludwig Philipps gegenüber von Europa war nur Schein und ſeine Rüſtungen ſollten ihm nur dienen, durch eine ſtärkere Militairmacht die Parteien im Innern zu zügeln. Nun wurde der Wille der Pentarchie im Orient ſchnell durchgeſetzt. England und Oeſterreich ſchickten Truppen nach Syrien. Am 10. October 1840 ſchlug dieſe kleine Schaar, mit Türken und Druſen vereinigt, und von General Jochmus, einem geborenen Hamburger, befehligt, nur 12,000 Mann ſtark das ſieggewohnte Heer Ibrahims bei Kaleb Medina unter dem Libanon, am 4. November ergab ſich das feſte St. Jean d'Acre nach einem kurzen Angriff von der Seeſeite, wobei ſich der junge Erzherzog Friedrich, Sohn des berühmten Feldherrn Karl, auszeichnete. Dieſer hoffnungsvolle Jüngling ſtarb aber bald

nachher. Der alte Mehemet Ali ſah, daß er ganz Europa gegenüber nichts ausrichten könne, fügte ſich ſchon am 27. November in die Londoner Beſchlüſſe und gab Syrien und Kreta, ſo wie auch die türkiſche Flotte dem Sultan zurück.

Der junge Sultan ſchwankte zwiſchen der alttürkiſchen und der Reformpartei, daher ein ſteter Wechſel der Großveziere und Miniſter. Im Allgemeinen aber neigte er mehr zur Reformpartei, an deren Spitze Redſchid Paſcha ſtand, und zu England, welches an Sir Stratford Canning (ſpäter Lord Redcliffe genannt) einen einflußreichen Vertreter in Conſtantinopel fand. Damals (1842) gelang es, den ruſſenfreundlichen Fürſten Miloſch aus Serbien zu verdrängen und den Fürſten Alexander, Sohn des Czerni Georg, an ſeine Stelle zu ſetzen.

In Aegypten dankte der alte Mehemet Ali endlich 1844 ab und machte nachher noch eine Reiſe in ſeine Vaterſtadt Cavalla, bei welchem Anlaß ihn der Sultan gnädig empfing. Sein Nachfolger Ibrahim machte eine Reiſe nach Paris und bewilligte den Engländern den Durchgang der Poſt nach Indien über Suez.

Unterdeß ließ Kaiſer Nicolaus den Krieg im Kaukaſus unabläſſig fortſetzen. Allein wie viele auserleſene Armeen unter trefflichen Führern er auch ausſandte und wie viel Geld er ſpenden ließ, um einzelne Häuptlinge des Feindes zu beſtechen und Zerwürfniſſe unter den Gebirgsbewohnern ſelbſt zu nähren, ſo gelang ihm doch nichts. Unter den Tſcherkeſſen war ein Prophet aufgeſtanden, Kaſi Mullah, der ewigen Krieg gegen die Ungläubigen predigte, und der ruſſiſche Statthalter in Transkaukaſien, Yermoloff, bekriegte ihn ſchon 1825 von Tiflis aus, aber erſt 1831 gelang es dem General Roſen, ihn in einer Schlacht bei Himry zu beſiegen. Kaſi Mullah fiel hier von unzähligen ruſſiſchen Kugeln durchbohrt, aber ſein treuer Genoſſe Schamyl erbte ſein Anſehen und ſollte bald zu noch größerem Ruhme gelangen. Jedes Jahr wurden die Ruſſen in den Forts, die ſie zum Schutz der durch den Kaukaſus führenden Landſtraße errichtet, von den Tſcherkeſſen angegriffen und oft geſchlagen. Die Eroberung von Aghulko, Schamyls himmelhoher und kaum zugäng-

licher Felſenfeſte, gelang 1839 dem ruſſiſchen General Grabbe. Aber Schamyl, den man gefangen zu haben hoffte, war verſchwunden, um bald darauf den Ruſſen wieder ſchreckliche Schläge zu verſetzen, beſonders im Jahr 1841, in welchem die ruſſiſche Expedition unter Golowin gänzlich mißlang, und 1842, in dem eine andere unter Grabbe mit einer ſchweren Niederlage endete. Da ernannte Kaiſer Nicolaus den Grafen Woronzow zum Statthalter im Kaukaſus. Allein auch dieſer begabte Mann richtete nichts aus. Da half kein maſſenhaftes Niederſchlagen der Wälder, kein Bauen von Forts, kein concentrirter Angriff, kein Beſtechungsverſuch; Schamyl, der angebetete Prophet, Patriarch, Feldherr und Fürſt der Seinen, blieb immer im Beſitz ſeiner Berge.

Ebenſo mißlang ein Angriff, den der Kaiſer im Spätjahr 1839 auf Chiwa machen ließ. Chiwa iſt eine große Oaſe mitten in den Wüſten im Weſten des caſpiſchen Meeres und im Süden des Aralſees. Hier hatte der tatariſche Chan Alla-Kul Sklavenhandel mit geraubten ruſſiſchen Unterthanen getrieben, und der Kaiſer wollte ihn ſtrafen. Chiwa war ihm aber beſonders wichtig in Bezug auf die von Indien her ſich immer mehr ausbreitende Herrſchaft der Engländer. Eben damals (1839) hatten die Engländer Thronſtreitigkeiten in Afghaniſtan benutzt, um Kabul zu beſetzen. Ein ruſſiſches Heer unter Perowski zog mit vielen tauſend Kameelen gegen Chiwa aus, um mittelſt dieſer Thiere die Sandwüſten beſſer zu paſſiren, aber die Thiere erfroren im Schnee und mit ungeheuren Verluſten (von 20,000 Menſchen, 10,000 Kameelen) mußten die Ruſſen umkehren.

Drittes Buch.

Gährung in Deutschland.

1.

Unterdrückung des Patriotismus.

In der gewaltsamen Unterdrückung des deutschen Patriotismus im Volk durch die damaligen deutschen Fürsten lag ein schwerer Fluch.

Der Bundestag in Frankfurt a. M. hatte gar keine Bedeutung. Niemand konnte bei ihm Recht finden. Die hessischen Domainenkäufer, denen der Kurfürst die Domainen ohne Entschädigung wieder abnahm, wurden vom Bundestag abgewiesen. Die so wichtige Bundesfestung am Oberrhein wurde nicht gebaut. Das dafür aus den französischen Contributionen bestimmte Geld bekam der Jude Rothschild zu 2½ Procent, zum Lohn für die Anleihen, zu denen er immer bereit war.

Hier trifft Oesterreich die Hauptschuld. Der Reichthum des Landes blieb unbenutzt, Mauthen sperrten nicht nur Oesterreich, sondern auch im Kaiserstaate selbst eine Provinz von der andern ab. Die Donauschiffahrt, der Triester Hafen blieb unbenutzt. Russen durften sich der Donaumündungen, Engländer der Dampfschiffahrt zwischen Triest und Venedig bemächtigen. Dabei machte Oesterreich

mitten im Frieden Schulden über Schulden. Rothschild*) borgte ihm nach und nach ungeheure Summen, durch die er das Danaidenfaß in Wien doch niemals ausfüllte. Mit diesem Borgen steigerte sich zugleich der Schwindel des Börsenspiels. Dem natürlichen Sinne mußte sich das Schuldenmachen bei Rothschild als eine kolossale Unnatur, als das systematische Aussaugen eines kranken Baumes durch einen überwuchernden Parasiten darstellen und die Herrschaft eines Juden über die christlichen Kaiser und Könige als ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit und ihrer Verkehrtheit. Wenn in einer langen Friedenszeit aller Segen Gottes im Ackerbau, Viehzucht, Bergwerk ꝛc. alle unermeßliche Arbeit der christlichen Bevölkerung zu nichts anderm führt, als daß die Staatsschulden immer kolossaler anschwellen, die Völker immer ärmer werden und der Bankier allein alles Geld zusammenhäuft, so ist das eine Unnatur, über welche man auf die Dauer niemand mehr wird täuschen können. Unter dem Schutz der reichen jüdischen Bankiers, die, von den Höfen mit Orden, Adelstiteln, Einladungen ꝛc. überhäuft, sich in die höchste Gesellschaft eindrängten, tauchte auch das für die letzten vier Jahrzehnte so charakteristisch gewordene jüdische Literatenthum auf.

Der katholische Charakter der Monarchie war nur noch äußerer

*) Gegründet von Mayer Amschel, der von seinem Hause in Frankfurt „zum rothen Schild" benannt wurde. Nach seinem Tode 1812 vertheilten sich seine fünf Söhne in fünf große Häuser zu Frankfurt, Wien, Paris, London und Neapel, und mehrten ihren Reichthum ins Fabelhafte, sofern sie fast allen Staaten zu hohen Procenten Geld liehen, dann die Obligationen zu höherem Curs verkauften, den Curs plötzlich sinken ließen, die werthlosen Papiere dann wieder kauften, wieder steigen ließen und verkauften. Sie brauchten, um eine Steigung und Nachfrage nach den Papieren zu bewirken, nur durch ihre Agenten eine kleine Parthie Papiere zu kaufen, so wollte alle Welt kaufen, und umgekehrt, wenn sie verkauften, wollte alles verkaufen. Zudem hatten sie überall ihre Agenten, erfuhren alle Staatsgeheimnisse zuerst und erhielten die Nachricht davon früher durch Taubenposten, später durch Telegraphen, eher, als jeder Andere, so daß sie, wenn die Staatspapiere fallen mußten, zuvor noch rasch verkaufen konnten, oder aber kaufen, wenn ein Steigen der Papiere bevorstand. Vgl. den Artikel Rothschild in J. Meyers Conversationslexikon, Supplementband V.

Schein. Der Klerus war gesättigt mit Fleisch unter der Bedingung, keinen Geist zu haben. So das ganze Volk.

Desto mehr rühmte man sich des Geistes in Preußen. Hier glühte die Begeisterung der Kriegsjahre noch fort und hoffte man noch. Friedrich Wilhelm III. versprach am 22. Mai 1815 eine „Repräsentation des Volks," hielt aber sein Versprechen nicht, und sah bald, wie Kaiser Franz, sowohl die patriotischen als ständischen Bestrebungen für Eingriffe in die Souverainetätsrechte der deutschen Fürsten an. Görres wurde angeklagt, sein Rheinischer Merkur verboten. Schmalz, der ein Buch gegen die Patrioten schrieb, bekam einen Orden. Das erbitterte die preußische Jugend, die nach Jahns Vorgang fast in allen Städten zu turnen anfing, und besonders die Studenten auf den Universitäten. Die von Jena feierten am 18. Oct. 1817 die dreihundertjährige Feier der Reformation auf der Wartburg, und hier verbrannte der junge Maßmann einige den Patrioten verhaßte Bücher jener Zeit und einen Corporalstock, einen Schnürleib und einen Zopf als Sinnbilder einer Vergangenheit, die nicht wiederkehren sollte.

Nun mischten sich auch die Russen ein. Nicolaus, Bruder des Kaiser Alexander, hatte Friedrich Wilhelms III. Tochter Charlotte geheirathet und der preußische Hof wurde mit dem russischen immer intimer. Ein russischer Staatsrath Stourdza klagte öffentlich den Geist der deutschen Universitäten als rebellisch an. Ein andrer russischer Staatsrath, der weltberühmte Theaterdichter Kotzebue, schrieb von Weimar aus an den russischen Kaiser regelmäßige Bulletins über deutsche Zustände, worin er die edelsten deutschen Männer verdächtigte. Eins dieser Bulletins wurde aus der Druckerei entwandt und von Professor Luden bekannt gemacht. Ein Schrei des Unwillens ging durch ganz Deutschland und ein frommer Jüngling, der in Jena studirte, Sand aus Wunsiedel, folgte Kotzebue nach Mannheim, wo er sich gerade aufhielt, und stach ihn mit einem Dolche nieder, am 23. März 1819. Der Mörder wurde hingerichtet, von der öffentlichen Meinung tief betrauert. — Die Commission nahm viele Verhaftungen vor und häufte Berge von Acten

auf, entdeckte aber die große Verschwörung nicht, weil es keine gab. Arndt in Bonn, Fries in Jena wurden abgesetzt, Oken ging nach der Schweiz, Görres mußte eben dahin flüchten. Viele treffliche junge Männer schmachteten im Kerker oder mußten nach Amerika entfliehen. Die alten Patrioten am preußischen Hofe, Wilhelm von Humboldt, Boien, Grolmann ꝛc. wurden entlassen. Hardenberg blieb, weil er sich dem russischen Einfluß fügte. Den die Dinge leitenden Männern kam alles darauf an, in Preußen die Schwärmerei für das große deutsche Nationalinteresse und zugleich die fromme Erhebung in der Jugend zu unterdrücken. Am 18. Oct. 1818 hatten Abgeordnete von fast allen deutschen Universitäten in Jena die allgemeine deutsche Burschenschaft gegründet, die das Wort „christlich-deutsch" auf ihre Fahne schrieb.

Dem sollte nun in Preußen gesteuert werden durch eine ganz entgegengesetzte Begeisterung für eine unchristliche Philosophie und eine undeutsche Wissenschaft. Schon im Jahr 1818 war der Philosoph Hegel nach Berlin berufen worden, an die Stelle des verstorbenen Fichte, und empfahl sich der damaligen Hofpartei durch die geschickte Art und Weise, mit welcher er der studirenden Jugend ihre „christlich-deutsche" Begeisterung ausredete. Kaum hat je in der altrömischen Kaiserzeit ein Hofsophist so gut seinen Platz auszufüllen und den Schein philosophischer Geistesfreiheit mit einer hohen Polizeiaufgabe zu vereinigen gewußt. Hegel brachte den Eingeweihten unter seinen Schülern die Hoffahrt der Selbstvergötterung bei, indem er lehrte, Gott existire nur im Ich des Menschen. In dieser Hoffahrt wandte sich der dafür gewonnene Theil der Jugend mit vornehmer Geringschätzung von den Patrioten und frommgläubigen Seelen ab. Den profanen Haufen aber lehrte Hegel: „alles Wirkliche ist vernünftig" und wandte das auf die bestehende Staatsgewalt an, womit er der Bureaukratie unendlich schmeichelte und die jugendlichen Schwärmer für deutsche Einheit, für eine glorreiche Vergangenheit und Zukunft als thörichte Phantasten lächerlich machte. Andere Gelehrte vertieften die Jugend in Studien, die dem Patrio-

tismus so fern als möglich lagen. Der einflußreichste unter den Gelehrten Berlins war Alexander von Humboldt, dessen Ruhm als Reisender und Naturforscher sich über den ganzen Umfang der Erde erstreckte, der Liebling des Königs und das Haupt der Berliner Akademie, aber auch Mitglied des französischen Instituts und sofern er selbst lieber französisch als deutsch schrieb, im eminentesten Sinn des Wortes Weltbürger. Sein Ruhm war es vorzugweise, der Berlin fortan zur „Metropole der Intelligenz" erhob, in welcher der Glanz und die Ruhmredigkeit des Wissens mehr gelten sollte, als die alte Einfachheit und Tugend des martialischen Preußenthums. Diese Tendenz erstreckte sich sogar auf die tapfere Armee. Es wurde in Berlin Mode, selbst noch alte Generale mit Mappen unter dem Arme in die Vorlesungen von Professoren laufen zu sehen, die bei Hofe beliebt waren, und Blücher sagte: ich danke Gott, daß ich Feldmarschall bin, denn das Lieutenants-Examen könnte ich nicht mehr bestehen. Man traut seinen Augen kaum, wenn man in den Schriften der Berliner Akademie wiederholt lesen muß, wie die gelehrten Herrn am Gedächtnißtage Friedrichs des Großen über nichts besseres Reden zu halten wußten, als über den „Fötus des Affen" oder über „eine neuentdeckte Art Springhaasen" und dergleichen. Dazu gesellte sich in Berlin ein wahrhaft entnervender Göthecultus, einer kriegerischen Nation wenig würdig, widrige ästhetische Wollüstelei, und fingen damals auch die Literaturjuden an, in Berlin Posto zu fassen, und sich durch die s. g. Rahel und Varnhagen von Ense an die vornehme Modewelt Berlins anzulehnen.

2.

Die neuen Landstände.

In den vormaligen Rheinbundstaaten gab man Verfassungen nach dem Muster der französischen Charte und erreichte den Zweck, denn die Bevölkerungen wandten sich hier wirklich, nachdem alle

nationalen Hoffnungen vereitelt waren, mit Widerwillen von Preußen und Oesterreich ab und wollten gleich den französischen Liberalen, statt der nationalen Größe nach außen wenigstens die Freiheit im Innern ausbilden. Daß das alles in französischer Form geschah und neue Sympathien für Frankreich weckte, war für den deutschen Nationalgeist noch demüthigender als alles, was man in Karlsbad beschlossen hatte.

Zwar forderten die Württemberger, als ihr tyrannischer König sie mit einer französischen Verfassung beschenken mußte, noch in gut deutscher Weise ihr altes ständisches Recht zurück, und nahmen auch nach des Königs Tode 1816 die ihnen von dessen sehr beliebtem Nachfolger Wilhelm I. vorgeschlagene sehr liberale Verfassung nicht an, weil sie auf ihrem alten Recht bestanden. Allein die 1819 vom König und von den Ständen gemeinschaftlich entworfene und verabschiedete Verfassung war doch der französischen viel ähnlicher als der altwürttembergischen und die herrschende Mode der Zeit machte aus allen neuen deutschen Verfassungen und liberalen Oppositionen nur ein schwaches Nachbild der französischen. Die Opposition konnte natürlich nirgend durchdringen, da Metternich es nicht geduldet haben würde. So war fast alles leerer Schein und das einzig Reelle war leider der Wetteifer der Liberalen und Ministeriellen im Zerstören aller noch bestehenden altdeutschen Corporationsrechte und in der Niederdrückung und Verachtung der Kirche, beides noch ganz im Sinne der frühern Rheinbundpolitik.

Bayern, Hannover, Baden und fast alle Mittel- und Kleinstaaten erhielten Verfassungen mit zwei Kammern, aber jede leise Regung von Opposition wurde gleich der Presse unterdrückt. Sachsen behielt seine alten Provinzialstände, Oldenburg gab gar keine Verfassung. Der alte Kurfürst Wilhelm I. von Kurhessen wollte von allem, was seit seiner Verbannung im Jahr 1806 geschehen war, nichts wissen, stellte in seinem Lande alles Alte wieder her, führte bei seinen Truppen sogar den Zopf wieder ein und degradirte die Offiziere wieder zu dem Range, den sie 1806 eingenommen hatten. Niemand, der nicht ein Beamter war, durfte sich ferner Herr

nennen lassen. Dabei schändete den Kurfürsten der schmutzigste Geiz. Er zog das Geld für 20,000 Mann Soldaten ein und hielt nur 2000, er erhöhte die Steuern selbst noch im Hungerjahr 1816. Er bürdete dem Lande die Schulden seines Sohnes auf. Er riß die unter Jerome verkauften Domainen wieder an sich, ohne den Käufern einen Heller zu geben, reducirte die Staatsobligationen, schmälerte die Gehalte auf ein Minimum und bot den Ständen eine Verfassung für gutes Geld an, erst für 4 Millionen Thaler, dann für die Hälfte und eine zehnjährige Trankſteuer. Die Stände aber lehnten den Judashandel ab. In Baden starb Großherzog Karl 1818, nachdem ihm alle seine Söhne schon im Tode vorangegangen waren. Da ihm nur sein kinderloser Oheim Ludwig nachfolgen konnte und das Aussterben des Hauses bevorstand, hätte der pfälzische Theil Badens an Bayern, der Breisgau an Oesterreich zurückfallen sollen. Die Großmächte zogen es aber vor, Baden fortbestehen zu lassen und die Nachfolge der Grafen von Hochberg, morganatischer Kinder des alten Karl Friedrich, anzuerkennen.

Im Uebrigen blieb jeder Staat im deutschen Bunde vom andern abgesondert und durch Mauthen getrennt. Die freie Rheinschiffahrt stand in der Bundesacte, wurde aber nie verwirklicht, weil die undankbaren Holländer, die allein durch deutsche Kraft vom Joche Frankreichs frei geworden waren, jetzt die Worte des Wiener Congreßbeschlusses, wonach der Rhein jusqu'à la mer frei seyn sollte, nur bis „ans," nicht bis „ins" Meer übersetzten. Im Jahr 1817 wurden in der Nordsee nahe an der deutschen Küste von tunesischen Corsaren vier deutsche (hamburgische, lübische und oldenburgische) Schiffe weggenommen und nur durch die Großmuth der Engländer wieder befreit. Dem sah der Bundestag geduldig zu. Zur Ostermesse 1819 vereinigten sich die Kaufleute in Frankfurt a. M. zu einer Eingabe an den Bundestag, worin sie über die Hemmungen des deutschen Handels bitter klagten, aber sie wurden abgewiesen. Sie stifteten nun einen Handelsverein, dessen Seele Friedrich List von Reutlingen war, damals Professor in Tübingen. Aber die Wiener Ministerconferenz, an die sich der Verein im Winter bittend

wandte, wies denselben als eine „ungesetzliche Verbindung“ ab und nicht minder das Gesuch der Hansestädte um eine deutsche Flagge und um Schutz derselben. List übernahm sich bald darauf in der württembergischen Kammer als Agitator, verfehlte sich in der Form, indem er Beschwerdeschriften drucken ließ, und wurde zur Festungsstrafe verurtheilt, der er sich durch die Flucht nach der Schweiz entzog, 1821.

Freiherr von Wessenberg, Verweser des Bisthum Constanz, wollte den gesammten katholischen Episcopat Deutschlands durch eine Art von gallicanischer Kirchenverfassung von Rom unabhängig machen. Die Regierungen aber billigten wohl die Unabhängigkeit von Rom, nicht aber die Föderation der Bischöfe. Der Papst erkannte die Wahl Wessenbergs zum Bischof nicht an, die ehemaligen Rheinbundstaaten des südwestlichen Deutschland hielten aber 1818 eine Conferenz zu Frankfurt am Main und stellten die Kirche völlig unter Vormundschaft des Staates. Freiburg als Sitz des oberrheinischen Erzbisthums, welches einem weltlichen Oberkirchenrath unterstellt wurde, erhielt an seiner Universität die unkirchlichsten Lehrer und wurde ein Hauptsitz des modernen Liberalismus.

Oesterreich und Preußen fürchteten für ihre Bevölkerungen die Ansteckung mit constitutionellen Ideen, drückten daher das Maaß der verfassungsmäßigen Freiheit in den Mittelstaaten tief herab und erfreuten sich dabei der geheimen Zustimmung aller der Fürsten, welche das Anwachsen der liberalen Opposition in ihren Ländern fürchteten, obgleich sie äußerlich selbst mit Liberalismus kokettirten. Der russische Kaiser trieb diese Koketterie am weitesten, weil er sich des deutschen Liberalismus zur moralischen Schwächung Oesterreichs bedienen wollte. Auf der Ministerconferenz in Wien setzten die Mittelstaaten unter russischem Schutz gegen Metternich durch, daß in der s. g. Wiener Schlußacte, durch welche die Bundesacte ergänzt wurde (15. Mai 1820) die Unabhängigkeit jedes einzelnen Bundesstaats ängstlich gewahrt wurde.

In Bayern starb 1825 der alte König Max und sein Sohn und Nachfolger Ludwig durchbrach die Gemeinheit in der Reaction

zuerſt mit großartigen Reformen. Er begnügte ſich nämlich nicht mit den zahlreichen Bauten, durch die er München verſchönerte, mit der Pflege der Künſte und Wiſſenſchaften, ſondern er zerſtörte auch die Zollſchranken, indem er zuerſt mit Württemberg einen Zollverein ſchloß, der ſich bald darauf durch Anſchluß Preußens zu dem großen noch beſtehenden Zollverein erweiterte. Sodann war er es auch zuerſt, welcher das ſchlechte Syſtem des Staatskirchenthums durchbrach, die hohe Bedeutung der katholiſchen Kirche für die Völker wieder zur Geltung brachte und den verbannten Görres, den Träger der kirchlichen Idee, an die neue Univerſität in München berief.

Die Julirevolution würde das lockere Deutſchland noch viel mehr erſchüttert haben, als es geſchah, wenn nicht Ludwig Philipp die Bewegung in Frankreich ſelbſt ſo bald als möglich gelähmt hätte. Sie erregte nur einige kleine Tumulte, gereichte aber in den Kammern den liberalen Oppoſitionen zur Stärkung. In Braunſchweig war der junge Herzog Karl, Sohn des bei Quatrebas gefallenen Helden, 1823 zur Regierung gelangt, trieb aber ſolchen Unfug durch Finanzeingriffe, Rechtswidrigkeiten, Gewaltthätigkeiten wider die Unterthanen und grobe Beleidigungen ſeines bisherigen Vormunds, des Königs von England und Hannover, daß der Bundestag ihm vorſchrieb, zwar nicht den Unterthanen gerecht zu werden, aber doch dem König von England Abbitte zu leiſten. Er gehorchte nicht, ſondern ging nach Paris, um dort zu ſchwelgen. Durch die Julirevolution vertrieben, kam er wieder nach Braunſchweig, benahm ſich aber aufs neue ſo toll, daß ihm das empörte Volk das Schloß über dem Kopf in Brand ſteckte, am 7. September 1830. Er floh und der Bundesſtaat erlaubte ſeinem Bruder Wilhelm, ſtatt ſeiner zu regieren. — Auch im Hannöverſchen gab es kleine Tumulte, welche gegen die Adelsherrſchaft in dieſem Lande gerichtet waren. Andere Tumulte in Dresden und Leipzig wurden durch das unzeitige Verbot einer Jubelfeier der Augsburgiſchen Confeſſion veranlaßt. Der alte König von Sachſen, Anton, der ſeinem vielgeprüften Bruder Friedrich Auguſt 1827 auf dem Throne gefolgt war, nahm jetzt

seinen beim Volke beliebten Sohn Friedrich August zum Mitregenten an und starb 1835.

In Kurhessen war zwar der alte Kurfürst Wilhelm I. schon 1821 gestorben und hatte sein Sohn Wilhelm II. die Zöpfe abgeschafft, dieser neue Herr aber ergab sich ganz einer Maitresse und führte mitten im Frieden ein Schreckenssystem ein, daß kaum mehr ein Fremder nach Hessen zu kommen wagte. Durch Drohbriefe geschreckt, füllte er alle Kerker mit Verdächtigen, bis man entdeckte, der Polizeidirector Manger in Kassel habe die Drohbriefe selbst verfertigt, um den Kurfürsten durch stetes Aengstigen zu gängeln. Nach der Julirevolution wurde die Aufregung gegen den Kurfürsten so groß, daß er das Land verließ und seinen Sohn Friedrich Wilhelm zum Regenten einsetzte. Allein auch dieser wurde nicht beliebt. Er hatte eine morganatische Ehe geschlossen und benahm sich feindlich gegen seine eigene Mutter, eine preußische Prinzessin. Als diese nach langer Zeit wieder einmal ins Theater kam und alles ihr zujauchzte, ließ er auf das aus dem Theater kommende Publikum Reiterei einhauen, am 7. Dezember 1830. Nun bewilligte er zwar 1831 den Ständen eine neue Verfassung, ließ aber durch seinen neuen Minister Hassenpflug die liberale Opposition systematisch unterdrücken und die Kammer wiederholt auflösen. Eben so willkürlich setzte sich der Herzog von Nassau 1831 über die ständische Steuerverweigerung hinweg und ließ den Präsidenten der Kammer (Herber) einkerkern. Im Darmstädtischen tumultuirten die Bauern wegen Feudallasten gegen die Grafen von Isenburg.

Dagegen begann in Baden 1830 nach Ludwigs Tode mit dem Regierungsantritt des Großherzog Leopold, bisherigen Grafen von Hochberg, zum erstenmal ein eigentlich liberales Regiment in Deutschland. Dieser Herr nämlich, ursprünglich nicht zum Throne geboren, glaubte sich auf den Liberalismus stützen zu müssen, womit er Ludwig Philipps Beispiel folgte und den Schutz dieses mächtigen Nachbars verdiente. Unter seinem Minister Winter wurden die badischen Stände Muster im liberalen Fortschritt für alle andern deutschen Kammern und die Staatslehren der berühmten Professoren

von Rotteck und Welcker zu Freiburg wurden der Abklatsch des doctrinären Liberalismus in Frankreich. Damit hing ein neuer Sturm gegen die arme Kirche zusammen. Schon 1831 forderte man ungestüm die Aufhebung des Cölibats und gegen den klagenden Erzbischof nahm der Oberkirchenrath die verwilderten Pfarrer in Schutz. Nur aus Furcht vor Oesterreich durfte man den Scandal nicht weiter treiben. Auf dem protestantischen Kirchen- und Schulgebiet aber wurde durch den dasselbe regierenden geheimen Kirchenrath Paulus der fromme Glaube des Volks systematisch unterwühlt.

An den französischen Grenzen sammelte sich allerlei flüchtiges Volk aus Polen, Italien und glaubte wenigstens einen Versuch zur Revolutionirung Deutschlands machen zu müssen. Dazu wurde am 27. Mai 1832 die Feier der bayrischen Verfassung auf dem Bergschloß Hambach in der Pfalz ausersehen. Die Volksmenge und die Aufregung war groß, aber Dr. Wirth, der Hauptredner, hielt die Fremden zurück und verhinderte die Proklamirung der Republik. Inzwischen erschien die Demonstration drohend genug für den deutschen Bund, daß Fürst Wrede die Pfalz mit bayrischen Truppen besetzte und ein Bundesbeschluß vom 28. Juni die Karlsbader Beschlüsse wieder auffrischte, Versammlungen und Vereine verbot, die Presse zügelte und jedem Bundesstaat, der es bedürfte, schnelle Hülfe zusicherte. Da hiedurch in die verfassungsmäßigen Rechte der Einzelstaaten eingegriffen wurde, ging ein Lauffeuer von Protestationen durch die deutschen Kammern, ohne Erfolg. Am 3. April 1833 machten einige Tollköpfe einen Angriff auf die Hauptwache in Frankfurt, um den Bundestag zu sprengen, wurden aber leicht überwältigt. Im Herbst desselben Jahres veranlaßte der Kaiser von Rußland einen Congreß in München-Grätz, um Oesterreich, Preußen und die übrigen deutschen Staaten zu vermögen, sich gegen die Gefahr zu waffnen, mit der ihnen der Liberalismus Frankreichs und Englands drohe. Das Echo dieses Congresses war eine Ministerconferenz in Wien, am 13. Jan. 1834, in welcher Metternich alle deutschen Regierungen verpflichtete, ihre Souveränetätsrechte gegen jedes liberale Andringen zu vertheidigen und einander dabei Hülfe zu leisten.

Am 2. März 1835 starb der alte Kaiser Franz, der letzte, der noch die Krone des deutschen Reichs getragen hatte, ein kleiner, zäher, langsamer und methodischer Herr von mehr Verstand, aber weniger Gemüth, als ihm die Zeitgenossen zugestanden haben. Mit seinem Tode endete nicht sein System. Metternich setzte dasselbe einfach fort. Ja es scheint, die Nachfolge des Erzherzog Ferdinand, die wegen Schwäche dieses Herrn eine Zeit lang vom Kaiser selbst für unzweckmäßig erkannt worden war, sey nur aus dem Grunde endlich zugelassen worden, um keinen andern Erzherzog störend in das bisherige System eingreifen zu lassen. Der neue Kaiser, Ferdinand I., war die Gemüthlichkeit selbst, aber schwach an Leib und Geist, ohne Kenntniß der Geschäfte, ohne Sinn dafür, wie ein Kind geleitet vom Fürsten Metternich.

Rußland wollte, wie sehr Oesterreich und Preußen von ihm abhingen, der Welt zur Schau legen durch das berüchtigte Lager von Kalisch im Sommer 1835. Dahin, auf den blutgetränkten Boden der vernichteten polnischen Nationalität, lud Kaiser Nicolaus die Garanten dieser Nationalität, die 1815 ausdrücklich die Selbständigkeit des Königreichs Polen gewährleistet hatten, zu einer glänzenden Siegesfeier über eben diese Nationalität ein. Oesterreichische und preußische Truppen sollten sich hier mit einer Auswahl der russischen verbrüdern. Doch kam nur der König von Preußen mit 6000 Mann, deren ernste Zurückhaltung allen tölpischen Liebkosungen der betrunkenen Russen widerstand. Von Seite Oesterreichs kam nur Erzherzog Johann.

In den folgenden Jahren machte Deutschland materielle Fortschritte, zumal mittelst der Eisenbahnen, die nach und nach, aber nach keinem übereinstimmenden Plane angelegt wurden. Friedrich List, der aus Amerika zurückkam, quälte sich vergebens ab, in den Bau derselben Einheit zu bringen und zugleich durch Schutzzölle die deutsche Industrie gegen die überwältigende Concurrenz Englands zu schützen. Verkannt und verlassen gab er sich 1846 selbst den Tod.

3.

Kirchliche Erhitzungen.

Die vielgeprieſene Bildung in Preußen wurzelte in der heidniſchclaſſiſchen Schule, in antichriſtlicher Philoſophie und bibelverſpottender Naturkunde. Sie zerſtörte den alten guten Glauben in den höheren Claſſen und bald auch mittelſt der hochmüthigen Volksſchulmeiſterei im gemeinen Volke. Die Regierung ſäete damit Saaten der Revolution aus, ſchien es aber nicht zu merken.

Den erſten Verſuch auf proteſtantiſchem Gebiet, zum Glauben zurückzuführen, machte Claus Harms in Holſtein, ſchon 1817, wurde aber als Finſterling verſchrien. Auch Schleiermacher gab ſich Mühe, die Gebildeten für das Chriſtenthum zu gewinnen, aber die ungeheure Mehrheit der Paſtoren und Schulmeiſter blieben ſeichte Rationaliſten und ihre damals hochgefeierten Lehrer Geſenius und Wegſcheider in Halle ſpotteten offen vom Katheder herab über das Chriſtenthum. An ſie ſchloß ſich Dieſterweg an, dem man die Oberleitung des Volksunterrichts anvertraute. Endlich beherrſchte der Philoſoph Hegel die höher ſtrebenden Geiſter und erfüllte ſie mit dem Dünkel der Selbſtvergötterung. Das alles geſchah unter dem Cultminiſter Altenſtein, dem der König freie Hand ließ.

Ein Lieblingsgedanke des Königs war, die lutheriſche und reformirte Kirche zu verſchmelzen, und das fiel ihm auch nicht ſchwer, weil der confeſſionelle Gegenſatz ſchon im allgemeinen Unglauben vergeſſen war. Die ſ. g. Union beider Confeſſionen wurde ſchon 1817 aus Anlaß der Reformationsfeier angeregt, und 1822 durch eine neue, einſeitig vom König octroyirte Kirchenagende ins Leben eingeführt. Religiöſe Gleichgültigkeit und Servilismus wetteiferten bei der Annahme derſelben. Nur ein treues Häuflein alter Lutheraner in Schleſien ſträubte ſich gegen die neue zweideutige Abendmahlsform, geleitet von dem frommen Profeſſor Scheibel in Breslau. Da ſah man das Unerhörte, daß Militär, von einem Conſi-

ſtorialrath angeführt, am h. Weihnachtsabend 1835 in die Kirche des Dorfes Höningern einbrach und die Gemeinde mit Säbelhieben auseinander trieb. Wer die Agende nicht annahm, wurde eingekerkert oder aus dem Lande gejagt. Scheibel, von den Rationaliſten auch in Thüringen verfolgt, fand eine letzte Zuflucht nur in Nürnberg unter dem Schutz des katholiſchen König Ludwig. Zwar enthüllte der junge Hengſtenberg in Berlin 1830 in ſeiner Kirchenzeitung den ſchändlichen Unfug der Rationaliſten in Halle, aber man wußte den erſchrockenen König wieder zu beruhigen und Hengſtenberg wurde von der herrſchenden Partei des Unglaubens mit Schmach überhäuft. Im Jahr 1835 ſchrieb Dr. Strauß ſein berühmtes „Leben Jeſu," worin er die Evangelien für Mythen erklärte, und 1837 trat Ruge mit ſeinen Halliſchen Jahrbüchern auf, welche Hegels Philoſophie zum erſtenmal praktiſch anwandten, um jede Autorität umzuſtoßen. Zu derſelben Zeit ſchwärmte das gebildete Deutſchland für die Juden Börne und Heine, welche geiſtreich ſchrieben und manche Thorheit der Zeit witzig verſpotteten, im innerſten Weſen aber von echtem Judenhaß gegen alles Deutſche und Chriſtliche glühten. Der letztere verlangte „Emancipation des Fleiſches" und verhöhnte mit der Religion zugleich die Sitte.

Die Katholiken am Rhein faßten die kirchliche Frage ernſter auf. Weil viele proteſtantiſche Beamte und Offiziere aus den öſtlichen Provinzen nach dem Rheine kamen, heiratheten ſie häufig dort katholiſche Mädchen. Die katholiſche Kirche mißbilligt ſolche gemiſchte Ehen und Papſt Pius VIII. reſervirte das Recht der Kirche in einem Breve vom 24. Mai 1830. Der damalige Kölner Erzbiſchof von Spiegel interpretirte dieſes Breve nach dem Wunſch der Regierung und hielt ſich an eine königliche Verordnung von 1803, wonach allezeit der Vater die Religion ſeiner Kinder beſtimmen ſollte. Nach Spiegels Tode 1835 blieb ſein Nachfolger, Clemens Auguſt Droſte zu Viſchering, anfangs noch bei demſelben Verfahren, bis der Papſt ſich darüber beſchwerte. Da erklärte der Erzbiſchof am 31. October 1837 der Regierung, ſeine geiſtlichen Pflichten und ſein Gewiſſen zwingen ihn, ſich in Sachen der gemiſchten

Ehen künftig nur an das Gebot der Kirche zu halten. Da ließ ihn der König arretiren und auf die Festung Minden bringen. Allein die ganze katholische Welt war empört über diesen Gewaltstreich und ermannte sich gegen den Zeitgeist mit einer Energie, welche man von dieser Seite kaum mehr erwartet hatte. Der Erzbischof blieb in seinem Gefängniß standhaft; Dunin, Erzbischof von Posen, ahmte sein Beispiel nach und wurde gleichfalls verhaftet. Papst Gregor XVI. wahrte die Rechte der Kirche in einer Allocution. Man bemerkte, daß viele bisher laue Katholiken sich jetzt erst ihrer Kirche wieder annahmen. Eine schöne Begeisterung ging durch alle katholischen Gebiete und geistvolle Männer, wie vor allen Görres, frugen mit heiligem Ernste den ungläubigen Zeitgeist und die frivole Staatskunst, wie weit sie es noch treiben wollten? Der Regierung aber gereichte es zur schweren Demüthigung, daß sie sich in diesem Kampf gegen die Kirche die Waffenbrüderschaft der jede Religion verhöhnenden, beschnittenen und unbeschnittenen Literaturjuden mußte gefallen lassen.

König Ludwig von Bayern setzte 1837 das streng katholische Ministerium Abel ein. Auch die Auswanderung der protestantischen Zillerthaler aus Tirol in demselben Jahr hing mit der kirchlichen Aufregung jener Zeit zusammen. Sie wurden im schlesischen Gebirge gastlich aufgenommen.

Das Jahr 1837 veranlaßte auch eine politische Aufregung. Nach dem Tode Wilhelms IV. von England nämlich wurde den Verträgen von 1815 gemäß, dessen Bruder Ernst August König von Hannover. Dieser stolze Herr, ein altes Haupt der Tories, stürzte sogleich die Verfassung in Hannover um und stellte die ältere von 1819 wieder her, weil sie minder liberal war. Sieben Professoren von Göttingen (Dahlmann, die beiden Brüder Grimm, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber) wollten den veränderten Verfassungseid nicht leisten und wurden abgesetzt, aber dafür vom gesammten liberalen Deutschland belorbeert und bald auf andern Universitäten wieder angestellt. Der damalige preußische Minister von Rochow verwies der Stadt Elbing, daß auch sie an jene

sieben Professoren eine Ergebenheitsadresse geschickt hatte, und gebrauchte dabei den Ausdruck „beschränkter Unterthanenverstand," wofür er aber nur Spott erntete.

Im Jahr 1840 wurde Deutschland durch die Kriegsdrohung Thiers' ein wenig alarmirt und man sang Beckers Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben" (nämlich den Rhein). Bei diesem Anlaß aber dachte man endlich an den so lange vergessenen Bau einer Bundesfestung am Oberrhein und weil sich das dafür bestimmte Capital durch die aufgelaufenen Zinsen verdoppelt hatte, fing man zwei Festungen statt einer zu bauen an, Ulm und Rastadt.

In dem gleichen Jahre 1840, am 7. Juni, starb Friedrich Wilhelm III. von Preußen und folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. War der Vater ernst, einsilbig, mürrisch gewesen, so strahlte dagegen der Sohn von Heiterkeit, Geist und Beredsamkeit. Er ahmte sogleich das Beispiel des bayrischen Ludwig nach, indem er nicht nur die unter seinem Vater gefangenen oder verfolgten Patrioten frei ließ oder zurückberief, Arndt wieder in sein Amt einsetzte ꝛc., sondern auch Frieden mit der katholischen Kirche schloß, den gerechten Forderungen derselben nachgab und den Erzbischof Droste frei ließ, der aber durch Uebereinkunft den Erzstuhl Köln dem Herrn von Geißel abtrat. Auch die verfolgten Lutheraner wurden frei und durften eine unabhängige Kirche oder wenigstens Secte bilden. Der König sagte öffentlich: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen! Er begriff, daß der bisher eingehaltene Weg des Unglaubens seine Dynastie nur an den Abgrund der Revolution führen könne, und suchte einzulenken. Aber es war zu spät. Er konnte die Dämonen nicht mehr bändigen, welche die vorige Regierung entfesselt hatte. Jahrzehnte hindurch hatte man alle Schulen und Universitäten in Preußen systematisch entchristlicht. Die wilde Saat war aufgegangen und wuchs dem Könige nun über den Kopf. Zwar ließ man es bei der Huldigungsfeier in Königsberg und Berlin an äußerlicher Loyalität nicht fehlen, alsbald aber erhob sich ein allgemeiner Sturm gegen seinen Cultminister Eichhorn, der wieder aufbauen wollte, was Altenstein niedergerissen hatte. Der König

ſelbſt hatte guten Willen, aber nicht Energie genug, um ſeinen Miniſter zu ſchützen. Als Bruno Bauer, ein Geſinnungsgenoſſe Ruges, mit unerhörter Frechheit die Unhaltbarkeit der chriſtlichen Religion verkündete, nahmen ihn nicht nur der Liebling des Königs, Alexander von Humboldt, ſondern auch die namhafteſten Theologen in Berlin in Schutz. Die Preſſe erhob ein ungeheures Geſchrei für die Lehrfreiheit und gegen das Pfaffenthum. Ein Verein in Berlin zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier wurde mit einer wahren Wuth angegriffen und man ſchien es ganz natürlich zu finden, daß der Sonntag nicht mehr geheiligt werden ſollte.*) Im Sommer 1842 bildete ſich der Verein der „Lichtfreunde," welche in dem Paſtor Uhlich zu Pömmelte und dem dicken Paſtor König zu Anderbeck bald ihre populärſten Häupter fanden, Rationaliſten der allgemeinſten Sorte, Terroriſten der Oberflächlichkeit. Sie veranſtalteten Verſammlungen, die ſich jährlich zu Köthen wiederholen ſollten. In dieſe Bewegung griff eine andere von Süden her ein. Im Herbſt 1841 hatte Oberhofprediger Zimmermann in Darmſtadt den Aufruf zur Unterſtützung von Proteſtanten in katholiſchen Ländern erlaſſen, mit Bezugnahme auf eine in Leipzig zu dieſem Zweck gemachte kleine Stiftung, die auch das Denkmal Guſtav Adolfs auf dem Schlachtfelde von Lützen in Stand hielt. Der Aufruf fand Anklang, und führte zur Stiftung des Guſtav-Adolf-Vereins, deſſen Name eine ſo feindſelige Demonſtration gegen den Katholicismus zu ſeyn ſchien, daß König Ludwig von Bayern den Verein in ſeinen Staaten verbot. Der König von Preußen nahm das Protectorat des Vereins innerhalb ſeiner Staaten an, und doch beſchuldigte man ihn kryptokatholiſcher oder wenigſtens anglicaniſcher Geſinnungen. Als er 1841 gemeinſchaftlich mit England ein proteſtantiſches Bisthum in Jeruſalem errichtete, verleumdete man ihn, er wolle die anglicaniſche Kirche in Preußen einführen.

---

*) Damals blieb die Jeruſalemskirche in Berlin, obgleich zu ihrem Sprengel 40,000 Seelen zählten, eines Sonntag Vormittags ſo leer, daß nicht gepredigt werden konnte.

Beim großen Aufschwung der katholischen Gesinnung lag es nahe, in dem Kölner Dom ein Symbol der Kirche zu sehen, die wiederaufgebaut, deren durch die Reformation unterbrochener Bau vollendet werden sollte. Man sammelte für den Weiterbau des Doms, des größten und schönsten in ganz Deutschland. Am meisten interessirte sich dafür, obgleich Protestant, der König selbst. Er begab sich im Herbst 1842 nach Köln, um den Grundstein zum Weiterbau zu legen, und hielt eine Rede, die den Geist weit über die klägliche Gegenwart hinausführte: „Dort werden sich die schönsten Thore auf der Welt erheben, mögen sie die Thore einer großen und guten Zeit werden. Der Geist, der diese Thore baut, ist der Geist der deutschen Einigkeit und Kraft." Es waren hohe Gäste nach Köln gekommen, Fürst Metternich und Erzherzog Johann, die Könige von Württemberg und Holland. Der Erzherzog brachte einen Trinkspruch bei der Tafel aus, worin er sagte, so lange Oesterreich und Preußen zusammenhielten, sey keine Gefahr für Deutschland und werde es feststehen wie seine Berge. Das wurde entstellt, als habe er gesagt: kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein einiges großes Deutschland! Worte, die seitdem von Mund zu Mund gingen und dem alten schlauen Johann einen unverdienten Ruhm einbrachten.

Im Spätherbst 1842 machte der König von Preußen den ersten Versuch einer gemeinsamen Sitzung sämmtlicher Ausschüsse aus den Provinzialständen, als Vorbild eines Reichstags. Derselbe blieb aber unpopulär, weil der Adel darin zahlreicher vertreten war, als Bürger und Bauern, und handelte auch von nichts Wichtigem. Desto populärer waren die einzelnen Provinziallandtage, in denen immer lautere Forderungen an die Regierung gestellt wurden.

Im Jahr 1844 mehrten sich die Symptome der Gährung. In den Fabriken zu Elberfeld und Solingen enthüllten empörende Prozesse das schändliche „Truckſystem," d. h. die Gewohnheit schäbiger Fabrikherrn, ihre unglücklichen Arbeiter nicht mit baarem Gelde, sondern mit schlechten Waaren auszuzahlen. In den menschenvollen Fabrikbezirken zu Bielau und Peterswalde in Schlesien brach ein furchtbarer Aufstand der Arbeiter aus, der nur mit Militärgewalt

(4. Juni) unterdrückt werden konnte. Hunger und gänzliche Verwilderung hatten dazu geführt. Alles ſchauderte vor dem Elend dieſer Menſchen und doch half ihnen niemand. Nur ein polniſcher Mönch, Brzozowski, der damals durch Oberſchleſien pilgerte, gab ein großartiges Beiſpiel, indem er zu Beuthen, Oppeln, Coſel ꝛc. die katholiſche Bevölkerung dahin brachte, dem Branntwein zu entſagen. Mehrere hunderttauſend Menſchen bekehrten ſich dazu und überall verſchwanden die Juden, dieſe Peſt des Landes, weil ihnen die Bauern keinen Branntwein mehr abkauften. Das wundervolle Wirken des Mönchs aber wurde von der herrſchenden irreligiöſen Partei abſichtlich ignorirt, in jeder Zeitung verſchwiegen. Damals feuerte in Berlin ſelbſt Tſchech, ein abgeſetzter, aſotiſcher Bürgermeiſter, zwei Schüſſe auf den König ab, zum Glück ohne zu treffen. Obgleich er aus reiner Bosheit gehandelt, gab es doch Leute genug, die ſeine Hinrichtung als ein Martyrium anſahen. Seine Tochter wurde mit ſchamloſer Oſtentation gefeiert und bekränzt und dahin gebracht, die königliche Gnade, die für ſie geſorgt hatte, mit undankbarem Hohn zurückzuweiſen. Im Auguſt 1844 reiste der König zum Jubiläum der Univerſität Königsberg, begleitet von Eichhorn. Dieſer hatte vor der Dinter'ſchen Schullehrerbibel gewarnt, in welcher den Volkslehrern der Glauben an die Göttlichkeit Chriſti ausgeredet wird. Nun ſtellte Burdach, in ſeiner Feſtrede als Rector, Dinter und Kant als die Säulen der freien Wiſſenſchaft dar, welche ſich die Königsberger nun und nimmer würden nehmen laſſen. Die Studenten jubelten und überbrachten dem Redner einen ſilbernen Becher. Am letzten Sonntag des Jahres 1844 ſagte ſich Paſtor Rupp in Königsberg auf der Kanzel vom Glauben an die Dreieinigkeit los und wurde darum bewundert.

Aber in denſelben Tagen des Auguſt, in denen die ärgerlichen Scenen in Königsberg vorfielen, ließ Biſchof Arnoldi in Trier den h. Rock ausſtellen und in unermeßlicher Wallfahrt ſtrömten die frommen Katholiken dahin. Ein Feſt des Glaubens an der franzöſiſchen gegenüber dem des Unglaubens an der ruſſiſchen Grenze. Es begann am 18. Auguſt und währte bis zum 7. October. Aus allen

umliegenden katholischen Ländern kamen ganze Dorfgemeinden mit ihren Pfarrern, ganze Provinzen mit ihren Bischöfen an der Spitze, unter frommen Gesängen mit fliegenden Fahnen. Aus dem Rheinland und Westphalen, aus den Niederlanden, Lothringen, Frankreich. Täglich zogen die Pilger vor dem h. Rock vorüber in einem ununterbrochenen Zuge, nach einander 1,100,000 Menschen, alle demuthsvoll und andächtig. Die Ruhe und Ordnung wurde keinen Augenblick gestört, heiliger Friede ruhte auf dem unübersehlichen Volke. Am Schluß hielt Bischof Wilhelm Arnoldi eine ergreifende Rede über die Einheit der römischen Kirche, deren er sich in der That rühmen durfte gegenüber der entsetzlichen Zerfahrenheit auf dem protestantischen Gebiete. In Königsberg, Berlin, Breslau, Halle leugnete man den Geist Christi, seine Göttlichkeit, seine historische Persönlichkeit. In Trier beugten sich alle Kniee in Demuth vor dem bloßen Gewande des Heilands. Welche Rohheit der s. g. Bildung dort, und welche Zartheit der ungebildeten Menge hier! Die Begeisterung wirkte lange nach. Um diese Zeit wurde auch in den Rheinlanden ein neuer katholischer Karl Borromäusverein gestiftet mit dem Zweck, der Sündfluth schlechter Bücher und Zeitungen entgegenzuwirken.

Dagegen aber spitzten sich hunderte von Federn, um zu beweisen, der h. Rock sey unecht, das Ganze ein Pfaffenbetrug ꝛc. Eine der gemeinsten Federn gewann den Preis. Johannes Ronge, ein junger katholischer Geistlicher in Schlesien, war als Caplan suspendirt worden, theils wegen Schmähschriften gegen die Breslauer Curie, theils wegen „unschicklichem Aeußern“ (Burschentracht) und „unwürdiger Verrichtung der Amtshandlungen.“ Er schrieb nun wieder einen Schmähartikel in Form eines Briefes an den Bischof Arnoldi, worin er die Feier in Trier als crassen Aberglauben verhöhnte. Und diesem in den ordinärsten Phrasen geschriebenen Briefe wurde sogleich von der ganzen ungläubigen Welt die ungeheuerste Wichtigkeit beigelegt, weil er von einem katholischen Priester kam. Der eitle und unfähige Jüngling wurde auf den Schild gehoben.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Es regnete Adreſſen an ihn, begleitet von Ehrenbechern, Ehrenkränzen, goldenen Federn und Dintenfäſſern, Einladungen und baarem Gelde. Inzwiſchen wußte er noch nicht recht, wie er die Sache anzufangen habe, als Czerski, katholiſcher Pfarrer in Schneidemühl (im Poſenſchen), den es zu heirathen drängte, das lockende Beiſpiel nachahmte, mit ſeiner Kirche öffentlich brach, aber die Stimmung der Zeit raſch benutzte, um den Verſuch einer neuen ſ. g. deutſchkatholiſchen Kirche zu machen, die ſich der alten entgegenſetzen ſollte. Schon zu Weihnachten 1844 verrichtete er die erſte Taufe nach dem neuen ſchnell improviſirten Ritus, und heirathete ſeine bisherige, von ihm ſchwangere Geliebte. Die Neuerung erregte Erbitterung unter den guten Katholiken und kleine Tumulte. Bei ſo bedenklichen Wirren in der ſchleſiſchen Kirche wurde 1845 der durch Geiſt und Charakter gleich ausgezeichnete Diepenbrock zum Biſchof in Breslau gewählt.

Inzwiſchen pflanzte ſich der Rongeanismus nach Sachſen fort. Robert Blum, Billeteur beim Theater, aber ein Mann von großer Energie und Beredſamkeit, gründete eine deutſchkatholiſche Gemeinde in Leipzig. Andere entſtanden in Offenbach und Frankfurt am Main. Gelockt durch dieſe Vorgänge kam nun Ronge ſelbſt und hielt in einem mit Blumen geſchmückten Wagen unter dem Jubel des Pöbels am 14. September ſeinen Triumpheinzug in Frankfurt am Main. Sein Anhang hatte ein großes und allgemeines deutſchkatholiſches Concil nach Stuttgart ausgeſchrieben, auf den 15. September. Dahin eilte nun Ronge. Das ganze Concilium hatte aber in einem kleinen Gartenſaale auf der ſ. g. Silberburg Platz, obgleich Weiber und Mädchen dabei waren. Man faßte hier den tollen Beſchluß, daß bei allen Berathungen der neuen Kirche Weiber und erwachſene Jungfrauen Sitz und Stimme gleich den Männern haben ſollten. Am Abend ſchwelgten die Concilienmitglieder an der Wirthstafel, um, wie ſie ſelbſt ſagten, bei Wein, Forellen und Kalbsbraten Weltgeſchichte zu machen. Sie reisten nach Ulm, wo ihnen der ehrwürdige Münſter eingeräumt wurde. Ronge ging aber aus Furcht vor dem nahen katholiſchen Bayern wieder zurück. In Mannheim be-

grüßten ihn die liberalen Kammermitglieder und Gervinus in Heidelberg schrieb eine Flugschrift für die Deutschkatholiken. In mehreren Capiteln der Freiburger Diöceſe wurde Aufhebung des Cölibats verlangt. In Conſtanz aber machte Ronge ſchlechte Geſchäfte, die katholiſche Bevölkerung trieb ihn fort. Die deutſchkatholiſche Bewegung ſtockte. Sie hatte nur wie eine Staubwolke durch Deutſchland gewirbelt und den Leuten Sand in die Augen geſtreut.

In Sachſen war die Aufregung am heftigſten. Hier ging die Thorheit ſo weit, daß auf die bloße Nachricht hin, in der katholiſchen Kirche zu Annaberg ſey ein Altar dem Stifter des Jeſuitenordens geweiht und in ihm befinde ſich eine Reliquie des heil. Franz Xaver, das ganze Land allarmirt wurde. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß gerade jetzt der Bauplan zu der erſten, den Altkatholiken ſchon vorher bewilligten Kirche in Leipzig entworfen wurde, während die Regierung Anſtand nahm, den Deutſchkatholiken eine proteſtantiſche Kirche einzuräumen. Nun ſchrie alles und tobte. Man fiel auf den Wahn einer jeſuitiſch geſinnten Camarilla, und der um Wiſſenſchaft und Kunſt vielfach verdiente, ſtets durch edle Mäßigung ausgezeichnete Bruder des Königs, Prinz Johann, wurde Gegenſtand der unwürdigſten Verleumdung. Am 12. Auguſt kam der Prinz nach Leipzig. Da brach die lang verhaltene Wuth aus. Man ſchrie: es lebe Ronge! Als aber der Prinz im Hotel de Pruſſe zu Nacht ſpeiste, begann Pfeifen und Geheul und Steinwerfen und die Ruhe konnte endlich nur durch Militärgewalt hergeſtellt werden, wobei mehrere Perſonen erſchoſſen wurden.

Mittlerweile machten auch die proteſtantiſchen Lichtfreunde gewaltigen Lärmen. Als ihr kühnſter Vorſtürmer bezeugte ſich Paſtor Wislicenus aus Halle in der Köthener Lichtverſammlung am 15. Mai 1844, indem er hier feierlich den chriſtlichen Glauben abſchwur und dem alten „ich glaube“ Satz für Satz ein „ich glaube nicht“ entgegenſtellte. Bald darauf gab er eine kleine Schrift heraus „ob Schrift, ob Geiſt?“ worin er die heil. Schrift verwarf und nur dem Zeitgeiſte folgen wollte. Von dieſem Zeitgeiſt waren faſt alle Synoden angeſteckt, die der König von Preußen am

Schluſſe des Jahres zuſammenberief. In Hengſtenbergs Kirchenzeitung wagten nun einige fromme Paſtoren den vielfachen Erklärungen zu Gunſten des Wislicenus andere entgegenzuſetzen, in denen ſie ſeine Lehre verwarfen. Das erregte wieder einen furchtbaren Sturm im Meere der ungläubigen Paſtoren und Profeſſoren, die ſich beeilten, ihre Proteſte zuerſt in Breslau*) gegen Hengſtenberg mit zahlreichen Unterſchriften zu bedecken. So ganz war alle Scham von ihnen gewichen, daß ſelbſt die höchſten Geiſtlichen des Landes ſich an die Spitze der Proteſte ſtellten, wie Conſiſtorialrath Schulz in Breslau, die Biſchöfe Dräſeke und Eylert, Hofprediger Sydow, Superintendent Schulz, auch Profeſſor Lachmann ꝛc. in Berlin. Ueberall im Lande wurden die Proteſte nachgeahmt und in Lichtverſammlungen, die ſich von Tag zu Tage häuften, mit zahlreichen Unterſchriften bedeckt. Endlich that ſogar der Magiſtrat von Berlin einen kühnen Schritt und nahte dem Thron (am 2. October) mit einer Adreſſe, in der er dem König geradezu erklärte, mit dem Chriſtenthum ſey es zu Ende, die neue Aera des freien Geiſtes beginne und der König werde hiemit aufgefordert, ſich an die Spitze der neuen Geiſterbewegung zu ſtellen, indem er ſchon jetzt unbedingte Lehrfreiheit geſtatten und ſogleich eine aus Geiſtlichen und Laien gemiſchte freigewählte Synode einberufen ſolle, um die Verfaſſung der Kirche nach den Forderungen des Zeitbewußtſeyns gänzlich umzuſchaffen. Bürgermeiſter Kraußnik las ihm die Adreſſe vor, die der König aber mit ungewöhnlicher Schärfe abſchlägig beantwortete. Am 23. October reichte der Magiſtrat von Königsberg eine ganz ähnliche Adreſſe ein. In Breslau ſchwur Senior Krauſe auf der Kanzel dem Chriſtenthum ab. Das Breslauer Schullehrerſeminar war ſo gegen das Chriſtenthum fanatiſirt, daß es gänzlich aufgelöst werden mußte.

*) Im Breslauer Proteſt hieß es: „Fern und fremd den lebendigen Entwickelungen der Zeit ſtellt ſich dieſe Partei jenen geſunden, ſchönen Bewegungen, welche das kirchliche Leben der Gegenwart ergreifen und treiben, feindſelig entgegen. Wir erkennen die Nothwendigkeit an, daß die proteſtantiſche Freiheit der Individuen verbürgt werde ꝛc.“

Der König von Preußen gab dem Dringen nach Reichsständen endlich in der Art nach, daß er versuchsweise am 3. Februar 1847 sämmtliche Mitglieder aller Provinzialstände zu einem vereinigten Landtage nach Berlin berief. Bei der Eröffnung desselben sprach er, er wolle nicht, daß sich zwischen ihn und das Land ein geschriebenes Blatt (eine Charte) gleichsam als zweite Vorsehung eindränge. Ferner beklagte er sich über den Geist der Auflockerung zum Umsturz, schmachvoll für die deutsche Treue und preußische Ehre, und endlich die große Opposition des Unglaubens abwehrend, rief er: Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen! Allein die Opposition achtete nicht auf diese schönen Worte, sondern forderte in einer von dem Crefelder Fabrikanten Beckerath aufgesetzten Adresse eine förmliche Repräsentativverfassung.

Die badische Kammer begann damals eine immer auffallendere Rolle zu spielen. Ihre Koryphäen Rotteck und Welker hatten durch das „Staatslexikon" die liberale Doctrin weit und breit unter das Volk gebracht. Weiter noch wollte Hecker gehen, in Verbindung mit dem Russen von Struve, der zu Mannheim in seinem „Zuschauer" schon republikanische und socialistische Ideen verbreitete. Am 12. September 1847 hielten diese beiden eine demokratische Versammlung in Offenburg ab, was die gemäßigten Constitutionellen veranlaßte, im October eine Zusammenkunft von Notabilitäten ihrer Partei aus verschiedenen deutschen Kammern, in Heppenheim zu veranstalten. Mancherlei Bewegung zeigte sich auch schon in den Massen. Der Turnverein in Offenbach mußte wegen demokratischer Wühlerei aufgelöst, eine Volksversammlung in Donaueschingen untersagt werden. Aus der radikalen Schweiz wurden Brandschriften in Menge, besonders communistischen Inhalts, unter den deutschen Handwerkern verbreitet. Dazu kam ein Hungerjahr, hauptsächlich veranlaßt durch die Kartoffelkrankheit, die sich über den ganzen Welttheil verbreitete. Das Brod wurde außerordentlich theuer und im Frühjahr 1847 brachen an vielen Orten Theuerungsunruhen aus, welche die Proletarier doppelt empfänglich machten für die revolutionäre Verführung. So in Breslau, Halle, Stettin, Posen, vielen Orten in

Böhmen, in Ulm, Tübingen. Der König von Württemberg selbst war in einem Theurungsauflauf zu Stuttgart am 3. Mai, den er durch gütiges Zureden stillen wollte, Steinwürfen ausgesetzt. Die Frechheit im gemeinen Volke nahm auffallend überhand. Auch die Presse wurde immer rücksichtsloser und ergriff in ihrer ungeheuren Mehrheit für den Radicalismus in der Schweiz Partei. Eine revolutionäre Schwüle lag in der Luft, die einen nahen Ausbruch wilder Volkselemente erwarten ließ.

Der treffliche König Ludwig von Bayern erlag damals dämonischer Bezauberung durch die spanische Tänzerin Lola Montez. Diese schöne Furie kehrte in München alles zu unterst und oberst, stürzte das Ministerium Abel, welches sich ehrenwerth weigerte, ihre Erhebung zur Gräfin von Landsberg zu unterzeichnen, und brachte den König dahin, ein neues Ministerium nach ihrem Sinn zu ernennen, wozu sich Zurhein und Maurer hergaben, am 13. Februar 1847. Hierauf wurden sieben katholische Professoren der Universität München abgesetzt, der Redemptoristenorden aufgehoben und ein entschieden kirchenfeindliches System angekündigt. Studenten und Volk brachten dem abgesetzten Professor von Lasaulx ein Ständchen und der Lola ein Pereat, wogegen das Militär einschritt. Im November trat das bisherige Ministerium ab und ein noch liberaleres, den Fürsten von Oettingen-Wallerstein und Bercks an der Spitze, vom Volk das „Lolaministerium" genannt, übernahm die Geschäfte. Im Winter bildete sich die Lola ein Gefolge von lüderlichen Studenten (die s. g. Alemannia), mit denen sie lärmend durch die Straßen zog und des Nachts Orgien feierte. Im Anblick dieser Scandale starb der alte ehrwürdige Görres am 29. Januar 1848, und an seinem Grabe erst erwachte der Zorn der Jugend und des Volkes. Als die Lola wagte, seinem Leichenbegängniß zuzusehen und dabei Zeichen der öffentlichen Verachtung empfing, drohte sie mit der Reitpeitsche, sie werde die Universität schließen lassen. Nun gab es Tumult, die Alemannen wurden mißhandelt. Mit gewohnter Kühnheit stürzte Lola selbst auf die Straße, um sich ihrer Lieblinge anzunehmen, gerieth aber unter die Fäuste der Mezger und Brauer

und nur ihr Geschlecht und ihre Schönheit entwaffnete die Wuth der Menge. Sie wurde in eine Kirche gerettet. Am gleichen Abend wurde die Universität geschlossen. Nun aber sammelten sich die Bürger Münchens und drohten mit einer Sturmpetition. Auch die Reichsräthe machten dem König Vorstellungen Da bewilligte er am 11. die Wiedereröffnung der Universität. Die Lola entfloh in dem Augenblick, als man ihr Haus bereits stürmte. Doch das Spiel war noch nicht zu Ende. Sie blieb noch in der Nähe. Die neuen Tumulte aber, die sie in München hervorrief, griffen schon in den allgemeinen Sturm der deutschen Märzrevolution ein. Lola Montez war kein gewöhnliches Weib. In ihrer reizenden Gestalt, süß verlockend und frech abschreckend, erblickten wir ein dämonisches Spiegelbild der Revolution, dieser selbst voran gaukelnd.

4.

Der Schweizer Radicalismus.

In der Schweiz bildete sich eine liberale Partei, welche die städtischen Aristokratien bekämpfte und zugleich statt der lockern Conföderation souveräner Cantone einen starken und einheitlichen Bund wollte. Sie trat in die Fußtapfen des französischen Liberalismus und als dieser in der Julirevolution siegte, gaben auch in der Schweiz die aristokratischen Regierungen in den größern Städten den Demagogen vom Laude nach, aus Furcht vor Frankreich und weil sie in Metternichs erschlaffender Politik keine Stütze mehr fanden. Zuerst nahm Zürich eine demokratische Form an. Selbst das stolze Bern fügte sich. Die Stadt Basel duldete, daß sich die Landschaft als besonderer Canton abtrennte. Nur in Neuenburg siegte die conservative und preußische Partei.

Im Frühjahr 1832 schloßen die neuen liberalen Regierungen in Bern, Zürich, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau und Thurgau das s. g. Siebener-Concordat zu Schutz und Trutz

und zum Zweck einer Bundesreform. Die Urcantone sahen dadurch ihre alten Bünde bedroht und schloßen mit Stadt Basel im Herbst den Sarner Bund zur Aufrechterhaltung des Bestehenden. Indem sie aber im folgenden Sommer unklug zuerst losschlugen, wurden sie bald von der Uebermacht der großen Cantone zurückgeschreckt. Die Schwyzer unter Abyberg mußten umkehren, die Baseler verloren bei Prattelen 160 Mann. Der Sarner Bund wurde durch die Tagsatzung förmlich aufgelöst.

In demselben Jahre 1833 wurde in Zürich mit großen Mitteln eine neue Universität gegründet als Hebel für die Radicalen, um durch die neue Wissenschaft alle alten s. g. Vorurtheile auszurotten und der Bundesreform Bahn zu brechen. Als das Hauptvorurtheil sah man den Glauben der Väter an und die Häupter des Radicalismus verschworen sich gegen den Besitz und die Rechte der katholischen Kirche zunächst in den paritätischen Cantonen und nicht minder gegen den s. g. Pietismus unter den Reformirten, zumal des Waadtlandes. Die Schweiz wurde mit irreligiösen Schriften überschwemmt, hauptsächlich durch deutsche Flüchtlinge. Die Häupter des Siebener-Concordats tagten 1837 in Baden und beantragten 14 Artikel, durch welche die Kirche ganz in die Gewalt des Staats kommen sollte.

Die italienischen Flüchtlinge, unter denen Joseph Mazzini von Genua durch Geist hervorragte, betrieben damals, mit den polnischen vereinigt, einen Freischaarenzug nach Savoyen, der aber durch Ramorinos schlechte Führung mißlang. Die Großmächte drohten und der Schweizer Radicalismus hielt ein paar Jahre an sich. Im Canton Schwyz sollte der ärmere Theil des Volks (die Klauenmänner) gegen die Reichen (die Hornmänner) gehetzt werden, doch die letztern siegten. Dagegen mußten die Brüder Schnell, die in Bern bisher noch mit Mäßigung regiert hatten, dem ehrgeizigen Demagogen Neuhaus weichen und in Zürich, welches damals Vorort war, wurde Melchior Hirzel Präsident der Tagsatzung, ein überaus langer und hagerer Mann mit einer lächerlichen Mädchenstimme, der ernstlich glaubte, ganz Europa werde von der Schweiz aus

republikaniſirt werden und von Zürich aus die neue Religion der Freiheit empfangen, durch welche das Chriſtenthum verdrängt werden ſollte. Deshalb berief er den großen Chriſtusleugner Doctor Strauß als Profeſſor der Theologie nach Zürich, im Januar 1839. Allein er hatte ſich im Volke getäuſcht, welches noch chriſtlich genug empfand und ſo laut murrte, daß Strauß gar nicht kommen durfte und eine Penſion dafür annahm. Auch Scherr, der das Schulweſen leitete und Bibel und Katechismus verbannen wollte, ſollte nicht länger geduldet werden. Ein ſ. g. Glaubenscomité formulirte die Forderungen des Volks. In der Nacht auf den 6. September ließ Bernhard Hirzel, Pfarrer in Pfäffikon, die Sturmglocke läuten und von allen Seiten bewegte ſich das fromme Landvolk, geiſtliche Lieder ſingend, „ein betender Aufſtand," gegen Zürich. Hier verlor die Regierung den Kopf und floh nach einem kurzen Gefecht, in welchem der wackere Naturforſcher Hegetſchwiler, indem er zum Frieden redete, erſchoſſen wurde.

Als aber Bern Vorort und Neuhaus Präſident der Tagſatzung wurde, gewann die kirchenfeindliche Partei wieder Muth. Die Katholiken im Aargau rathſchlagten über die Wahrung ihrer Rechte. Da ließ die radicale Regierung das katholiſche Comité im Kloſter Muri verhaften und als das Landvolk die Gefangenen befreite, rückten nicht nur Aargauer, ſondern auch Berner Truppen in großer Uebermacht ein und auf Antrag des Seminardirector Keller verfügte der große Rath des Canton Aargau die Aufhebung aller Klöſter. Vergebens proteſtirten die katholiſchen Cantone, Rom, Oeſterreich (weil Muri eine habsburgiſche Stiftung war) und die Tagſatzung ſelbſt. Das kleine Aargau trotzte, weil es wohl wußte, daß Frankreich und England eine öſterreichiſche Intervention nicht dulden würden.

Der katholiſche Widerſtand concentrirte ſich in Luzern, wo die radicale Partei unterlag und Sigwart Müller mit dem trefflichen Bauern Leu von Eberſoll das Volk ermahnte, nicht vom Glauben der Väter abzufallen. In dieſe Zeit fällt auch der Uebertritt Hurters, der als Antiſtes in Schaffhauſen Vorſtand der reformirten

Geiſtlichkeit geweſen, zum katholiſchen Glauben. Allein der Radicalismus triumphirte ſchon vor dem vollendeten Siege. Die vierhundertjährige Feier der Schlacht bei St. Jakob 1844 wurde von ihm benutzt, um hier alle Anhänger der Partei zu verſammeln, bei Wein und Geſang und Redenhalten den Parteigeiſt zu ſteigern und unter andern die Fahne der katholiſchen Walliſer zu beſchimpfen. Hier beim Anblick großer Volksmaſſen reifte auch zuerſt der Gedanke, Freiſchaaren zu bilden und die katholiſchen Cantone gewaltſam zu unterjochen. Im Herbſt trug Aargau darauf an, die Jeſuiten aus der ganzen Schweiz zu verbannen. Da beſchloß Luzern, wo bisher keine geweſen, jetzt erſt Jeſuiten zu berufen. Mitten im Winter wagte der Arzt Doctor Steiger einen Aufſtand der radicalen Minderheit in Luzern, mußte aber flüchten. Nun fing man an, ſich zu waffnen. Im Waadtland wurde die gemäßigte Regierung geſtürzt und der freche Demagoge Druey bemächtigte ſich der Regierung. Im Canton Bern drängten ſich die Volksverſammlungen, die einen großen Freiſchaarenzug gegen Luzern vorbereiteten und jeden Augenblick loszuſchlagen drohten, ſo daß die katholiſchen Cantone aus ihrer Ruhe geriſſen wurden und um einen tüchtigen Anführer zu haben, den alten General von Sonnenberg aus dem neapolitaniſchen Dienſte zurückriefen. Die Tagſatzung, in ihrer Mehrheit radical, that nichts, um den Bürgerkrieg zu verhüten.

Am 30. März 1845 rückten wirklich zwei große Freiſchaaren unter Ochſenbein von Bern und Rothpletz von Aarau mit Kanonen, die ſie aus den Arſenalen genommen, gegen Luzern. Der erſtere drang in der Nacht in dieſe Stadt ein, wurde aber von Sonnenberg zurückgeſchlagen. Ochſenbein verirrte in der Nacht und wurde am Morgen in die Flucht mit fortgeriſſen. Sie verloren 104 Todte, ihr ganzes Geſchütz und beinahe 2000 Gefangene, unter denen ſich auch Rothpletz befand. Die Luzerner und ihre katholiſchen Nachbarn zählten nur 8 Todte. Dieſer ſchöne Sieg des Rechts reizte aber die Radicalen nur zur Rache und zu noch größerer Ungerechtigkeit. Zunächſt ſuchten ſie freilich Frieden und kauften ihre Gefangenen um eine halbe Million Schweizerfranken los. Dann

aber sannen sie nur noch auf grimmige Rache. Als Doctor Steiger, der mitgefangen worden war, zum Tode verurtheilt wurde, verschafften ihm die Radicalen heimlich die Freiheit und ließen dagegen den biedern Leu durch einen gedungenen Meuchelmörder im Schlaf erschießen.

Im Herbst dieses Jahres verfolgte Druey die gläubigen Reformirten im Waadtland. Trotz eines kropfartigen Halsauswuchses ein glänzender Redner und in der Maske des cynischen Volkstribunen ein feiner Lebemann, ergötzte sich dieser „lustige Teufel" damit, den Pöbel gegen die s. g. Mommiers (Pietisten) zu hetzen und setzte, als die Geistlichkeit sich weigerte, seine brutalen Befehle von der Kanzel zu verlesen, mehr als hundert Pfarrer ab. Auch in Genf kam eine radicale Regierung unter dem Dictator Fazy auf, dem schamlosen Stifter einer Spielhölle. In Bern selbst wurde Neuhaus, als noch zu gemäßigt, durch Ochsenbein verdrängt, und dieser, nachdem er kaum zuvor Frieden und Recht in der Eidgenossenschaft durch seinen Freischaarenzug verletzt hatte, im Sommer 1847 Präsident der Tagsatzung.

Die katholischen Cantone mußten eines neuen Angriffes gewärtig seyn, schlossen daher schon am 20. September 1846 den s. g. Sonderbund zu ihrer Vertheidigung, und zwar Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Die Tagsatzung in ihrer radicalen Mehrheit erklärte diesen Sonderbund für gesetzwidrig, obgleich die radicalen Cantone selbst schon lange ihr Siebener-Concordat geschlossen hatten, und beschloß bewaffnete Exekution. Kern vom Thurgau verfaßte die gleißnerische Proclamation, durch welche dieses Unrecht beschönigt wurde, und ein alter Soldat Napoleons, General Dufour, gab sich dazu her, den Sonderbund durch militärische Uebermacht zu erdrücken. Da er seine Leute kannte, nahm er sich Zeit und bot gegen 100,000 Mann auf, die er erst tüchtig einexerciren ließ, während der Sonderbund keinen Angriff wagte und diesmal sogar einen Reformirten, einen Herrn von Salis, zu seinem Feldherrn ernannte. Die armen Leute hofften auf Vermittlung oder Hülfe Oesterreichs. Auch Ludwig Philipp

war durch den Sieg des Radicalismus in der Schweiz gefährdet, aber sowohl er als Metternich waren schon stumpf geworden und ließen die Dinge gehen. Dufour wartete bis in den November, dann fiel er zuerst über das völlig isolirte Freiburg her, welches capituliren mußte. Hier verübte die radicale Soldateska schändlichen Unfug. Dann zog Dufour das Netz um Luzern und seiner zehnfach überlegenen Streitmacht konnte das kleine Heer des Sonderbundes nicht Stand halten. Nach einem kurzen Gefecht bei Gislikon wurde capitulirt. Die Sonderbundscantone mußten eine Million Kriegskosten zahlen, die Jesuiten wurden vertrieben, sogar die menschenfreundlichen Mönche aus dem berühmten Hospiz von St. Bernhard fortgejagt, alle Klöster aufgehoben und überall neue radicale Regierungen eingesetzt.

In diesem Sonderbundskriege verlor die Schweiz wenig Menschen, aber viel Ehre. Die Radicalen handelten schändlich an den Urcantonen und die altschweizerische Treue wurde in der Wiege der Eidgenossenschaft erwürgt.

5.

Schürung des Deutschenhasses.

Ein höchst bedenkliches Zeichen der Zeit war damals die Auflehnung der Dänen, Polen, Böhmen, Ungarn und Lombarden gegen die Deutschen. Alle die Nationen, welche früher vor uns Deutschen Furcht gehabt, begannen uns jetzt zu verachten und zu verhöhnen. Die Lockerheit des deutschen Bundes, die Verwirrung in Preußen, die Erschlaffung in Oesterreich machte ihnen Muth, uns zu trotzen, und sie wurden vom Ausland unterstützt, zum Theil gehetzt.

Im Herzogthum Schleswig, welches zum größten Theil deutsch, mit Holstein erbverbrüdert war und mit ihm eine gemeinschaftliche ständische Vertretung gehabt hatte, aber 1815 nicht wie Holstein in den deutschen Bund aufgenommen worden war, wollten

die Dänen alles auf dänischen Fuß setzen und die deutsche Sprache verdrängen. Schon 1830 klagte darüber Lorensen von Sylt und wurde deshalb verhaftet. Als 1839 der Dänenkönig Friedrich VI. starb und ihm sein Großneffe Christian VIII. folgte, dessen einziger Sohn Friedrich keine Nachkommenschaft versprach, glaubte Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg als nächster Erbberechtigter für die beiden deutschen Herzogthümer, sich der Sache derselben annehmen zu müssen, und nun begann unter Leitung des Advocaten Beseler eine starke Agitation bei den Ständen Schleswigs und Holsteins, die in allen deutschen Kammern ein Echo fand. Auf dem Sängerfest in Würzburg 1845 wurde gesungen „Schleswig-Holstein meerumschlungen" und die Fahne der Herzogthümer entfaltet. Der König aber, von Rußland unterstützt, erließ 1846 einen „offenen Brief," worin er das dänische Recht der weiblichen Nachfolge auch auf die deutschen Herzogthümer ausdehnte, mithin den Augustenburger vom Erbe ausschloß und die Herzogthümer dem dänischen Einheitsstaat einverleiben wollte. Die Stände derselben protestirten und klagten beim deutschen Bunde, der das Erbrecht der deutschen Agnaten für beide Herzogthümer, sein unmittelbares Einmischungsrecht aber nur in Holstein wahrte, nicht in Schleswig, das nicht zum Bunde gehörte. Dem König folgte 1848 sein Sohn Friedrich VII. Die Wuth, mit der die deutschen Liberalen Dänemark schmähten und herausforderten, war unbesonnen. Das deutsche Gesammtinteresse verlangt, daß wir mit Skandinavien gegen Rußland und England zusammenhalten. Die Unbesonnenheit wurde aber bestraft durch den Trotz und die Verachtung, die uns das kleine Dänemark zu zeigen wußte.

Noch gefährlicher war die nationale Erhebung aller nichtdeutschen Völkerstämme, welche bisher Preußen und Oesterreich unterworfen gewesen. Auch sie hatten den Respect vor uns verloren und auch sie waren vom Ausland verhetzt.

Im Jahr 1846 wurde Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich durch einen neuen Polenaufstand beunruhigt. Mieroslawski, ein in Paris lebender polnischer Flüchtling, erschien heimlich in Po-

ſen und ſtellte ſich an die Spitze einer Inſurrection, die aber im Keim erſtickt wurde, indem am 14. Februar die Verſchworenen alle verhaftet wurden. Beſſer gelang es in Krakau. Die hier aus Vorſicht eingerückten Oeſterreicher wurden mit Gewalt vertrieben und Gorzkowski, der auch aus Paris kam, proclamirte die polniſche Republik und verkündete den Bauern die Aufhebung aller Frohnen und Zinſen. Ein gewiſſer Tyſſowski trat an die Spitze des Freiſtaates. Es fiel auf, daß die Verſchworenen Rußland ſchonten, indem ſie nur mit Preußen und Oeſterreich anbanden. Allein das ganze Unternehmen ſcheiterte an den galiziſchen Bauern, denn dieſe ſind ruthe-niſchen oder ruſſiſchen und nur der Adel allein polniſchen Stammes. Als die verſchworenen Edelleute im Kreiſe Tarnow die Bauern verſammelten, ihnen Freiheit verkündeten, ſie aber zum Kampf gegen die öſterreichiſche Regierung aufforderten, bezeugten die Bauern unerwarteter Weiſe keine Luſt. Einer aus ihrer Mitte führte das Wort und ein polniſcher Graf ſchoß ihm eine Kugel vor den Kopf, um die Bauern zu erſchrecken. Dieſe aber erſchraken nicht, ſondern fielen über die Edelleute her, mordeten ihrer 20 und verfolgten die übrigen, ſo daß ſie in wenigen Tagen Wagen auf Wagen voll todter oder ſchwer mißhandelter Edelleute in Tarnow ablieferten. Man zählte 100 todte und 400 noch lebende. Auch in mehreren andern Kreiſen wurde dieſes Beiſpiel nachgeahmt. Ein flüchtiger Herr von Bogusz, deſſen ganze Familie mit Nachbarn und Verwaltern gemordet worden war, verlangte offen in einer Bittſchrift an den Kaiſer Gerechtigkeit, betheuerte die Loyalität und völlige Unſchuld ſeiner Familie und bezeichnete den alten Bauer Jakob Szela als den Wütherich, der ohne Unterſchied alle Adeligen habe umbringen laſſen. Dieſe Haltung der Bauern nun war es, die jede Hoffnung der Verſchwornen zu nichte machte. Sie flohen. Die Oeſterreicher rückten ſchon am 3. März wieder in Krakau ein. Am 13. April verkündete der Kaiſer den Bauern in Galizien die Befreiung von den Roboten, alſo ungefähr dieſelbe Emancipation, die ihnen Gorzkowski zugeſichert hatte. Die nordiſchen Mächte kamen überein, die kleine Republik Krakau dem öſterreichiſchen Kaiſerſtaat einzuverleiben,

um ferneren Umtrieben von dort vorzubeugen. Das wurde am 6. November vollzogen, trotz des heftigen Widerſpruchs von Seiten Palmerſtons. Frankreich wagte nicht, die drei Mächte deshalb anzugreifen, und war auch wegen der ſpaniſchen Heirath mit England geſpannt.

Auch in Böhmen begann eine ſlaviſche Reaction gegen die Deutſchen. Die Prager Gelehrten, Palacky an der Spitze, ſchwärmten für die czechiſche Nationalität; falſche, angeblich altſlaviſche Sprachdenkmäler wurden geſchmiedet, der Deutſchenhaß offen zur Schau getragen und mit den gelehrten Ruſſen wetteifernd der Panſlavismus empfohlen, d. h. die Idee, alle Slaven in einem großen Reiche zu vereinigen und die Deutſchen zu unterdrücken. Im J. 1847 erhoben ſich die böhmiſchen Stände zum erſtenmal gegen das herrſchende Syſtem.

Noch ungleich heftiger war die antideutſche Agitation in Ungarn. An all dem war nur das Metternich'ſche Syſtem Schuld, wodurch Oeſterreich von Deutſchland abgeſperrt, der deutſche Geiſt künſtlich abgeſchwächt und mit dem jüdiſchen verſetzt, der germaniſche Charakter der Monarchie aufgegeben wurde. So wie der Deutſch-öſterreicher nicht mehr Achtung und Furcht einflößte, wollte auch kein Slave, kein Magyar mehr gehorchen. Der Hauptagitator in Ungarn war ſeit 1825 Graf Szechenyi, der mit Recht klagte, daß Oeſterreich bisher ſo gar nichts für Agricultur und Induſtrie in Ungarn gethan, den Naturreichthum des Landes nicht benützt habe. Der ungariſche Reichstag von 1830 forderte den Alleingebrauch der magyariſchen Sprache, Trennung der Finanzen, Befreiung Ungarns von dem häßlichen öſterreichiſchen Papiergeld, und bewilligte weniger Recruten, als der Kaiſer verlangte. Im folgenden Jahre richtete die Cholera greuliche Verheerungen in Ungarn an und an vielen Orten mordete hier das gemeine Volk die höhern Klaſſen, von denen es vergiftet zu ſeyn wähnte. In den folgenden Jahren machte die ungariſche Reichstagsopposition immer mehr Fortſchritte und begann der junge Ludwig Koſſuth als Redner eine große Rolle zu ſpielen.

Am glühendſten war der Haß, den die Italiener gegen Oeſter-

reich kund gaben. In Rom war der ehrwürdige Pius VII. 1823 verſchieden, ihm folgte Cardinal della Genga als Leo XII., von ſtrengen Grundſätzen, der die Carbonari unter ſeiner ſchweren Hand nicht aufkommen ließ, deshalb aber von der Bewegungspartei grenzenlos gehaßt wurde. Bald nach ſeinem Tode 1829 begann nun unter ſeinem Nachfolger, Cardinal Caſtiglione, der ſich Pius VIII. nannte, die neue Aufregung in Folge der Julirevolution, es kam aber noch zu keinem offenen Ausbruch. Der hochbetagte heil. Vater ſtarb ſchon 1831 und ihm folgte Cardinal Capillari als Gregor XVI., unter dem der erſte Sturm zu toben anfing.

Nur zufällig erfolgte die erſte Erhebung in Modena. Hier wurde Herzog Franz, der wegen ſeinem Duodezabſolutismus äußerſt verhaßt war, darauf aufmerkſam gemacht, daß ſein Günſtling Menotti, Chef der geheimen Polizei, ſelbſt ein Verſchwörer ſey, und ließ in der Nacht des 3. Februar 1831 das Haus, worin dieſer gerade eine Verſammlung hielt, mit Kanonen zuſammenſchießen. Menotti entging dem Tode und das Volk war ſo aufgeregt, daß der Herzog entfloh. Nun hielten die Verſchworenen auch im Kirchenſtaat nicht mehr zurück und errichteten in Bologna eine proviſoriſche Regierung. Am 9. wurde Marie Louiſe aus Parma vertrieben; am 14. errichtete das Volk auch in Ferrara unter den Kanonen der Oeſterreicher eine proviſoriſche Regierung. Und am 26. tagte ſchon ein ſ. g. italieniſcher Nationalcongreß zu Bologna und fing der treuloſe k. k. Feldmarſchalllieutenant Zucchi eine Nationalarmee zu bilden an, um ſeinen Kaiſer zu bekriegen. Aber ein öſterreichiſches Corps unter Frimont machte dem Unfug ein raſches Ende und beſetzte Bologna. Zucchi wurde gefangen. Unter den Flüchtlingen befanden ſich die beiden Söhne des vormaligen Königs von Holland, Ludwig Napoleon. Sie hatten ſich der Verſchwörung angeſchloſſen, der ältere (Napoleon Ludwig) ſtarb auf der Flucht, der jüngere, Ludwig Napoleon, wurde, als Bedienter verkleidet, im Wagen ſeiner Mutter Hortenſe gerettet.

Die Franzoſen nahmen es Ludwig Philipp übel, daß er die Oeſterreicher ſo eigenmächtig in Italien wirthſchaften ließ und ſo

mußte er, um die öffentliche Meinung zu beſchwichtigen, Ancona beſetzen laſſen, ohne ſich deshalb mit Oeſterreich zu überwerfen. Doch glaubte Oeſterreich, Frankreich nicht weiter reizen zu dürfen, und duldete daher, indem es ſeinen eigenen Erbanſpruch aufgab, daß dem 1831 verſtorbenen König Karl Felix von Sardinien jener treuloſe Prinz von Carignan, Karl Albert, nachfolgen dürfte, der ſich zuerſt mit den Carbonari verſchworen und ſie hinterdrein verrathen hatte und dann wieder mit ihnen kokettirte.

Die Cholera richtete 1837 große Verwüſtungen in Italien an. Im folgenden Jahre verließen die Franzoſen Ancona. Als 1840 ein Bruch zwiſchen Frankreich und den andern Mächten drohte, wagte Bandiera einen Aufruhr in Calabrien, unterlag aber. Dagegen fuhr Mazzini fort, durch geheime Geſellſchaften zu wühlen. In der Preſſe widertönten die Klagelieder um Italien vom Grafen Leopardi und die Kerkererzählungen des Silvio Pellico.

Eine neue Bewegung begann aber erſt, als Gregor XVI. 1840 ſtarb und ihm der junge Cardinal Maſtai-Ferretti als Pius IX. nachfolgte. Dieſer begann mit Gnadenacten und Reformen und die Verſchworenen, indem ſie ihn zu ihrem Werkzeug machen wollten, betäubten ihn mit ihrem Freudengeſchrei und erſtickten ihn faſt unter Lorbeern, unterſtützt von Lord Minto, dem engliſchen Geſandten, denn durch die ſpaniſche Heirath beleidigt, bot die engliſche Regierung alles auf, um Unruhen auf dem Feſtland zu erregen und Frankreich und Oeſterreich Verlegenheiten zu bereiten. Die Bewegung wurde ſo reißend, daß auch Großherzog Leopold II. von Toscana unter Liebkoſungen gezwungen wurde, Reformen aller Art zu bewilligen. Der geängſtigte Herzog Karl von Lucca entwich lieber und trat ſein kleines Land an Toscana ab. Nun rührte ſich auch Karl Albert in Turin, verkündigte liberale Reformen und verſicherte ſich der Sympathien der radicalen Schweiz. Da nun Oeſterreich den Sonderbundskrieg nicht verhinderte und den Radicalismus in der Schweiz gewähren ließ, hörte auch in Italien der bisherige Reſpect vor Oeſterreich auf und in der Lombardei ſelbſt wuchs die Aufregung.

Die Verſchworenen wagten, in allen Garniſonen den öſterreichiſchen Soldaten die Cigarren aus dem Munde zu ſchlagen, denn um die öſterreichiſche Regierung ihrer großen Einkünfte vom Tabak zu berauben, hatte Mazzini alles Tabakrauchen unterſagt. Da nun die Soldaten ſich nicht wehren durften, was die ſchwache Regierung ihnen ausdrücklich unterſagte, ſo wurden ſie ſogar von den Kindern auf der Straße verhöhnt und ertönte überall das offene Feldgeſchrei: l'Italia libera! morte ai Tedeschi! Im Januar und Februar kam es zu blutigen Tumulten in Padua, Pavia und Bergamo. Zu Venedig erſchienen alle Damen im Theater in den drei italieniſchen Farben. Die Regierung aber übte eine Nachſicht, welche die Frechheit immer mehr herausforderte.

Alles das noch vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich. Ueberall hatte Lord Minto die Hand im Spiel. Palmerſton, den man ſeitdem Lord Feuerbrand nannte, war der moraliſche Urheber der italieniſchen Revolution, ohne ihn hätte Mazzini nichts ausrichten können. Am 15. Februar hielt Palmerſton im Unterhauſe eine feurige Rede zum Lobe der italieniſchen Erhebung, verſicherte die neuen Verfaſſungen, den neuen Zollverein, überhaupt den „Fortſchritt“ daſelbſt, d. h. die Revolution, ſeiner Sympathie. „Ein neuer Tag, rief er, ſteigt auf in Italien.“

Viertes Buch.

Ludwig Philipp.

1.

Die Corruption der französischen Kammer.

Ludwig Philipp bezweckte nichts, als sich und seine Dynastie auf dem Throne zu erhalten, indem er sich durch seine Friedensliebe die Anerkennung der Großmächte erkaufte und mittelst der Deputirtenkammer und der Bourgeoisie die Republikaner, wie die Anhänger des alten Königshauses niederzuhalten suchte. Seine Minister wählte er aus den populärsten Kammermitgliedern.

Nach seiner Thronbesteigung war das Nöthigste, die aufgeregten Arbeiter in Paris zu beruhigen. Er ließ daher 5 Mill. Franken unter sie vertheilen und lenkte geschickt ihren Zorn gegen die Minister Karls X., welche die Ordonnanzen erlassen hatten. Polignac, Peyronnet, Guernon de Ranville und Chantelauze waren gefangen worden und sollten von der Pairskammer verurtheilt werden. Das Volk wollte sie ermorden. Der alte Soult aber, der zum Kriegsminister ernannt wurde, brachte eine zahlreiche bewaffnete Macht zusammen und das Uebrige that Lafayette an der Spitze der eben so zahlreichen und gemäßigt gesinnten Nationalgarde, um Excesse zu verhüten. So war es möglich, die Exminister nicht zum Tode,

ſondern nur zu ewigem Gefängniß zu verurtheilen, am 21. Dez. 1830. Lafayette büßte durch ſein allzu loyales Benehmen die Popularität bei der Menge ein wenig ein und Ludwig Philipp benutzte das ſogleich, um ihn undankbar vom Commando zu entfernen. Im Februar 1831 wagten die Legitimiſten eine Todtenfeier des Herzog von Berry, da wurde wieder der Pöbel gegen ſie losgelaſſen und Ludwig Philipp ſoll es ausdrücklich gebilligt haben, daß damals der Palaſt des Erzbiſchofs von Paris, van Quelen, vom Pöbel demolirt wurde. Als der Pöbel überall die Kreuze von den Kirchen, die Lilien von den Paläſten abſchlug, befahl der König, an ſeinem eigenen Palaſt die Lilien wegzumeißeln.

Bei alledem ſpielte die Deputirtenkammer keine vorragende Rolle mehr. Zwar erhob Mauguin laut ſeine Stimme und klagte das neue Syſtem an, das offenbar darauf ausgehe, das franzöſiſche Volk zu dupiren. Allein die Mehrheit achtete nicht auf ihn, denn ſie war vom König beſtochen, der ihre Mitglieder und deren Verwandte und Clienten verſchwenderiſch mit Anſtellungen und Belohnungen bedachte. Indeß dienten dem König auch ehrenwerthe Doctrinäre, wie Guizot, ohne Eigennutz aus Ueberzeugung, weil aus allzuviel Freiheit ohne Ordnung nur Anarchie folgen müſſe. Der eitle Laffitte hatte über der Politik ſeine kaufmänniſchen Geſchäfte verſäumt und fallirte. Der König war froh, ihn loszuwerden, dankte ihn ab und ſpielte noch den Großmüthigen, indem er ihm für 10 Millionen Wälder abkaufte, um ſeine Schulden zu bezahlen.

Der Bankier Caſimir Perier, bisher Laffittes Nebenbuhler, trat ins Miniſterium und faßte, wie es der König haben wollte, die Zügel der Gewalt ſtrammer. Im Mai 1831 traf der König mit Perier eine Maßregel, die am beſten geeignet ſchien, die Republikaner moraliſch zu vernichten. Am 2. nämlich decretirte er den Julihelden, denen er ſchon früher eine Decoration zuerkannt hatte, ein blaues Band und eine neue Umſchrift auf das Kreuz „vom König gegeben," d. h. er kleidete die Revolution in die Livrée des Königthums. So gewann er durch Eitelkeit die einen und warf die andern, die ſeine Decoration verſchmähten, in das Dunkel der

Vergessenheit. Als am 5. Mai, am Todestage Napoleons, die Vendomesäule mit Blumen bekränzt und großer Spectakel erhoben wurde, der die nächsten Tage fortdauerte und am 9. in eine Emeute ausartete, ließ der Graf von Lobau, der an Lafayettes Stelle die Nationalgarden befehligte, die Pompiers kommen und mittelst Feuerspritzen das empörte Volk durchnässen. Die Revolution erstickte im Gelächter.

Doch verstummte die Opposition nicht. Der König konnte die alte ergebene Kammer doch nicht ewig behalten, mußte verfassungsmäßig eine neue wählen lassen und bekam nicht lauter Männer hinein, wie er sie haben wollte. Zwar ließ er Anfang Juli auch eine Seeexpedition gegen Don Miguel, damaligen Ursurpator in Portugal, unternehmen und verfehlte nicht, den leichten Sieg als einen Triumph des Liberalismus und zugleich der nationalen Tricolore auszuposaunen. Gleichwohl war in die neue Deputirtenkammer eine starke Opposition gewählt worden und schon war die Frage, ob Perier sich würde behaupten können, als die Nachricht kam, die Holländer seyen in Belgien eingefallen. Augenblicklich wurde nun ein französisches Heer den Belgiern zu Hülfe geschickt, und dieses rasche Handeln im Sinne der Nation rettete Perier. Allein die polnische Frage kam immer wieder zur Sprache. Als am 16. Sept. Sebastiani, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kammer meldete, Warschau habe capitulirt und den Zusatz machte: „es herrsche Ruhe in Warschau," brach ein Sturm des Unwillens aus. Lafayette aber zog einen Brief der polnischen Agenten in Paris, Kniaziewicz und Plater, hervor, worin dieselben schreiben: „Wir erklären, daß der Minister der auswärtigen Angelegenheiten uns am 7. Juli aufforderte, einen Courier nach Warschau zu schicken, dessen Reisekosten er bezahlte. Der Zweck dieser Sendung war, unsere Regierung zu vermögen, sich noch zwei Monate zu halten, weil die Unterhandlungen so viel Zeit erforderten." Wie ungeheuer auch Sebastiani durch diese Ueberführung compromittirt war, hielt er den Sturm doch mit französischem Leichtsinn aus und Guizot trat schützend vor ihn, indem er die Vertheidigung in einen Angriff verwandelte

und der Oppoſition vorwarf, ſie mache Propaganda für die Revolution außerhalb Frankreich. Nach langem Kampfe erklärte ſich die Mehrheit mit 221 Stimmen für das Miniſterium. Allein der Sturm erneuerte ſich, als General Guilleminot auftrat, ſich zu rechtfertigen. Er war franzöſiſcher Geſandter in Conſtantinopel geweſen und hatte hier vom König den Befehl erhalten, für die Polen zu wirken, war aber nachher desavouirt worden, ſo daß ſich klar ergab, das Ganze war nur eine Demonſtration geweſen und der Geſandte mißbraucht worden.

Der Kammermehrheit gewiß, ließ Perier ſofort ein neues Polizeigeſetz votiren und brachte, vielleicht nur zum Schein, der Oppoſition das große Opfer, auf Erblichkeit der Pairie zu verzichten. Man machte aus ihr eine Art von Senat, wie in der Napoleoniſchen Zeit. Berryer geißelte dieſes Experimentiren mit überlegenem hiſtoriſchem Geiſte, aber vergebens.

Im Herbſt brach ein höchſt gefährlicher Aufſtand in Lyon aus. Die Bourbons hatten Lyon nicht ſo viel Liebe zugewandt, wie Napoleon. In der Schweiz und in den preußiſchen Rheinprovinzen wurde durch zahlreiche neu entſtandene Fabriken den Lyoneſen Concurrenz gemacht. Von Jahr zu Jahr waren in Frankreich die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen. Die Regierung Ludwig Philipps koſtete mehr, als alle bisherigen, und vergrößerte die Steuerlaſt. Die Fabrikbeſitzer in Lyon ſuchten nun ihr Deficit durch Herabdrücken der Arbeitslöhne zu decken, ſo daß ein Arbeiter, der 18 Stunden des Tages arbeitete und daheim eine Familie ernähren ſollte, nur 18 Sous verdienen konnte. Die vielen tauſend Arbeiter der Stadt klagten und begannen unruhig zu werden. Der beſorgte Präfect Dumolart that ſein Beſtes für ſie, aber in Paris nahm man ſich der Sache gar nicht an. Die Fabrikherrn triumphirten, verringerten den Arbeitslohn und fügten noch Hohn hinzu. Da rotteten ſich die Arbeiter zuſammen, am 21. November, und es kam zu einem blutigen Kampfe, in dem die Truppen aus der Stadt getrieben wurden. Hierauf kehrte die Ordnung zurück. Die Arbeiter blieben ruhig, während der Präfect und die Gemeindebehörden alles

zu thun gelobten, um ihre gerechte Sache bei der Regierung zu bevorworten. Allein Perier faßte die Sache nur aus dem Gesichtspuncte der Ordnungsstörung auf und beschloß, dieselbe exemplarisch zu bestrafen, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen und Furcht einzuflößen. Dumolart wurde abberufen, jede Concession widerrufen und eine Armee von 26,000 Mann unter dem Marschall Soult selbst, den der Herzog von Orleans begleitete, nach Lyon geschickt, am 2. Dezember. Die Arbeiter unterwarfen sich freiwillig, immer noch im guten Glauben, die Regierung werde sich doch ihres Elends erbarmen. Das geschah aber nicht. Die Rädelsführer wurden verhaftet und gerichtet und 10,000 Arbeiter aus der Stadt gewiesen. Um den völligen Ruin der Seidenweberei in Lyon zu verhüten, glaubte der König genug gethan zu haben, indem er ein für allemal 600,000 Franken anwies, um dafür Seidenwaaren in Lyon zu bestellen.

Ein anderer bedeutender Tumult brach am 18. Dezember in Grenoble aus. Das Volk empörte sich gegen einen zu harten Steuereinnehmer. Das geschah am gleichen Tage zu Montpellier. Zur Fastnacht erneuerte sich der Tumult in Grenoble, allein Perier ließ hier wie in Lyon verfahren. Im Winter wurde die neue Secte der St. Simonisten durch einen Proceß unterdrückt. Der Stifter dieser Secte war ein Graf St. Simon, der das Heil von einer Rückkehr zum Naturzustande der allgemeinen Freiheit und Gleichheit, von einer Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung erwartete. Nach dem Tode des Grafen im Jahre 1825 verbreitete sich seine Lehre. Die St. Simonisten bildeten sich ein, die brüderliche Liebe könne jede Regierungsgewalt ersetzen. Sie erwählten sich daher ein sogenanntes lebendes Gesetz (loi vivante) in der Person eines s. g. Vaters, der alle Klagen und Streitfälle in Liebe schlichten sollte. Ihr erster Vater war damals ein gewisser Enfantin, ein bildschöner Mann mit prächtigem Barte, der in Paris großes Aufsehen machte und durch Verlockung der Weiber sehr zur Ausbreitung seines Secte beitrug. Indem er „die Rehabilitation des Fleisches“ lehrte und den Naturtrieb nicht mehr zügeln, sondern nur noch „regeln“ wollte,

miſchte er in die unſittlichſte Licenz den nicht unpraktiſchen Gedanken einer Verbeſſerung der Race und Wiederherſtellung der durch Unnatur aller Art verſchwundenen urſprünglichen Schönheit des Menſchengeſchlechts. Die Gerichte machten dem Scandal ein Ende.

Inzwiſchen wuchs die Unzufriedenheit und der Haß gegen den Bürgerkönig. Neben den Schmähartikeln der Oppoſitionsblätter waren es hauptſächlich Caricaturen, die den König verhöhnten, und vor allem das Sinnbild der Birne. Der König hatte ein auffallend breites Untergeſicht, welches ein ſtarker Backenbart noch mehr ausbreitete, und einen zugeſpitzten Schädel, den der Haarſchopf noch mehr zuſpitzte, ſo daß ſeine Kopfform ziemlich einer Birne glich. Die Birne wurde nun in unzähligen Caricaturen variirt. „Hier ſieht man Perier auf der Rednerbühne, in der Hand die Birne, die er den Umſitzenden anpreiſt und an den Meiſtbietenden für 18 Millionen losſchlägt. Dort wieder liegt eine ungeheuer große Birne, gleich einem Alp, auf der Bruſt des ſchlafenden Lafayette, der, wie an der Zimmerwand angedeutet ſteht, von der beſten Republik träumt. Dann ſieht man auch Perier und Sebaſtiani, jener als Pierrot, dieſer als dreifarbiger Harlequin gekleidet, durch den tiefſten Koth waten und auf den Schultern eine Querſtange tragen, woran eine ungeheure Birne hängt ꝛc.“

Ende März 1832 kam die Cholera nach Paris und raffte eine Menge Menſchen hin. Die Reichen flohen aufs Land, ſelbſt die Deputirtenkammer bewies ſo wenig Muth und Würde, daß ſie ſich durch die Deſertion faſt aller Abgeordneten bis auf 35 Mitglieder entleerte. Der Pöbel der aufgeklärteſten Hauptſtadt der Welt wurde von demſelben Wahne angeſteckt, wie die Bauern in Ungarn, und glaubte, die Krankheit ſey Folge von boshafter Vergiftung. Wer irgend eine Flaſche oder ein Paket über die Straße trug, wurde als Vergifter ermordet, öfters in Stücke geriſſen. Die Regierung hatte genug zu thun, die Ruhe herzuſtellen, fand aber keine Zeit, für die Kranken zu ſorgen. Ein Aufruf an die öffentliche Wohlthätigkeit lieferte (nach dem Meſſager) nur 300 Kiſſenüberzüge, 1500 Leintücher, 600 Servietten, 4 Flanellſtücke und 8 Paar Schuhe.

Der Herzog von Orleans gab ein schönes Beispiel, indem er persönlich die Spitäler besuchte, und Perier ließ es sich nicht nehmen, obgleich er selbst schon unpäßlich war, ihn zu begleiten. Er wurde angesteckt und starb am 16. Mai.

Der König ernannte den jungen Montalivet an seine Stelle, den ihm Perier noch auf dem Todbette empfohlen haben soll. Die Opposition nahm davon Veranlassung, am 22. Mai einen compte rendu zu entwerfen, worin sie ihr Urtheil über die Mißgriffe der Regierung niederlegte. Es war unterzeichnet von Laffitte, Lafayette, Dupont de l'Eure, Odilon Barrot, Mauguin, Lamarque, Garnier Pagès, Arago ꝛc. Später schlossen sich noch viele an. Sie legten den Accent diesmal hauptsächlich auf die schlechte Finanzwirthschaft Ludwig Philipps, auf die großen Ausgaben, die hohen Steuern und die Belastung der arbeitenden Classen.

General Lamarque hatte die Kundgebung auf dem Sterbebette unterzeichnet und verschied am 1. Juni an der Cholera. Sein Begräbniß wurde zu einer großen Demonstration ausgebeutet, wie das des General Foy. Am 5. Juni versammelten sich an 200,000 Leidträger trotz strömenden Regens. Die Beerdigung erfolgte mit Ruhe. Marschall Clauzel hielt die Grabrede, ihm folgten viele andere Redner. Lafayette bat die ungeheure Volksmenge, den Tag nicht zu entweihen durch Excesse. Allein die Rede bewirkte das Gegentheil, die Arbeiter und Studenten kehrten unter wildem Schreien: à bas Louis-Philippe! vive la liberté, vive la république! in die Stadt zurück. Mitten im Gedränge erhob sich eine rothe Fahne, das Symbol der Republik, die Polizei wollte diese Fahne verbieten, Truppen rückten heran und drängten die dichte Menge. Aber im Nu waren Barrikaden errichtet, die gegen die Soldaten mit äußerster Wuth vertheidigt wurden. Besonders in der Vorstadt St. Antoine. Es waren 50,000 Mann Truppen in der Stadt. Die Insurgenten konnten daher nicht siegen, wollten sich aber auch nicht ergeben und vertheidigten sich aufs zäheste, zuletzt noch in der Kirche St. Mery, schlugen lange jeden Sturm ab, verwarfen jede Capitulation und schrien noch immerfort vive la république! bis sie alle dem furcht-

baren Kartätschenfeuer und den Bajonetten des endlich eindringenden Militärs unterlagen. Keiner wollte geschont seyn, keiner wurde geschont.

Obgleich jeder Widerstand überwunden war, erklärte der König doch noch hinterdrein die Stadt Paris in Belagerungszustand. Thiers soll dazu gerathen haben. Alle, die gegen Ludwig Philipp waren, sollten zumal gezüchtigt werden. Aber nicht nur eine Anzahl Deputirte thaten Einspruch, sondern auch der unabhängige Richterstand protestirte. Da bekam Ludwig Philipp Angst und hob den Belagerungszustand wieder auf. Das Trauerspiel des 6. Juni endete wie eine Comödie mit der Feier der Julirevolution am 28. Juli.

2.

Der kleine Thiers.

Ludwig Philipp benutzte seinen Sieg über die Parteien und den dadurch erhöhten Credit seiner Regierung zu einem Anlehen von 125 Millionen und machte den Marschall Soult zum Chef des Ministeriums, um auf die Militairkraft den Accent zu legen, Thiers aber zum Minister des Innern, am 11. October. Wie die Regierung mit Casimir Perier ihre Würde verloren hatte, begann mit Thiers eine niedere Gemeinheit der Regierungshandlungen, die sich durch keine Phrasen verhüllen ließ. Thiers mißbrauchte den Telegraphen zu Privatspeculationen und er war in wenigen Monaten ein Millionär.

Im Süden Frankreichs gab es noch eine große Partei, die den älteren Bourbons anhing. Man entwarf den Plan einer Schilderhebung für den jungen Herzog von Bordeaux. König Wilhelm von Holland spielte dabei eine Rolle. Ihm mußte wegen Belgiens alles daran liegen, Ludwig Philipp zu stürzen, was auch mit seinen hartnäckigen Weigerungen gegen die Londoner Protocolle zusammenhing. Als Graf Orlow sich in Angelegenheiten Belgiens im Haag

aufhielt, ſollen bedeutende Summen von da nach Holyrood abgegangen und von der Herzogin Karoline von Berry alsbald verwendet worden ſeyn. Dieſe Dame, vom Marſchall Bourmont begleitet, hatte ſich nach dem Haag und von da nach Italien begeben und ſchiffte ſich am 24. April 1832 in Livorno auf einem Dampfſchiff nach Marſeille ein. Hier waren die Legitimiſten zu einem großen Aufſtand bereit, allein die Regierung war unterrichtet und hielt durch ihre Vorkehrungen alles nieder. Das Dampfſchiff mußte umkehren. Die muthige Prinzeſſin kam aber bald wieder über die Grenze und reiste unerkannt von einem adeligen Schloß zum andern durch die Provence und den ganzen Süden bis in die Vendée. Hier kam es zu kleinen Aufſtänden ohne Erfolg.

Aus einem Verſteck in das andere gejagt, gelangte die Herzogin zwar nach Nantes, von wo aus ſie zur See nach England hätte flüchten können, aber ſie war ſchon von allen Seiten umgarnt und verrathen. Die unglückliche Dame, eine temperamentreiche Italienerin, gleich ihrer nach Spanien verheiratheten Schweſter Chriſtine, hatte ſich in ein zweideutiges Verhältniß mit einem deutſchen Juden eingelaſſen, Namens Deutz, dem ſie ihr ganzes Vertrauen ſchenkte, der aber ſchon mit Montalivet im geheimen Verkehr geſtanden hatte und jetzt die Ehre und die Freiheit ſeiner hohen Gönnerin dem ſchlauen Thiers um eine hohe Summe Geldes verkaufte. Durch ihn erfuhr Thiers den geheimen Zufluchtsort der Herzogin in Nantes, ließ das Haus umſtellen und alles durchſuchen. Man fand eine Tafel voll Speiſen, aber ohne Gäſte, einen noch unvollendeten Brief der Herzogin und konnte an ihrer Anweſenheit nicht zweifeln, fand ſie aber nirgends. Ueberzeugt, daß ſie da ſeyn müſſe, ſtellte man in alle Zimmer des Hauſes Wachen und da es kalt war (6. Nov.), zündeten zwei Gensdarmen in einem der Zimmer ein Kaminfeuer an. Nun befand ſich aber die Herzogin gerade hinter dieſem Kamine in einem engen Verſchlage mit dem Fräulein von Kerſabiec und den Herren von Menas und Guibourg zuſammengepreßt, von dem Feuer des Kamins nur durch eine dünne Wand getrennt, und die tödtliche Hitze zwang ſie, hervorzukommen, nachdem ſie 20 Stunden lang

die Marter ausgehalten hatte. Sie wurde nach dem Schloſſe Blaye abgeführt. Bourmont, der mit in Nantes geweſen war, entkam nach England. Von hier aber war bereits im September der ganze Hof Karls X. abgereist und nach Prag übergeſiedelt. Die Verwendung der Haager Gelder ſtimmte England, als damaligen Alliirten Frankreichs, ungünſtig gegen den Gaſt in Holyrood, weshalb ſich derſelbe unter öſterreichiſchen Schutz zurückzog.

Nun waren die Legitimiſten wie die Republikaner geſchlagen und unter Englands Vermittlung durfte Ludwig Philipp gerade damals auch ſeine Kriegsmacht in Belgien entfalten und die Eroberung von Antwerpen vornehmen, die ſein Anſehen dem Auslande gegenüber kund that. Seine Stellung in Europa ſchien um ſo feſter geworden, als im Sommer (22. Juli) der Sohn des großen Napoleon, der junge Herzog von Reichſtadt, an einer kurzen Krankheit raſch dahingeſtorben war. Die bonapartiſtiſche Partei in Frankreich beklagte dieſen Tod in Proſa und Verſen.

Als Ludwig Philipp am 19. November die Kammern eröffnete und mit großem Gefolge nach dem Sitzungsſaale ritt, fiel auf ihn ein Schuß, ohne zu treffen, und ohne daß der Mörder entdeckt wurde. Man hat damals allgemein angenommen, es ſey ein blinder Schuß geweſen, von der geheimen Polizei ſelbſt veranlaßt, um das Verbrechen den Republikanern oder Legitimiſten zuſchieben zu können und um den guten Bürgern von Paris den Werth des königlichen Lebens, nach deſſen Erlöſchen nur eine wilde Anarchie gefolgt wäre, anſchaulich zu machen. Der König ritt mit größter Ruhe in den Sitzungsſaal und hielt eine Thronrede, die von Ruhmredigkeit ſtrotzte und den Franzoſen ſagte, nun würden ſie doch wohl endlich einſehen, daß Frankreich nicht beſſer, noch erfolgreicher regiert werden könne. Die längſt von ihm beſtochene Mehrheit der Kammer antwortete mit enthuſiaſtiſchen Huldigungen und für Ergebenheitsadreſſen ſorgten die Präfecten in allen Departements. Präſident der Deputirtenkammer wurde Dupin der ältere, um den ſich damals eine neue Partei, der ſ. g. tiers parti gruppirte, die ſich zwiſchen die Oppoſition und die miniſterielle Partei ſtellte und mittelſt der

erſtern die Miniſter zu ſtürzen ſuchte. Die miniſterielle Partei ſelbſt beſtand aus Doctrinairs, an deren Spitze Guizot, und aus ſ. g. Imperialiſten, an deren Spitze Thiers ſtand, die theils wieder angeſtellte oder aus der Verbannung zurückberufene Anhänger Napoleons waren, theils (wie Thiers ſelbſt) dem neuen Bürgerkönigthum nur napoleoniſche Ideen einimpfen, die Blößen Ludwig Philipps mit dem alten Kaiſermantel zudecken wollten. Für den König ſtand alles gut. Er lebte dieſen Winter über auf einem höhern Fuß als früher, ſchloß die zudringlichen Spießbürger und ihre langweiligen Frauen von ſeinen Salons aus und führte wieder die alte Hofetikette ein. Aber die beſiegten Republikaner zeigten einen unbeugſamen Muth und machten die Proceſſe ſelbſt, durch welche ſie verurtheilt wurden, zu einer Waffe gegen die Regierung. Marraſt benutzte ſeine Vertheidigungsrede, die in unzähligen Abdrücken verbreitet wurde, um der Nation die vom Thron ausgehende ſittliche Fäulniß zu enthüllen, die geheime Verſchwörung des Throns mit den beſtochenen Kammern zur Plünderung der Nation. Er bewies, daß 122 Mitglieder der Deputirtenkammer zuſammen 2 Millionen Beſoldung bezogen, und daß die Anhänger der Regierung noch auf andere Weiſe, außer durch Aemter, auf Koſten des Volks bereichert würden, beſonders durch Börſenſpeculationen.

Die Niederlage der Legitimiſten zeigte ſich bald als größer und ſchimpflicher, als ſie ſelbſt nur geahnt hatten. Chateaubriand ſchrieb noch im Winter einen Brief voll Begeiſterung an die gefangene Herzogin von Berry und nannte ſie eine Märtyrerin für das heilige Recht ihrer Kinder. Man vernahm, ſie ſey unwohl und der Argwohn, der den Bürgerkönig jedes Frevels fähig hielt, ſprengte ſchon aus, er habe ſie vergiften laſſen. Aber der Moniteur verkündete der überraſchten Nation, daß am 22. Februar die Herzogin zu Blaye dem Gouverneur daſelbſt, General Bugeaud, erklärt habe, ſie habe ſich während ihres Aufenthalts in Italien heimlich verheirathet. Zugleich erfuhr man, daß ſich die Herzogin in geſegneten Umſtänden befinde. Die Sache machte ungeheures Aufſehen. Als man aber erfuhr, Ludwig Philipp habe um den Zuſtand der Her-

zogin gewußt, aber Befehl ertheilt, denſelben zu Blaye vollſtändig zu ignoriren, bis die Herzogin ſelbſt und zwar ſchriftlich ſich dazu bekennen würde, empörte dieſe neue Argliſt des Königs durch ihre beiſpielloſe Niederträchtigkeit ſelbſt die unverſöhnlichſten Feinde der alten Dynaſtie und die franzöſiſche Preſſe bewies mit merkwürdiger Uebereinſtimmung der gefangenen Prinzeſſin ein ſchonungsvolles Mitleiden, dagegen dem Könige die ganze Verachtung, die er verdiente. Da die Herzogin ihren heimlichen Gemahl nicht nannte, ſo blieb den entehrendſten Gerüchten Raum. Doch als ſie am 10. Mai 1833 zu Blaye mit einer Tochter niederkam, erklärte ſie, ihr heimlicher Gemahl ſey der junge Graf Lucheſi Palli. Derſelbe war Attaché der neapolitaniſchen Geſandtſchaft in Holland und hatte den Haag, wo ſie ihn vor ihrer Reiſe nach Italien (April 1832) geſehen, ſeitdem nicht verlaſſen. Da ſie jetzt nicht mehr als Regentin im Namen ihres Sohnes auftreten konnte, ließ ſie Ludwig Philipp frei und ſchickte ſie nach Palermo, wohin auch Lucheſi aus dem Haag abreiste.

Die Argliſt Ludwig Philipps richtete ſich wiederholt gegen ſeine eigenen Miniſter. Die Männer, die er nicht wie Thiers beſtechen konnte, verſtand er immer durch einen geſchickten Stoß hinterwärts niederzuwerfen. Und auch die ihm am treueſten gedient, waren nie ſicher, daß er ſie nicht einer Rückſicht des Augenblicks zum Opfer brachte. In der erſten Zeit ſeiner Regierung hatte er den Nordamerikanern, die noch eine alte Forderung an Frankreich geltend machten, 20 Millionen bewilligt, viel zu viel, aber damals aus einer politiſchen Berechnung, um an den Vereinigten Staaten eine Stütze ſeiner noch jungen Herrſchaft zu gewinnen. Das Geld war noch nicht bezahlt, ja die Bewilligung aus Scham noch gar nicht bei der Kammer nachgeſucht worden. Mittlerweile hatte ſich alles für Ludwig Philipp günſtig angelaſſen, er brauchte die Nordamerikaner nicht mehr und ließ nun in der Kammer alle vom Hof abhängigen Deputirten gegen die vom Miniſter de Broglie beantragten 20 Millionen votiren. Eine ſo ſchnöde Behandlung konnte ſich Broglie nicht gefallen laſſen und mit ihm nahm auch Sebaſtiani, als Mi-

niſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſeine Entlaſſung, am 1. April 1834.

Großes Unrecht übte Ludwig Philipp abermals an Lyon aus. Die Noth hier hatte wieder zugenommen. Die Arbeiter waren in Verzweiflung. Durch die frühere Erfahrung belehrt, erwarteten ſie von der Regierung keine Hülfe. Es blieb ihnen nichts übrig, als die Arbeit zu verſagen. 20,000 Webſtühle ſtanden an einem Tage leer, aber die Fabrikanten hielten aus, die Regierung ſchwieg, und wollten die Arbeiter nicht verhungern, mußten ſie gegen den niedrigſten Lohn wieder zu weben anfangen. Die Bewegung hatte im Februar 1834 ſtattgefunden. Erſt nachdem alles wieder ruhig und die Arbeit im Gange war, wurden ſechs Arbeiter wegen Aufruhrs verhaftet, und als darüber wieder ein Tumult entſtand, ohne Erbarmen unter die Arbeiter geſchoſſen. Indeſſen waren die Arbeiter zu erzürnt, als daß ſie ſich nicht aufs heldenmüthigſte gewehrt hätten. Im Innern der Stadt durch Barrikaden geſchützt, kämpften ſie bis Morgens am 15. April ſechs Tage und Nächte hindurch als Leute, die nichts mehr zu verlieren haben. Endlich wurden ſie überwunden, nachdem die Truppen ſich nach und nach bis auf 40,000 Mann verſtärkt hatten. Dieſer furchtbare Kampf in Lyon, der ſo viele Menſchenleben koſtete, hätte leicht vermieden werden können, und laſtet ſchwer auf der Seele Ludwig Philipps. Paris ſelbſt war in fieberhafter Bewegung. Arbeiter bewaffneten ſich und bauten Barrikaden, aber ſie wurden raſch niedergeworfen. Die Soldaten erhielten den Befehl, keinen Pardon zu geben.

Der König ließ ganz Frankreich entwaffnen. Alles vereinigte ſich, ſein Glück zu vermehren, denn am 20. Mai ſtarb der altersſchwache Lafayette, deſſen Popularität ihm immer noch Angſt gemacht hatte. Guizot und ſelbſt Thiers riethen dem König zu einem milderen Syſtem. Er trotzte, da er aber kein neues Miniſterium zuſammenbrachte, mußte er wieder zu Thiers ſchicken. Er kannte ſeinen Mann, indem er ihn „lächelnd“ empfing. Thiers that alles für ein Portefeuille, gab alſo auch ſeinen Widerſtand gegen die königliche Entſchließung auf.

Bei der fünften Feier des Julifeſtes, am 28. Juli 1835, ritt der König mit großem Gefolge, um Heer und Nationalgarde zu muſtern, die Boulevards entlang, als aus einem kleinen Hauſe eine furchtbare Exploſion ſich entlud, ein wahrer Hagel von Flintenkugeln, welche dicht hinter dem König den Marſchall Mortier, den General Lachaſſe de Verigny, den Oberſt Raffé und andere Offiziere tödtete, noch mehrere verwundete. Der Herzog von Orleans erhielt eine leichte Contuſion, ſeinem Bruder, dem jungen Herzog von Joinville wurde das Pferd unter dem Leibe erſchoſſen, der König blieb unverletzt, nur ſein Pferd bäumte ſich und hätte ihn bald abgeworfen. Die Urſache war eine Art Höllenmaſchine geweſen, eine Combination von mehr als hundert Flinten, die ein gewiſſer Fieschi hinter einem Jalouſieladen losgeſchoſſen hatte, in der Abſicht, den König mit ſeinen Söhnen zu treffen. Er wurde entdeckt und hingerichtet.

Die Regierung war in ihren Egoismus damals ſo vertieft, daß ſie nicht erſchrack, ſondern nur pfiffig gleich wieder das entſetzliche Ereigniß zu ihrem Nutzen auszubeuten ſuchte. Der vereinzelte Fanatismus Fieschis wurde zum Ergebniß eines Complotts gemacht und der ganzen republikaniſchen Partei die Mitſchuld aufgebürdet. Thiers ließ ſogar Armand Carrel, den muthigen Herausgeber des National, ſeinen ehemaligen intimen Freund, verhaften, der ganz ohne Schuld war. Sodann brachte das Miniſterium Geſetzesvorſchläge vor die Kammer, die unter dem Namen der Septembergeſetze angenommen wurden. Durch dieſelben erhielt der Juſtizminiſter das Recht, in Rebellionsfällen das gerichtliche Verfahren abzukürzen. Ferner wurde die Preſſe durch Androhung ungeheurer Geldſtrafen beſchränkt und die Cenſur der Zeichnungen und Bilder wieder eingeführt. Die Folge war, daß augenblicklich über hundert Journale in Frankreich eingingen, die übrigen ſich mäßigten. Billigerweiſe konnte man es Ludwig Philipp nicht verdenken, daß er endlich die Gelegenheit ergriff, um die ſkandalöſen Caricaturen zu vertilgen, die ihn fort und fort vor dem Volk beſchimpften. Allein jeder Unbefangene mußte fragen: wozu Ludwig Philipp, wenn er doch nur wieder verfuhr, wie Karl X.?

Im Winter hatte der Finanzminiſter Humann die Naivetät, die Kammer darauf aufmerkſam zu machen, daß der Ertrag von allem Eigenthum in Frankreich im Durchſchnitt 3 p. c. ſey, während den Staatsgläubigern 5 p. c. gezahlt werden müßten. Nun ſtellte ſogleich Guion einen Antrag auf Herabſetzung des Zinſes, aber der König erklärte ſich aufs hitzigſte dagegen. Er ſelbſt und ſeine Vertrauten waren bei dem hohen Zinsfuß betheiligt und entließ das ganze Miniſterium. Nur Thiers war immer noch und zu allem brauchbar. Ihm gelang es, aus dem tiers parti ein neues Miniſterium zu wählen, welches mit ihm und dem König „durch dick und dünn" zu gehen verſprach. Darunter befanden ſich Sauzet, Paſſy, Pelet, die für Guions Antrag geſtimmt hatten, jetzt aber um des Portefeuilles willen der Zinsherabſetzung entſagten. Mit der Beſeitigung derſelben hingen andere Unterlaſſungsſünden zuſammen. Vergebens vertrat der Deputirte Wüſtenberg von Bordeaux das Intereſſe der Wein- und Ackerbauer und tadelte die einſeitige Protection, welche die Regierung der Induſtrie auf Koſten des Landbaus gewähre. Vergebens wurde auch damals auf Eiſenbahnen angetragen. Reiche Hammerwerkbeſitzer, deren Eiſen nicht ausreichte, noch gut genug war, wollten die Einfuhr des engliſchen Eiſens vermeiden und gehörten der reichen Gaunerbande an, die damals den Hof, das Miniſterium und die Kammer umfaßte. Die Beredſamkeit erſchöpfte ſich in Sophismen, die gegen den Bau der Eiſenbahnen ſprachen. Dieſe edle parlamentariſche Kunſt war herabgeſunken zur Buhldirne des niedrigſten Geldintereſſes. Der Maſchiniſt dieſes ganzen Lügenſyſtems aber war Thiers, der ſeine Millionen häufte, während bittere Noth bei den untern Claſſen in Stadt und Land ſich mehrte.

Am 25. Juni 1836 ſchoß abermal ein Mörder auf den König, ohne ihn zu treffen, der Handlungsdiener Alibund. Er wurde hingerichtet.

Der König glaubte dieſe letzten Zuckungen des niedergeworfenen Republikanismus verachten zu müſſen, beherrſchte die Kammer,

hatte die Preſſe geknebelt, fand überall Gehorſam in Frankreich und wurde deshalb auch von den Großmächten beglückwünſcht. Das machte ihm Muth, für ſeinen Sohn, den Herzog von Orleans, um eine Erzherzogin zu werben, was ihm aber nicht gelang. Man glaubt, daß Rußland auch die kleinen Höfe beſtimmt habe, dem Prinzen überall Körbe zu ertheilen. Es gelang ihm erſt nach vieler Mühe, die junge Prinzeſſin Helene von Mecklenburg-Strelitz zur Braut zu gewinnen. Ihr eigener Bruder erklärte ſich aufs heftigſte dagegen, und ohne die gütige Vermittlung ihres Oheims, des Königs von Preußen, wäre auch dieſe Verlobung nicht zu Stande gekommen. Dennoch demüthigte ſich Ludwig Philipp vor den Mächten, um ihnen die Aufrichtigkeit ſeines Annäherungswunſches zu beweiſen. Auf einen Wink Rußlands hob er das Polencomité in Paris auf und verbannte die Mitglieder deſſelben aus Frankreich. Auf einen Wink Oeſterreichs übernahm er in der Schweiz ſogar die Polizei des Abſolutismus und zwang die Eidgenoſſenſchaft, die politiſchen Flüchtlinge, vornehmlich die italieniſchen, aus ihrem Gebiete zu entfernen, 1836.

Wie es unter dieſen Umſtänden Thiers noch einmal einfallen konnte, ſich der conſtitutionellen Sache in Spanien anzunehmen, iſt ſchwer begreiflich. In dem unglücklichen Bürgerkriege dieſes Landes ſtand England auf der conſtitutionellen Seite, die nordiſchen Mächte hielten es mit dem Abſolutismus. England ſah die Conſtitutionellen verloren, wenn es ſie nicht unterſtützte und ſchleppte Frankreich nach, wie immer. Aber Ludwig Philipp ließ ſich nur zum Schein eine kurze Zeit wieder von England am Schlepptau ziehen, um den nordiſchen Mächten ſeine Unabhängigkeit von England um ſo deutlicher zu beweiſen. Der ſchlaue Thiers wurde von ihm bei dieſer Gelegenheit übertölpelt. Schon war die franzöſiſche Fremdenlegion in Spanien eingerückt und ihr Anführer, General Lebeau, hatte im Einverſtändniß mit Thiers eine Proclamation erlaſſen, die noch mehr franzöſiſche Truppen ankündigte, als plötzlich der König dieſe Proclamation am 24. Auguſt 1836 im Moniteur desavouiren ließ, ohne Thiers vorher ein Wort davon zu ſagen. Nun mußte

Thiers tiefbeleidigt abdanken, wie daſſelbe Laffitte in einem ähnlichen Falle früher gethan hatte. Der König rächte ſich damit für die Demüthigung, die ihm Thiers früher bereitet hatte. Einer betrog immer den andern.

Am 6. September 1836 ſtellte der König den Grafen Molé an die Spitze eines Miniſteriums, mit dem wieder Guizot und die Doctrinairs ans Ruder kamen. Molé verlangte die Freilaſſung der gefangenen Miniſter, aber erſt als Karl X., der ſich mit ſeiner Familie von Prag nach Görz zurückgezogen hatte, daſelbſt am 6. November ſtarb, bewilligte der König die Entlaſſung Polignacs, Peyronnets, Guernon de Ranvilles und Chantelauzes. Das war wieder eine Conceſſion an die nordiſchen Mächte.

3.

Ludwig Philipps Abnutzung.

Der kluge Mann, der alle andern abnutzte, merkte nicht, daß er ſich ſelbſt abnutze.

Ludwig Philipp befand ſich im Herbſt 1836 auf der äußerſten Höhe, die zu erreichen ihm das Schickſal vergönnte. Europa war mit ihm verſöhnt, die legitime, wie die radicale Partei überwunden. Gleichſam zum Ueberfluß, zum Scherz lieferte ihm das Glück auch noch das Haupt der bonapartiſtiſchen Partei aus. Aber es war das Glück des Polykrates.

Der junge Ludwig Napoleon hatte nach ſeiner oben erzählten Flucht aus Italien größtentheils bei ſeiner Mutter, der Königin Hortenſe, auf ihrem Schloß Arenenberg in Thurgau zugebracht. Am 30. April 1830 empfing er vom Canton Thurgau das Ehrenbürgerrecht, einfach als einen Dank für die mannigfachen Wohlthaten, die ſeine Mutter den Armen der Gegend erwies. Er dankte echt napoleoniſch mit zwei Kanonen, die er dem Canton verehrte. In der Artillerieſchule zu Thun genoß er den Unterricht

Dufours und wurde ſelbſt zum Capitain der Artillerie im Canton Bern befördert. Er war, ohne die Freuden der Jugend zu verſäumen, ernſt und nachdenklich. Seine Mutter nannte ihn einen „ſanften Starrkopf“ (doux entêté). Schon 1832 ſchrieb er „politiſche Träume“ und in den folgenden Jahren Betrachtungen über die politiſchen und militäriſchen Zuſtände der Schweiz, auch ein Handbuch der Artilleriewiſſenſchaft (1835). Das alles verrieth, daß er ſeines großen Oheims nicht unwürdig ſeyn wollte. Der Haß, den Ludwig Philipp auf ſich gezogen und die Illegitimität ſeiner Regierung überhaupt konnten nun wohl auch die Schilderhebung eines Napoleoniden entſchuldigen. Man braucht nicht vorauszuſetzen, Ludwig Napoleon habe ſich eingebildet, ſein Verſuch werde ihm gleich aufs erſtemal gelingen. Es konnte ihm genügen, auch im Fall des Mißlingens wenigſtens die Augen der Welt auf ſich gelenkt und den zahlreichen Feinden Ludwig Philipps den Mann bezeichnet zu haben, auf den ſie künftig ihre Hoffnungen bauen ſollten. So erklärt ſich das alle Welt damals überraſchende Attentat von Straßburg. Ludwig Napoleon begab ſich heimlich nach dieſer Stadt, wo Oberſt Vaudry und andere Perſonen alles für ihn vorbereitet hatten, und ließ ſich früh am Morgen des 30. October 1836 als Kaiſer ausrufen, aber die Mehrheit der Truppen wollte nichts von ihm wiſſen und nahm ihn gefangen. Ludwig Philipp ließ ihn ſogleich wieder frei, da er ſich für immer lächerlich gemacht habe, alſo nicht mehr gefährlich ſey. Der Prinz reiste nach Amerika. Als er aber erfuhr, ſeine Mutter ſey aus Kummer um ihn ſchwer erkrankt, kehrte er noch im Jahr 1837 aus Amerika wieder zurück und begab ſich über England in die Schweiz. Unterdeß waren ſeine Straßburger Mitverſchwornen von den Aſſiſen ſämmtlich freigeſprochen worden, am 18. Januar 1836. Ein Act der Volksjuſtiz, in welchem die Entſcheidung zwiſchen zwei Dynaſtien ausgeſprochen lag. Welcher Troſt für den jungen Napoleon, wenn eine franzöſiſche Jury wagte, die für unſchuldig zu erklären, welche das Napoleoniſche Kaiſerreich an die Stelle des Bürgerkönigthums ſetzen wollten! Von

dieſem Zeitpunct an gewann die Oppoſition wieder Kraft, auch in der Kammer.

Ludwig Philipp hatte ſeinem Sohn, dem Herzog von Nemours, bei deſſen Vermählung mit der Prinzeſſin Victoria von Coburg die reiche Domaine Rambouillet und eine Million Franken als Brautgeſchenk zugedacht, aber die Kammer verweigerte ſie, 7. März 1837, wobei zu Tage kam, daß die Einkünfte von Rambouillet betrügeriſch viel zu niedrig waren angeſchlagen worden. War es ſchon beſchämend für den Bürgerkönig, daß ihm ſeine Forderung abgeſchlagen wurde, ſo noch vielmehr die Aufdeckung ſeines ſchmutzigen Geizes und ſeiner kleinlichen Kunſtgriffe. Damals war auch wieder ein Schuß auf den König gefallen, der Mörder (Meunier) wurde aber nicht hingerichtet, ſondern nur deportirt. Den üblen Eindruck der Kammerdebatten verſtärkte Cormenin durch einen ſehr ausführlichen Nachweis der ungeheuren Reichthümer des Hauſes Orleans. Der König hatte zu ſeinem Erbe, dem reichſten in Frankreich, noch alle Beſitzungen Kars X. und Condés hinzugefügt, machte daneben große Geldgeſchäfte, war auf dem Thron ein Nebenbuhler oder Aſſocié Rothſchilds und bettelte noch der Nation Schenkungen für ſeine Kinder ab. Nichts hat dem König in der öffentlichen Achtung mehr geſchadet. Ludwig Philipp wäre Algier gerne los geweſen, wenn es mit Ehren hätte geſchehen können, denn um die Stadt Algier zu behaupten, mußte er auch wenigſtens eine Küſtenſtrecke beherrſchen, die immerwährenden Angriffe der Eingebornen zurückſchlagen und Jahr aus Jahr ein Soldaten und Geld aufopfern, ohne aus Algier eine einträgliche Colonie machen zu können. Für das Heer war der Krieg in Algier eine treffliche, aber gar zu theure Schule. Die gefährlichſten Feinde der Franzoſen waren hier im Oſten Achmed, Bey von Conſtantine, im Weſten ein genialer Araberhäuptling, Abdel Kader. Der König erlaubte dem Marſchall Clauzel, im September einen Angriff auf Conſtantine zu machen. Als aber Molé Miniſter wurde, rieth dieſer von dem Unternehmen ab. Der König widerrief die Expedition nicht, ließ ſie aber auch nicht hinreichend unterſtützen. Mit nur 7000 Mann wagte Clauzel

den weiten beſchwerlichen Marſch und wurde im November mit großem Verluſt von Conſtantine zurückgeſchlagen. Der Stolz der franzöſiſchen Nation litt nun nicht, daß dieſe Niederlage ungerächt bleibe. Ganz Frankreich ſprach ſich in dieſem Sinne aus. Der König ließ vorher mit großer Kriegsmacht gegen Conſtantine operiren. General Damremont erſtürmte wirklich am 13. October die ſehr feſte Bergſtadt, von der ſich ein Theil der Einwohner mit Weibern und Kindern die Felſen hinunterſtürzte. Damremont fiel, ſein Nachfolger Valée wurde zum Marſchall ernannt; auch General Lamoricière hatte ſich hier ſehr ausgezeichnet. Die Hauptſcenen dieſes Kampfes wurden nachher von Horace Vernet für die große hiſtoriſche Galerie von Verſailles gemalt und durch Lithographien vervielfältigt, um ſie durch ganz Frankreich anſchaulich und populär zu machen. Während des Winters ſchickte der König auch eine Expedition nach Hayti und ließ die Negerregierung daſelbſt zwingen, die rückſtändige Entſchädigung für die einſt von dort vertriebenen Pflanzer mit 90 Millionen Franken in Friſten zu bezahlen.

Im Frühjahr 1838 (14. Mai) ſtarb der alte Talleyrand. Nachdem er allen Herren gedient und alle verrathen hatte, wandte er ſich in ſeinen letzten Tagen wieder zu der Kirche, der er als Biſchof zuerſt untreu geworden war, zurück und ſtarb als gläubiger Katholik.*)

Die neuen Wahlen ließen der Regierung die Mehrheit. Die Verhandlungen betrafen zunächſt große Geldfragen, die Eiſenbahnbauten, die in der Kammer in Vorſchlag gebrachte Zinsreduction und die Unterſchleiſe hoher Beamten, wobei wieder Corruption aller Art zu Tage kam. Die Eiſenbahnen wurden begünſtigten Geſellſchaften überlaſſen, welche ſchlecht bauten, unfähige Subjecte anſtellten, die ſchwerſten Unglücksfälle verſchuldeten und überdies das Publikum prellten. Durch Schmutz und Unbequemlichkeit waren die

*) Ludwig Philipp beſuchte ihn auf ſeinem Schmerzenslager (er hatte ſchon den Brand) und frug ihn, „ob er ſehr leide?“ „Ja,“ antwortete Talleyrand, „wie ein Verdammter.“ „Schon?“ frug der König.

Reisenden gezwungen, das höchste Fahrgeld zu bezahlen, um die einzig erträglichen Plätze zu bekommen. Zudem verfielen die Eisenbahnunternehmungem dem heillosesten Actienschwindel. Der Polizeipräsident Gisquet wurde angeklagt, Geld erpreßt oder als Bestechung angenommen zu haben, wo er hätte als Beamter einschreiten sollen. General Bugeaud wurde greulicher Unterschleife in Algier beschuldigt. Alles umsonst, kein Schuldiger wurde gestraft. Auch gegen die Zinsreduction eiferten alle Capitalisten und das Ministerium des „königlichen Wucherers" am meisten, die Deputirtenkammer bestand darauf, aber die Pairskammer sorgte dafür, daß sie nicht durchging. Der Staat schien nur noch um der großen Geldmänner willen da zu seyn.

Im August 1838 verlangte Ludwig Philipp von der Schweiz die Ausweisung Ludwig Napoleons, der seiner sterbenden Mutter in Arenenberg die Augen zugedrückt hatte (5. October 1837) und seitdem wieder dort lebte. Die Schweiz weigerte sich, ihren „Mitbürger" auszutreiben. Genf und Waadt machten sogar schon Rüstungen. Allein Ludwig Napoleon legte besonderen Accent darauf, daß er nur Ehrenbürger und nicht wirklicher Bürger der Schweiz sey, weil er nichts anderes als Franzose seyn und bleiben wolle. Als Schweizer würde er kein Recht mehr auf den französischen Thron gehabt haben. Deshalb schnitt er den ganzen Streit ab, und ging freiwillig nach London.

Der Prinz von Joinville mußte damals eine Seeexpedition begleiten, um die verletzten Interessen Frankreichs an den Küsten von Mexiko und Buenos-Ayres durch eine Blokade zu wahren. Alles, was Ludwig Philipp wollte, setzte er auch durch, in der äußern wie innern Politik. Er that sich daher in der Rede, mit welcher er am 17. December 1838 die Kammern wieder eröffnete, auf die Situation ungemein viel zu Gute und rühmte sich, „die Wohlthaten der Freiheit mit der Stabilität vereint zu haben, welche die Stärke der Staaten bedinge." Aber Thiers ärgerte diese Selbstgefälligkeit des Königs und am meisten, daß er, Thiers, entbehrlich geworden sey. Der kleine Held des Geschwätzes wollte sich nun

um jeden Preis wieder wichtig machen und intriguirte in der Kammer, bis er eine Mehrheit gewann für eine oppositionelle, dem König sehr mißfällige Adresse. Hier fehlte jedes politische Princip, es galt nur den persönlichen Neid und die Buhlerei um das Ministerium. Als die Adresse durchging, dankte das Ministerium Molé ab, am 22. Januar 1839. Die Ministerkrise dauerte diesmal lange, weil der König und Thiers gegen einander intriguirten. Marschall Soult sollte Ministerpräsident werden, glaubte aber die kleine Schmeißfliege (le petit foudriquet, Thiers) nicht entbehren zu können und lud ihn ein, Thiers aber spielte den Spröden. Nun setzte der König ein Ministerium Montebello ein.

Dieses nichtswürdige Treiben der Machthaber ermuthigte die Republikaner, eine neue Erhebung zu wagen, geleitet von Blanqui und Barbès. Sie bemächtigten sich am 12. Mai des Stadthauses, wurden aber schnell besiegt.

Damals begannen die neuen Verwickelungen im Orient. Frankreich neigte sich auf die Seite Aegyptens. Palmerston machte aber mit Ludwig Philipps Cabinet nicht die geringsten Umstände. „Der König der Franzosen," sagte er, „wird nie einen kräftigen Entschluß fassen. So lange er regiert, dürfen wir alles wagen." Niemand freute sich über diese neue Verlegenheit des Königs mehr, als wieder Thiers, durch dessen eifrige Intriguen auch wieder das Ministerium gestürzt wurde. Indem es die leidige Dotation für den Herzog von Nemours aufs neue vorbrachte, blieb es in der Minderheit, am 13. Mai 1840. Nun hatte der König Proben genug, daß er keine Kammermehrheit und mithin auch kein haltbares Ministerium bekommen würde, so lange der intrigante Thiers nicht wollte. Er entschloß sich daher, endlich dessen Eitelkeit zu befriedigen, und stellte ihn an die Spitze des neuen Ministeriums, natürlicherweise unter dem Vorbehalte, ihn nächstens wieder wegzuwerfen. Kaum saß nun, um im Style des Märchens zu reden, die kleine Fliege dem König auf der Nase, so fing sie auch gleich schrecklich zu brummen und zu renommiren an. Das war der Kriegslärm, der uns Deutsche allarmirte. Es war dem Herrn Thiers

gar nicht Ernſt. Er war immer nur ein Maulheld. Seine Drohungen hatten nur den Zweck, die Blicke von da, wo ſich Frankreich wirklich feig zurückzog, nämlich vom Orient abzulenken, nach dem Rhein, wo es ſcheinbar den Krieg vorbereitete. Ueberdieß diente die Verſtärkung der franzöſiſchen Armee zur beſſern Zügelung der Parteien in Frankreich ſelbſt. Damit hing die Befeſtigung von Paris zuſammen. Unter dem Vorwand, daß, wenn es zum Krieg komme, Paris beſſer als 1814 und 1815 gegen einen feindlichen Angriff geſchützt werden müſſe, ließ der König rings um die Hauptſtadt Forts anlegen, wobei ſein eigentlicher Zweck war, die Pariſer Bevölkerung im Zaume zu halten.

Sogar Napoleons großer Name wurde damals mißbraucht, um den Schein kriegeriſcher Begeiſterung zu vermehren. Thiers rieth dem Könige, die Gebeine Napoleons von St. Helena zurückzubringen und dem Wunſch des Hingeſchiedenen zufolge an den Ufern der Seine beiſetzen zu laſſen. Der Prinz von Joinville ging mit einer Fregatte nach St. Helena ab, um die illuſtre Leiche abzuholen, nachdem er die Erlaubniß dazu von England erbeten und erhalten hatte.

Der junge Louis Napoleon erſah die Gelegenheit, ſich den Franzoſen in Erinnerung zu bringen, landete von England aus mit wenigen Begleitern am 4. Auguſt zu Boulogne mit einer Proclamation, in der er ſich zum Kaiſer ausrief und Thiers zu ſeinem Miniſter ernannte. Allein die Truppen ließen ſich nicht verführen, der Prinz mußte ſich, von Kugeln verfolgt, auf ein Boot flüchten, das aber im Meere umſchlug. Faſt wäre er ertrunken, doch zog man ihn heraus, um ihn abermals in Ludwig Philipps Kerker auszuliefern. Thiers, ſo ſehr er ſich geſchmeichelt fühlte, daß Napoleon ihn mit dem Miniſterium hatte bedenken wollen, ſtellte ſich entrüſtet darüber und nahm die verächtlichſte Miene von der Welt an. Wie? rief er, ich hätte mich dazu hergeben ſollen, Miniſter eines Menſchen zu werden, der ſich wie eine Ente im Teich angeln läßt? Der Prinz wurde nach Paris gebracht und vor den Pairshof geſtellt. Er vertheidigte ſich ſelbſt im Sinne der „napo-

leoniſchen Ideen," die er kurz vorher in England herausgegeben hatte. Seine Vorausſetzung war die richtigſte von der Welt: wenn ihr Franzoſen den Oheim vergöttert, ſo könnt ihr unmöglich den Neffen vergeſſen. „Obgleich von Waffen umgeben und ein Angeklagter kenne ich doch dieſe Hallen von meiner erſten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Thrones geboren. Die Abſtimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf dieſen Thron erhoben. Alles, was ſeitdem geſchehen, iſt ungeſetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Mein Vater hat ſeinen Thron in Holland aufgegeben, weil er nicht mehr im Stande war, die Intereſſen dieſes Landes mit denen Frankreichs zu vereinigen. Sie haben der Ehre und dem Intereſſe Frankreichs alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich dieſe Lehren vergeſſen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Intereſſe Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen." Niemand begriff damals den Adel dieſer Worte. Der geiſtvolle Berryer übernahm Napoleons Vertheidigung vor den Pairs; indeß wurde der verwegene Jüngling, wie nicht anders zu erwarten war, verurtheilt und nach dem Schloſſe Ham gebracht, um unſchädlich gemacht zu werden. In der ganzen Welt wurde über den Trotzkopf gelacht, der zweimal ſo unvorſichtig in ſein Unglück hineingetappt war. Aber auch dieſes zweite Mißgeſchick und die Ausſicht auf eine lange Gefangenſchaft beugten ihn nicht. Ham wurde, wie er ſelbſt ſagte, ſeine Univerſität, auf der er ſechs Jahre lang unausgeſetzt ſtudirte, wo er fortfuhr, Brochuren und Bücher zu ſchreiben, von wo aus er ſich mit franzöſiſchen Parteihäuptern (Louis Blanc, Odilon Barrot ꝛc.) in Verbindung ſetzte, kurz wo er ſich für die Rolle eines Staatsoberhaupts vorbereitete.

Die Donquixoterie des kleinen Thiers wurde überall als ſolche erkannt. Niemand in der Welt fürchtete ſich vor ſeinen Drohungen. Wollte ſich Ludwig Philipp nun aus dem orientaliſchen Handel herausziehen, in dem alle vier Großmächte gegen ihn waren, ſo mußte er es mit neuen Allianzen verſuchen. Mit arger Liſt trieb er das hinter dem Rücken des von ihm verachteten Thiers. Er

kartete mit Metternich eine französisch-österreichische Allianz um den Preis ab, daß es ihm gelänge, das Whigministerium in England zu stürzen, wozu Guizot, als Gesandter in London, mitwirken sollte. Aber der Plan scheiterte an der Festigkeit Palmerstons und an Rußland, dem Preußen hierin wieder diente. Ein letzter Versuch Ludwig Philipps, den Sultan zur Annahme einer Vermittlung zu bewegen, die eine Nachgiebigkeit und Unterwerfung Aegyptens enthielt, oder wenigstens als von Frankreich ausgegangen, dessen diplomatische Ehre gerettet haben würde, mißlang ebenfalls, sofern die übrigen Großmächte ihm zuvorkamen und mit dem Sultan früher abschlossen. Da sich nun Ludwig Philipp auf diese Weise überall auf die Finger geklopft sah, wohin er sie immer heimlich ausgestreckt hatte, ergab er sich in sein Schicksal. Thiers war somit überflüssig geworden und wurde entlassen, am 29. October.

4.

Der Socialismus.

Als Chef des neuen Ministeriums mußte wieder der alte Soult figuriren, aber seine Seele war Guizot. Die erste unangenehme Erbschaft, die derselbe von seinem Vorgänger übernahm, war der Sarg des großen Napoleon, den Thiers schändlich zu einem Theaterstreich hatte entweihen wollen, der jetzt jedenfalls zu spät und höchst ungelegen kam, der aber doch da war und vor dem man mit bitterem Groll im Herzen sich beugen und gerührt erscheinen mußte. Den Schatten des großen Kaisers konnte wahrlich nichts mehr ehren, als diese Demüthigung seiner Feinde. Am 15. Dezember 1840 wurde die vom Prinzen von Joinville glücklich über Meer gebrachte Leiche Napoleons in Paris eingebracht. Es war ein heller, aber eiskalter Wintertag; der Hauch Guizots wehte, wie die Pariser sagten, über des Kaisers Sarg. Aber eine unermeßliche Volksmenge war versammelt. Das schwarze Schiff kam die Seine herauf „wie

ein ſchwarzer Adler in geiſterhafter Majeſtät.“ Man empfing ihn mit hunderttauſendſtimmigem Jubelruf: vive l'empereur! In langem feierlichem Zuge wurde der hohe Katafalk, dem die Letzten der großen Armee in ihren alten Uniformen folgten, durch den Triumphbogen de l'Etoile getragen und in Gegenwart des Königs im Hotel der Invaliden beigeſetzt. Allgemein war der Kaiſerruf, eine Compagnie war beim Vorüberzug des Sarges in die Knie geſunken. Viele drängten ſich herbei, die Decke des Leichenwagens zu küſſen. Hin und wieder tönte wildes Geſchrei: à bas Guizot! à bas les traitres! à bas les Anglais! Doch wurde die Ruhe nicht geſtört. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß der König nicht gleich anfangs gemerkt hat, welche Thorheit er beging, indem er den Schatten des großen Kaiſers heraufbeſchwor und einen neuen großen Schwung in die Partei deſſen brachte, den er in Ham gefangen hielt.

Man hatte Briefe Ludwig Philipps vom Jahr 1830 entdeckt und drucken laſſen, worin er ſich gegen England verpflichtet hatte, die Zuſagen Karls X. in Betreff Algiers einzuhalten, direct im Widerſpruch mit ſeinen damaligen öffentlichen Aeußerungen. Da war nun ein Theil der Pariſer Bourgeoiſie ſo ehrlich oder ſo boshaft, eine förmliche Deputation an die Kammer zu ſenden, die am 22. März 1841 laut erklärte: „Es ſind dem Könige Briefe beigemeſſen worden, welche der Ausdruck der feigſten und niederträchtigſten Verrätherei ſeyn würden. Die Juſtiz hat die Zeitung freigeſprochen, welche ſie abdrucken ließ. Die Miniſter haben auf die Anſchuldigung nur mit ſchwankendem Leugnen geantwortet. Das öffentliche Bewußtſeyn fordert eine Unterſuchung.“ Wie entzog ſich nun Guizot dieſer ſchrecklichen Forderung? Er verſtändigte ſich mit den Freunden der ältern Dynaſtie und erklärte mit eiſerner Stirne vor der Kammer, es ſey niemals in Betreff Algiers eine Verbindlichkeit gegen England eingegangen worden. Hierauf vertheidigte der Herzog von Valmy die Regierung Karls X. in derſelben Richtung. Guizot aber betheuerte ihm, er habe die vorige Regierung gar nicht

angreifen wollen. Da brach alles in lautes Gelächter aus und von den Briefen war nicht mehr die Rede.

Eine neue Demüthigung erlebte die Regierung in Bezug auf das Durchſuchungsrecht zur See und auf Otaheiti. In beiden Fällen mußte ſie England wieder nachgeben, nachdem ſie anfangs mit Selbſtändigkeit geprahlt hatte.

Da von oben herab gar keine ſittliche Macht mehr auf die Gemüther wirkte, und mehr und mehr der furchtbare Contraſt des nach oben hin ſich anhäufenden Reichthums mit der unten zurückbleibenden Armuth auffiel, kamen neue und wunderbare Erſcheinungen in den niedrigſten Schichten des Volkes zu Tage. Die Arbeiter und die Armen hingen ſich an das Ideal des Communismus. Derſelbe war aus dem Syſtem St. Simons hervorgegangen, durch Fourier noch weiter ausgebildet worden und fand jetzt noch fanatiſchere Vertreter, welche durch die Preſſe und geheime Geſellſchaften auf die Proletarier wirkten. Grundgedanke war der Kampf der Armen gegen die Reichen, gleiche Vertheilung der irdiſchen Güter. Cabet gab 1840 ſeine „Reiſe nach Icarien“ heraus, worin er das Ideal einer Republik darſtellte, in welcher es kein Privateigenthum gab, ſondern Arbeit und Genuß unter alle gleich vertheilt waren. Ihm folgte Proudhon mit einer Brandſchrift „gegen das Eigenthum,“ worin er jedes Privateigenthum als Diebſtahl, als Raub an der Geſellſchaft charakteriſirte. Praktiſcher als alle ſeine Vorgänger faßte der talentvolle Louis Blanc die Frage auf, indem er in einem berühmt gewordenen Werke über die „Organiſation der Arbeit“ im Jahr 1841 nicht mehr verlangte, als Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienſt für alle, welche arbeiten können. Das ſchien billig und eine keineswegs übertriebene Forderung an den Staat zu ſeyn, der gerade damals unter Ludwig Philipps Regime ausſchließlich nur die großen Capitaliſten und Geldſpeculanten begünſtigte. Man unterſchied dieſe mildere Auffaſſung der Frage, die nur ein beſſeres und natürlicheres Arrangement in der Geſellſchaft verlangte, unter dem Namen des Socialismus von dem alles Eigenthum aufhebenden und alles gleich machenden Communismus.

Am 13. Juni 1842 ſcheuten die Pferde am Wagen des Herzogs von Orleans, er wollte hinausſpringen, fiel aber auf den Kopf, kam nicht wieder zur Beſinnung und ſtarb in wenigen Stunden. Er hinterließ zwei junge Söhne, Ludwig Philipp, Graf von Paris, und Robert, Herzog von Chartres.

Seitdem genoß der König einige Jahre gute Ruhe. Es war die Windſtille vor dem Sturm. Das „herzliche Einverſtändniß" (entente cordiale) mit England wurde geprieſen. Der König reiste 1844 nach London und empfing von der Königin den Hoſenbandorden. Der Prinz von Joinville heirathete eine Prinzeſſin von Braſilien. In Görz ſtarb in demſelben Jahr der Herzog von Angoulême und der junge Graf von Chambord bewarb ſich vergebens um die Hand einer neapolitaniſchen Prinzeſſin, die ihm der junge Herzog von Aumale vorwegnahm. In Algier ging alles wohl. General Bugeaud führte das Syſtem der Razzias ein, d. h. er ahmte die Araber in Raubzügen nach, bei denen das feindliche Gebiet einfach ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet wurde. Jede erdenkliche Grauſamkeit und Unmenſchlichkeit wurde von beiden Seiten geübt. Da ſich Abdel Kader, der moderne Jugurtha, auf Marokko ſtützte und von dort ſeine ſchwächer werdenden Kräfte ergänzte, zog Bugeaud auch gegen das Kaiſerthum Marokko, beſiegte das Heer deſſelben in der Schlacht bei Isly (14. Auguſt) und erzwang den Frieden. Er wurde dafür zum Marſchall und Herzog von Isly ernannt und ſeiner Unterſchleiſe und Räubereien nicht weiter gedacht.*)

In demſelben Jahr, als der Staat wieder Geld brauchte, verlangte Garnier Pagès in der Deputirtenkammer, man ſolle ſich an den Patriotismus wenden und eine Nationalanleihe contrahiren;

*) Aufs bitterſte ſpottete der National über die Prahlerei Ludwig Philipps mit dieſem Siege, in welchem nach Bugeauds eigenem Bericht die Franzoſen nur 27 Todte verloren und als Trophäe nur den Sonnenſchirm des commandirenden marocconiſchen Prinzen aufzuweiſen hatte. „So viel Lärm um einen Sieg über eine Horde Barbaren! Und einen ſolchen Sieg wagt ihr neben Auſterlitz, Jena und Wagram zu ſtellen!"

aber dabei ließ ſich nichts gewinnen. Die beſtochene Kammer unterſtützte den König, und das Haus Rothſchild lieh nun dem Staat 200 Millionen zu 84. Außer den 16 Procent, die Rothſchild hier gewann, wußte er als Herr der Börſe auch alsbald eine Hauſſe zu bewirken und die Obligationen wieder mit Gewinn zu verkaufen. Dazu wurde ihm auch die Eiſenbahn von Paris nach Brüſſel (Nordbahn) überlaſſen, die großen Gewinn abwarf und mit deren Actien er die Miniſter und einflußreichſten Deputirten und Zeitungsredacteure beſtach. Die Lüderlichkeit, mit welcher die Bahn gebaut, unfähige Menſchen dabei angeſtellt wurden ꝛc., veranlaßte ſchwere Unglücksfälle. Bei einem der größten Unglücksfälle 1847 war die Bevölkerung ſo zornig, daß die Bahnhöfe durch Truppen beſetzt werden mußten. Man klagte vor Gericht und die Preſſe war empört, aber die Schuldigen ſtrafte kein Gericht. In dieſer Art waren alle großen Capitaliſten und Actiengeſellſchaften begünſtigt. Damals ſteckte der Mammonsdienſt des Hofes die halbe Bevölkerung von Paris an. Alles ging auf die Börſe, um zu ſpeculiren. Der Staat, hieß es, kann nur dabei gewinnen, wenn in Staatspapieren ſpeculirt wird, denn dieſe erhalten dadurch deſto mehr Credit. Der Jude aber hielt die Waagſchalen und die einfältigen Pariſer hingen ſich wie Bienenſchwärme als Hauſſiers oder Baiſſiers an beide an, um ihm zur Beute zu werden.

In der Stille und Schwüle jener Zeit ſammelten ſich Gewitterwolken, deren erſter Blitz die Jeſuiten treffen ſollte. Der Orden war aus Frankreich verbannt, hatte ſich aber heimlich wieder eingefunden. Da erneuerte ſich die Jeſuitenhetze. Eugene Sue ſchrieb den „ewigen Juden“ hauptſächlich zur Schmach der Geſellſchaft Jeſu. Am Collège de France brachen die Profeſſoren Michelet und Edgar Quinet in maßloſe Beſchimpfungen des Ordens aus. Dazu kam, daß der Kaſſier des Ordens, Affenaër, den Vätern 300,000 Fr. entwendete und deshalb vor Gericht gezogen wurde, ein Prozeß, der nicht etwa den armen Jeſuiten zu ihrem Rechte verhalf, ſondern zu neuen und wüthenden Beſchimpfungen des Ordens benutzt wurde. Die Jeſuiten wurden nicht nur aufs neue ausgewieſen, ſondern

Ludwig Philipp erwirkte auch durch seinen Botschafter Rossi in Rom, daß der Papst selbst den Jesuiten untersagte, fernerhin als Corporation in Frankreich aufzutreten, 1845.

Die damalige Schwüle brütete noch andere Gewitter aus. Unter der äußern Ruhe, die in Frankreich herrschte, verbarg sich eine unbefriedigte Leidenschaft, die auch da krankhaft glühte, wo sie eigentlich kein Ziel hatte. Selbst in den Classen, die von Ludwig Philipp begünstigt in Ehre und Wohlleben schwelgten, wurde die Unzufriedenheit wie eine Modesache getrieben und einer künftigen Revolution geschmeichelt. Ludwig Philipp, der die Leute nur zu seinen Zwecken benutzte, hatte keine wahren Freunde. Viele, die er begünstigte, kokettirten, nach dem Beispiel von Thiers, mit der Revolution. Zudem machte das Bürgerkönigthum den geistreichen Parisern schreckliche Langeweile. Daher die Ueberhandnahme der Lüderlichkeit in einer vorher kaum gekannten Ausdehnung, wozu auch die Verwilderung der aus Algier heimgekehrten Soldaten beitrug. Die Einholung der Leiche Napoleons hatte die großen Bilder der Vergangenheit aufgefrischt. Man wollte wieder Thaten, die bürgerliche Einfachheit durch etwas Geniales unterbrochen sehen. In Ermangelung von etwas Großartigerem weidete man sich einstweilen an den gräßlichen Prozessen, welche die gazette des Tribunaux täglich in ihren Nummern brachte. Ja man freute sich an den Früchten der tiefsten Entsittlichung, es lag doch Poesie im Verbrechen. Dem Vergiftungsprozeß der Madame Lafarge folgten viele andere nach, sich überbietend an Gräßlichkeit. Man sah in einen Abgrund von gesellschaftlicher Corruption hinein und am meisten bei den Reichen. Diese Eindrücke wurden von den Dichtern aufgenommen und ausgebeutet, bewußt oder unbewußt aber das „rothe Gespenst" der künftigen Revolution als letzte Rächerin der mit so vielem Fleiß ausgemalten Verbrechen bezeichnet. Victor Hugo, der damals für Frankreichs größten Dichter galt und den der König 1845 zum Pair erhob, malte in seinen tragischen Werken durchgehends nur haarsträubende Verbrechen und gewöhnte das Pariser Parterre an den Anblick des Scheußlichsten und Unnatürlichsten in der menschlichen

Gesellschaft. Eine geschiedene Madame Dudevant, welche als Mann gekleidet umherging, wie ein Mann lebte, Tabak rauchte ꝛc., schrieb unter dem Namen George Sand damals Romane, die von Frankreich und ganz Europa bewundert und verschlungen wurden, in denen aber ebenfalls nur die abscheulichsten Sünden und Verbrechen mit Vorliebe ausgemalt waren und unverholen die revolutionärsten Grundsätze ausgesprochen wurden. Eugene Sue, ein Literat, der in einem mehr als fürstlichen Luxus schwelgte, warf sich gleichwohl auch zum Vorkämpfer des Proletariats auf, schilderte dessen Noth, entschuldigte und rühmte dessen aus der Noth entsprungene Verbrechen, stachelte alle seine revolutionären Leidenschaften auf, hetzte es gegen die Kirche, gegen alles Bestehende in Staat und Sitte. An diese Koryphäen der damaligen Modeliteratur reihten sich noch viele andre an, deren Dichtungen in demselben Geiste nur auf Darstellung des Gräßlichen, auf Verführung zu Wollust oder Grausamkeit, auf Erhitzung der Leidenschaften, Erweckung von Haß gegen Sitte und Religion und gegen die bestehende Gesellschaft ausgingen. So Balzac, Paul de Kock, Alexander Dumas, Soulié ꝛc. In der gesammten Literatur und Kunst Frankreichs gährte es wie in einem Vulcan, Gluth und Gier nach Zerstörung. Die mißlungene Julirevolution weckte den Heißhunger nach einer andern, den Instinct des Tigers im Volke. Der künftigen Revolution wurde wie einer unsichtbaren Göttin gehuldigt, ein fieberhafter, orgiastischer, dämonischer Cultus der Geister.

Einer der sanftesten und reinsten Sänger Frankreichs, Lamartine, wurde in die Bewegung mit fortgerissen. Auch er warf sich plötzlich zu einem Vorkämpfer für das Proletariat auf. Allein er hatte den edeln Vorsatz, wirklich für das Wohl der Armen thätig zu seyn. Er ließ sich in die Kammer wählen und erregte ungeheures Aufsehen, als er zum erstenmal 1845 bei den Berathungen über die Kosten der Befestigung von Paris, für alles, was in Frankreich arm, unglücklich, unschuldig war, in die Schranken trat gegen die Corruption, Habgier und tiefe Verschuldung des Bürgerkönigthums.

Im folgenden Jahre kam Ledru Rollin in die Deputirtenkammer, ein Advocat von radicalſter Farbe, der dem herrſchenden und in die tiefſte Corruption verſunkenen Liberalismus ſchonungslos ſeinen Sturz vorherſagte. In demſelben Jahr wurden wieder zwei mißlungene Mordanfälle auf den König gemacht, und kamen drei ſchreckliche Unglücksfälle auf Eiſenbahnen vor, der Einſturz eines Viaducts bei Barenton und zwei Zerſtörungen der Wagenzüge bei St. Etienne und Fampour in Folge der lüderlichen Verwaltung.

Auch der Gefangene in Ham dachte viel über die ſociale Frage nach und war überhaupt ſehr beſchäftigt. Er ſchrieb über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie, über die Zuckerfrage, über Ausrottung des Pauperismus, wofür ihm die Arbeitervereine eine Dankadreſſe votirten, ſodann hiſtoriſche Fragmente, correſpondirte, ſetzte ſich in Verbindung mit der Oppoſition und entwickelte eine erſtaunliche Geiſtesthätigkeit bei vollkommener Ruhe des Gemüths. Plötzlich aber, am 26. Mai 1846, verſchwand er von Ham. In der Tracht eines Arbeiters mit einem Brett auf dem Kopf ging er, von den Wachen unbemerkt, zum Thor hinaus und entkam nach England.

Die Hungerzeit 1846 und 1847 forderte auch von Frankreich ihre Opfer. An vielen Orten brachen Theurungsunruhen aus, zu Paris, Dijon, Toulouſe ꝛc. und ſteigerte ſich die Unzufriedenheit der niedern Claſſen.

Eine große Treuloſigkeit beging Ludwig Philipp an Algier. Daſelbſt dauerte der fanatiſche Kampf der eingebornen Beduinen und Kabylen unter Abdel Kader gegen die franzöſiſchen Colonien fort. Einmal ließ Oberſt Peliſſier einen ganzen Stamm Kabylen, 1000 Männer, Weiber und Kinder in der großen Höhle von Dahra aufs grauſamſte mit Rauch erſticken, weil ſie ſich nicht ergeben wollten. Dieſe Unthat wurde jedoch durch neue Siege Abdel Kaders gerächt. Gegen dieſen aber zog nun auch der Kaiſer von Marokko zu Felde und trieb ihn auf das franzöſiſche Gebiet zurück. Da wurde er von Lamoricière in einem Engpaß aufgehalten und ſah keinen Rettungsweg mehr. Man capitulirte am 13. Dez. 1847. Lamoricière ſicherte

ihm die Freiheit zu unter der Bedingung, daß er ſich nach Aegypten oder Syrien einſchiffen laſſe und nie mehr gegen Frankreich kämpfe. Auch der Herzog von Aumale beſtätigte ihm dieſe Zuſicherung. Nun brach aber Ludwig Philipp das von ſeinem General und Sohn gegebene Verſprechen und ließ den ſtolzen Häuptling als Staatsgefangenen in Frankreich einſperren. Ein ehrloſes Verfahren gegenüber den Muhamedanern, denen man mehr Achtung für chriſtliche Treue hätte einflößen ſollen, und gehäſſig gegenüber dem franzöſiſchen General und der ganzen Armee, die dabei compromittirt wurde. In demſelben Jahre betrog der König England durch die berüchtigte ſpaniſche Heirath. Mit dieſer ſchwand der letzte Nimbus vom Haupte des Bürgerkönigs. Ludwig Philipp war ohne Zweifel damals ſchon vom Alter abgeſtumpft, an das Gelingen ſeiner Pläne ſchon zu ſehr gewöhnt, bequem geworden und nahm keine Rückſicht mehr, ſondern gab ſich dem Hauptzug in ſeinem Charakter hin, wie Greiſe pflegen.

5.

Die Bürgerkriege auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

Nachdem Ferdinand VII. in Spanien als abſoluter König wieder hergeſtellt war, behielten ſtatt des aufgelösten Heeres die ſervilen Banden als ſ. g. königliche Freiwillige allein die Waffen in der Hand, geleitet von einer ſ. g. apoſtoliſchen Junta, die den Miniſtern ſelbſt Geſetze vorſchrieb. Das Haupt der Junta war des Königs Beichtvater, Saez, der aber, als er es zu arg trieb, unter engliſch-franzöſiſchem Einfluß durch den Miniſter Zea Bermudez geſtürzt wurde. Aus Rache erregte Saez einen ſervilen Aufſtand in Catalonien, den aber der König perſönlich mit einem Heere, welches Eſpanna befehligte, dämpfte. Es gelang, den König gegen die Serviles zu erbittern, weil er keine Kinder hatte und ſie mit ſeinem Bruder Don Carlos intriguirten, auf den ſie alle ihre Hoffnungen ſetzten.

Ferdinand VII. hatte nach dem Tode seiner ersten sicilianischen Gemahlin eine portugiesische und als auch diese 1818 gestorben war, die sächsische Prinzessin Josephine geheirathet, welche 1829 starb. Keine hatte ihm ein Kind geboren. Jetzt, in einem Alter von 46 Jahren und kränklichen Leibes, heirathete er zum viertenmal und zwar die sicilianische Prinzessin Marie Christine, Schwester der Herzogin von Berry und der Maria Carlotta, die bereits Ferdinands jüngsten Bruder Francisco zum Gemahl hatte. Und sieh da, drei Monate nach der Hochzeit, am 29. März 1830, wurde die Welt durch ein königliches Edict, die s. g. pragmatische Sanction überrascht, in welcher Ferdinand die bisher gültige, ausschließlich männliche Erbfolge nach dem salischen Gesetz aufhob. Zugleich erfuhr man, die junge Königin befinde sich in guter Hoffnung. Sollte sie nun auch keinen Sohn, sondern nur eine Tochter bekommen, so war derselben die Thronfolge gesichert und Don Carlos ausgeschlossen. Diese Maßregel schreckte nicht nur die Servilen wie ein unerwarteter Blitzschlag, sondern erregte auch großen Aerger an den Höfen in Paris und Neapel. Sowohl Karl X., als Franz II. (der Königin eigener Bruder) sahen als Bourbons ihre Erbrechte auf den spanischen Thron bedroht und legten Protest ein. Ebenso die Brüder des Königs Don Carlos und Don Francisco. Aber Ferdinand ließ sich nicht irre machen. Unterdeß erfolgte der Sturz Karls X. im Juli, der den Servilen in Spanien neuen Schrecken einjagte, und als am 10. October Marie Christine eine Tochter (Isabella) gebar, wurde dieselbe als Prinzessin von Asturien, d. h. als Kronprinzessin und Thronerbin anerkannt.

Zwar drohte dem König eine neue Gefahr, indem Mina, Valdez und tausende von früher nach Frankreich geflüchteten Liberalen jetzt in Folge der Julirevolution einen Einfall in Spanien betrieben und dabei durch Ludwig Philipp unterstützt wurden; allein als Ferdinand den neuen König der Franzosen anzuerkennen sich entschloß, befahl Ludwig Philipp, treulos wie immer, die spanischen Liberalen zu entwaffnen. Sie zogen aber vor, auf eigene Gefahr durch die Pyrenäen vorzubrechen, und Torijes wurde gefangen und mit allen

ſeinen Leuten erſchoſſen. Mina mußte auf der Flucht zehn Tage lang allein in den Gebirgen umherirren und war nahe dem Hungertode, entkam aber glücklich wieder nach Frankreich.

Als der König 1832 erkrankte, wußte ihm Don Carlos eine Verzichtleiſtung auf die pragmatiſche Sanction abzulocken oder unterzuſchieben, aber die Königin Chriſtine behielt das Ruder der Regierung in der Hand und Carlos wagte keinen offenen Aufſtand. Der König erholte ſich, war ſehr zornig über ſeinen Bruder, beſtätigte die Sanction aufs neue, berief die Cortes ein, und ließ durch dieſelben ſeiner jungen Tochter Iſabella II. als künftiger Königin huldigen, am 29. Juli 1833, dann fiel er in ſeine Krankheit zurück und ſtarb unter ſchrecklichen Schmerzen am 29. September. Seine Wittwe Chriſtine behielt die Regentſchaft und ſchloß ſich, weil Don Carlos auf die Thronfolge Anſpruch machte und ſich ihr an der Spitze der ſervilen Partei entgegen ſtellte, an die liberale Partei an und wurde von den Weſtmächten geſchützt, während Don Carlos ſich der Gunſt der drei nordiſchen Mächte zu erfreuen hatte. Ganz Spanien theilte ſich demnach in zwei Parteien, in die liberalen Chriſtinos und in die ſervilen Carliſtos.

Die baskiſchen Provinzen im Norden Spaniens erhoben ſich nicht blos für die Thronrechte des Don Carlos, ſondern auch für ihre provinziellen Rechte (fueros), die durch die letzten Verfügungen Ferdinands VII. waren außer Kraft erklärt worden, in Folge des von Frankreich geborgten Centraliſationſyſtems. Die Basken ſind Reſte der älteſten Bewohner Spaniens und reden eine ganz eigenthümliche Sprache. Sie beſitzen mehr Lebhaftigkeit, als ihre gothiſchen Nachbarn in Aragonien, und vereinigen gleichſam die Tugenden der Spanier und Franzoſen ohne deren Fehler, den Adel tiefer Religioſität, den größten Heldenmuth und den liebenswürdigſten Frohſinn. Die neuern Organiſationen und Schreibereien von Madrid her waren dieſem Kernvolk unerträglich. Die ſtolze Eiche des Gebirgs wollte ſich den alles planirenden Hobel geiſtloſer Tabellenmenſchen nicht gefallen laſſen.

Der Aufſtand begann ſchon am 3. October 1833 in Biscaya

und breitete sich bald aus. Die Generale der Regierung unterlagen den Basken, deren Heer nach und nach auf 25,000 Mann anwuchs und die in Zumalacarregui einen Führer fanden, wie die pyrenäische Halbinsel keinen zweiten gesehen hat. Obgleich aus den größern Städten der Ebene verdrängt und auf die Gebirge beschränkt, wußte doch dieser Baskenheld das schwierige Terrain so vortrefflich zu benutzen, daß die geschicktesten Feldherrn und die Uebermacht des Feindes nichts gegen ihn ausrichteten. Wenn der Feind in zwei oder drei Colonnen verschiedene Thäler heraufzog, so überraschte er sie nach einander alle, oder lockte sie tief in die nahrungslose Bergwildniß und überfiel sie dann erst. Die Ausdauer seiner Leute wetteiferte mit seinem Genie. Die Generale der Königin rächten sich für ihre Verluste durch unmenschliche Grausamkeit. Quesada wüthete besonders gegen die Gefangenen, Rodil gegen die Einwohner der wehrlosen Dörfer. Die Carlisten sahen sich zu Repressalien gezwungen und man beging gegenseitig entsetzliche Greuel an Wehrlosen. Don Carlos selbst kam ins Lager des Zumalacarregui, allein er umgab sich mit der steifen Etikette des alten Hofes und wußte sich nicht beliebt zu machen.

Die übeln Nachrichten vom baskischen Kriegsschauplatze, die nur Niederlagen der Christinos meldeten, und die im Juli plötzlich hereinbrechende Cholera steigerten die Leidenschaften in Madrid wieder bis zum Siedpunct und wahnsinniger Haß beschuldigte die Mönche der Brunnenvergiftung. Daher am 17. Juli ein allgemeiner Volkssturm auf die Klöster und schonungslose Ermordung von mehr als hundert Mönchen, Greuelscenen, die sich in vielen andern Städten wiederholten. Acht Tage später, am 24., wurden die Cortes eröffnet. Die Gemäßigten (Moderados) unterlagen, die Fortschrittsmänner (Progressisten) gewannen immer mehr die Oberhand und reformirten im französisch-liberalen Sinne. Die Gemeinden verloren 1835 ihre Rechte, wie früher schon die Provinzen. Die Domainenkäufer empfingen alles Kirchengut, was sie früher inne gehabt, unentgeldlich zurück, 8. Mai. Was noch vom Kirchengut übrig war, wurde dem Verkauf ausgesetzt. Aber die Armeen der Regierung

vermochten doch die Basken nicht zu überwältigen. Obgleich Valdez alle Dörfer in den ſ. g. Amescoas, dem Gebirgslabyrinth zwiſchen Navarra und Biskaya, niederbrennen ließ, wurde er doch immer wieder zurückgeſchlagen. Die Königin wandte ſich nun an die Weſtmächte und ſchloß mit denſelben und mit Portugal am 22. April 1834 eine Quadrupel-Allianz. Doch ſchickte Frankreich nur ſeine aus allerlei Vagabunden zuſammengeſetzte Fremdenlegion aus Algier den Chriſtinos zu Hülfe. Zumalacarregui fiel 1835 bei der Belagerung Bilbaos, aber der junge tapfere Cabrera erſetzte ihn und die Carliſten machten immer mehr Fortſchritte.

Chriſtine gab ſich nun in ihrer Noth ganz den Progreſſiſten hin und machte 1836 den Juden Mendizabal zum Miniſter, der alle Klöſter aufhob. Mittlerweile bildeten ſich in vielen Städten progreſſiſtiſche Junten und forderten die Verfaſſung von 1812. Chriſtine ſelbſt wurde in ihrem Luſtſchloß La Granja von den Fortſchrittsmännern inſultirt und gezwungen, die Verfaſſung von 1812 auszurufen. Da fürchtete Ludwig Philipp das Bündniß der ſpaniſchen Progreſſiſten mit den franzöſiſchen Liberalen und hemmte die Thätigkeit der Fremdenlegion, die dadurch in große Noth kam und von der nur wenige Mannſchaft nach Frankreich zurückkehrte. Die Carliſten wurden ſo mächtig, daß Don Carlos 1837 ſogar gegen Madrid vorrückte. Allein diesmal gelang es dem Regierungsgeneral Eſpartero, ihn zurückzudrängen, und dieſer ſiegreiche General wurde die Stütze der bedrängten Königin. Es gelang ihm, den Carliſtiſchen Aufſtand friedlich zu beendigen. An die Spitze des Baskenheeres war Maroto gekommen, der, die Unfähigkeit des Don Carlos erkennend, für ſeine Provinz ein beſſeres Loos durch eine Capitulation mit der chriſtiniſchen Regierung zu erkaufen hoffte, als es von der Regierung des Don Carlos ſich jetzt noch erwarten ließ. Indem er nur das Wohl ſeiner Provinz im Auge hatte, gab er die Frage der legitimen Thronfolge auf. Seine ſelbſtändige Rolle aber begann er damit, daß er ſechs Generale des Don Carlos zu Eſtella verhaften und erſchießen ließ, alle die, welche ſeinen Plänen hätten entgegenwirken können, im Februar 1839. Don Carlos erließ im

heftigſten Zorn ein Manifeſt, worin er ihn einen Verräther nannte, ließ ſich aber durch die Haltung der Basken wieder ſo einſchüchtern, daß er das Manifeſt zurücknahm und Maroto im Oberbefehl beſtätigte. Das machte den legitimen König ſelbſt bei ſeinen bisher treueſten Anhängern verächtlich. Maroto aber trat in Unterhandlungen mit Eſpartero und ſchloß mit ihm am 29. Auguſt 1839 zu Bergora einen Vertrag, wonach die Basken ihre Fueros behalten, dagegen die Königin Iſabella anerkennen ſollten. Don Carlos floh über die Pyrenäen. Ludwig Philipp ließ ihn feſtnehmen und in Bourges in anſtändige Verwahrung bringen. Noch behaupteten kleinere carliſtiſche Schaaren das Feld, aber ihr vornehmſter Anführer Cabrera erlag der Uebermacht des thätigen General O'Donnel und mußte 1840 nach Frankreich flüchten. O'Donnel war ein Neffe Abisbals.

Eſpartero wurde zum Herzog de la Vittoria (Siegesherzog) ernannt und ſetzte den Cortes zum Trotz, welche die Fueros nicht anerkennen wollten, ſeinen Willen durch, vom Volk unterſtützt. Zum erſten Miniſter ernannt, hielt er am 16. September 1840 ſeinen Triumpheinzug in Madrid. Die Cortes wurden aufgelöst. Marie Chriſtine ſelbſt legte hierauf am 12. October die Regentſchaft nieder und verließ das Land. Sie hatte ſich mit einem gemeinen Leibgardiſten, Munnoz, heimlich trauen laſſen und dieſe mit Kindern ſchon geſegnete Verbindung ſetzte ſie dem Spott aus. Damals ſchon wurde ſie der Habgier beſchuldigt, als habe ſie den Staat um große Summen betrogen. Sie begab ſich nach Rom, wo ſie vor dem h. Vater wegen ihrer Verfolgung der Kirche Abbitte that, und dann nach Frankreich, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo ſie als Inſtrument Ludwig Philipps Gelegenheit finden würde, aufs neue in die Geſchicke Spaniens einzugreifen.

Durch die Flucht des Don Carlos waren die Servilen, durch die der Königin Chriſtine auch die Moderados entwaffnet, es blieben nun nur noch die Progreſſiſten übrig. Aber es trat gleich wieder ein neuer Gegenſatz hervor, nämlich zwiſchen den ältern, mehr gemäßigten Progreſſiſten und einer jungen Partei, die den Fortſchritt ins Unendliche wollte. Eſpartero ſtand an der Spitze der erſtern,

wurde aber von andern Generalen beneidet. Von nun an erfolgten die Pronunciamentos, d. h. revolutionären Kundgebungen auf eine immer mißbräuchlichere Art. Man lärmte das Volk zusammen, ein Offizier, eine Magistratsperson ritt auf die Straße und las eine revolutionäre Erklärung ab, die bisherigen Behörden wurden gestürzt, eine neue Junta eingesetzt 2c. So brachen bald gegen Espartero Meutereien aus, die wildeste 1842 zu Barcelona. Espartero, der sich an Ort und Stelle begab, brachte die Stadt durch ein Bombardement wieder zur Ordnung. Die junge Königin Isabella, im Jahre 1843 erst dreizehn Jahre zählend, war ganz ungewöhnlich körperlich entwickelt und ihre künftige Vermählung mußte hauptsächlich Zankapfel der Parteien werden. Espartero war mit dem englischen Ministerium dahin einverstanden, daß sie mit einem nicht bourbonischen auswärtigen Prinzen vermählt werden sollte, um Spanien für immer dem Hause Bourbon zu entwinden. Aber die Königin Mutter Christine wollte Spanien um jeden Preis dem Hause Bourbon erhalten, und Ludwig Philipp speculirte auf die Hand, wenn nicht der aufgedunsenen und häßlichen Isabella, doch auf die ihrer gesünderen und schöneren Schwester Luisa für einen seiner Söhne. Oberst Prim, in den Aufstand von Barcelona verwickelt, war nach Paris entflohen und machte von hier aus starke Umtriebe. Eine dritte Partei gruppirte sich um den Infanten Franz de Paula, dessen ehrgeizige Gemahlin Luisa Carlotta einen ihrer Söhne mit der jungen Isabella vermählen, dadurch selbst Königin-Mutter von Spanien werden und ihre Schwester, Marie Christine, für immer von Spanien fern halten wollte. Der englischen Auffassung neigten sich die gemäßigten Progressisten, der französischen die Moderados, der dritten die äußersten Progressisten zu, weshalb sich auch Franz de Paula ungenirt in den Cortes auf ihre Bänke setzte.

Nun wieder Pronunciamentos in allen Provinzen. Im Norden erschien Prim und streute das Geld Christinens mit vollen Händen aus, um zunächst die spanischen Generale zu verführen. Zum Vorwand diente die angebliche Gefangenschaft Isabellens unter

Espartero's Dictatur. Alle Parteien, was auch sonst ihr Zweck war, wollten sich des Dictators entledigen. Sein Hauptgegner, General Narvaez pflanzte in Valencia die Fahne der Moderados auf und fand solchen Zuzug, daß er am 3. Juli 1843 den Vortrab Espartero's schlug und rasch vor Madrid selbst rückte. Zugleich zog Prim mit Serrano aus Catalonien herbei, den tapfern Zurbano vor sich herjagend, dem nur Sloane beistand, während Espartero selbst, am Siege verzweifelnd, entfloh. Zurbano und Sloane wagten noch eine Schlacht, um Madrid gegen Narvaez zu vertheidigen, bei Torejon de Ardoz, wurden aber geschlagen, der letztere gefangen, am 18. Nun zog Narvaez triumphirend in Madrid ein. Doch trotzten die Progressisten in den Provinzen und es gab neue Aufstände in Barcelona und Saragossa.

Erst als am 10. November die junge Königin Isabella in den Cortes für volljährig erklärt wurde und den Eid auf die Verfassung leistete, zu welchem Zweck die gemäßigten Progressisten unter Olozaga mit Narvaez sich vereinigt hatten, wich der leidenschaftliche Zorn in den Provinzen wieder einer neuen Hoffnung und der Aufruhr erlosch allmälig, die insurgirten Städte capitulirten nach einander. Olozaga wurde an die Spitze des Ministeriums gestellt, allein seine Allianz mit den Moderados war zu unnatürlich, als daß sie lange hätte dauern können. Schon am 30. November bekam er seinen Abschied unter Umständen, die kein reizendes Licht auf den Hof der jungen Königin warfen. Er wurde, ohne allen Zweifel verleumderisch, beschuldigt, er habe Zwang gegen Isabellen angewandt, um sie zu einer Unterschrift zu nöthigen. Es war aber ein schändliches Complott der neuen Camarilla. Die Progressisten waren nicht mit Unrecht heftig erzürnt, Olozaga aber glaubte sein Leben selbst nicht mehr sicher und entfloh. Seine Partei unterlag in den Cortes. Die moderate Camarilla glaubte nun, die Zeit sey gekommen, um die Königin Mutter zurückzurufen. Franz de Paula beeilte sich, seine intime Verbindung mit den Progressisten abzubrechen und sich Christinens Freunden wieder zu nähern. Die Exaltation gegen das, für was man eben erst exaltirt gewesen, war scandalös.

Am 29. Januar 1844 ſtarb Luiſa Carlotta unerwartet ſchnell, und am 4. Febr. hielt ihre Schweſter Marie Chriſtine, als factiſche Königin Mutter, von Paris zurückkehrend ihren Triumpheinzug in Barcelona und am 23. in Madrid. Am gleichen Tage ſtarb daſelbſt der göttliche Arguelles. Die Wiederkehr Chriſtinens war längſt von Narvaez, Prim ꝛc. in Paris mit Ludwig Philipp verabredet geweſen. Auch ſchien nichts natürlicher, als daß die unerfahrene Iſabella von ihrer eigenen Mutter berathen würde. Das wurde von der Mehrheit der Spanier anerkannt und es bedurfte der ganzen Lüderlichkeit der chriſtiniſchen Verwaltung, um die Spanier aufs neue gegen die Mutter ihrer Königin in Zorn zu bringen. Chriſtine begann damit, ihren Munnoz zum Herzog von Rianzarez zu ernennen, und ihre hauptſächlichſte Sorge war ſeitdem darauf gerichtet, dem Staate ſo viel Geld als möglich zu entziehen, um es den vielen Kindern, die ſie von Munnoz hatte, zuzuwenden. Im Uebrigen ließ ſie Narvaez walten.

Narvaez hatte den beſten Willen und große Energie. Er war Spanier von echtem Blute, daher der Kirche hold. Nachdem er in den guardias civiles eine Art Gensdarmerie geſchaffen hatte, welche gute Ordnung hielt, war ſein Erſtes, die verbannten Biſchöfe zurückzurufen, eine Verſöhnung mit dem heil. Stuhle anzubahnen und den Verkauf der geiſtlichen Güter zu ſiſtiren. Auch zügelte Narvaez die progreſſiſtiſche Preſſe und fand die Cortes im October in ihrer Mehrheit ſeinem Syſtem geneigt, ſo daß er auf geſetzlichem Wege eine Reviſion der Verfaſſung von 1837 durchſetzte, welche die Macht der Cortes einſchränkte und der Krone die ihr geraubten Prärogative zurückgab. Dagegen proteſtirte nun Eſpartero in London und in Spanien ſelbſt brachen Verſchwörungen aus. Der immer unruhige und ehrgeizige Prim war darein verwickelt und wurde verhaftet, und Zurbano, der zu Logronno pronuncirte, ſammt Sohn und Schwager erſchoſſen, im Januar 1845. Inzwiſchen fuhren die Cortes fort, die liberalen Geſetze der frühern Zeit umzuändern und alles in Spanien wieder mehr royaliſtiſch und kirchlich zu ſtempeln. Nach einer Reiſe, die er mit Chriſtine und ihren beiden Töchtern

nach Barcelona und dann nach Pampelona machte, wo ſie Ludwig Philipps Söhne, die Herzoge von Nemours und Aumale, empfingen und wo große Heirathsumtriebe gemacht wurden, bekam Narvaez den Titel eines Herzogs von Valencia. Aber ſeine Macht wurde durch Intriguen erſchüttert. Sein Hauptfeind war Salamanca, ein Geldſpeculant, der die wichtigſten Staatseinkünfte gepachtet hatte. Der progreſſiſtiſchen Oppoſition geſellte ſich unter dem Namen Puritanos eine zweite moderate Oppoſition zu, welche in der Reaction nicht ſo weit, wie Narvaez, gehen, ſondern die Verfaſſung rein bewahren wollte. Mit dieſer nun verband ſich Salamanca zum Sturze des Narvaez und erzeugte durch maſſenhafte Verkäufe ſpaniſcher Staatspapiere ein Sinken derſelben, um die Regierung zu discreditiren. Zugleich gab es Verrath und Abfall im Miniſterium ſelbſt. Narvaez gerieth auch in Zerwürfniß mit Chriſtinen, wahrſcheinlich wegen der Verheirathung der jungen Königin, wurde plötzlich entlaſſen, am 4. April, und verließ Spanien ſogleich.

Dadurch verlor auch Franz, Graf von Trapani, Sohn des Königs von Neapel, dem Narvaez wohlwollte, die Ausſicht auf Iſabellens Hand. Ein Soldatenaufſtand, durch den Don Enrico, Sohn des Infanten Franz de Paula, der glückliche Freier werden ſollte, mißlang und der Prinz wurde verbannt. Als dritter Freiwerber meldete ſich Karl Ludwig, Graf von Montemolin, Sohn des Don Carlos, dem dieſer alle ſeine Rechte auf den ſpaniſchen Thron abtrat. Eine Vermählung dieſes Prinzen mit Iſabellen würde die Legitimität der Thronfolge am beſten hergeſtellt haben. Allein weder Frankreich, noch England duldeten dieſe Combination, die nur den nordiſchen Mächten günſtig geweſen wäre. Da nun Ludwig Philipp durchaus Spanien für ſein Haus gewinnen wollte, und es doch vor den übrigen Großmächten nicht wagen durfte, die junge Iſabella mit einem ſeiner Söhne zu vermählen, brauchte er die Argliſt, Iſabellen einen körperlich und geiſtig gleich ſchwach und unfähigen Gemahl auszuſuchen, nämlich den älteſten Sohn des Franz de Paula, Francisco de Aſſis, dagegen aber ihre jüngere, geſündere und ſchönere Schweſter Luiſa mit ſeinem Sohn, Anton, Herzog von

Montpensier, zu vermählen. Die Königin Mutter Christine scheint in diesen nichtswürdigen Plan eingewilligt zu haben, um im Namen ihrer Tochter selbst fortzuregieren, denn ein Schwiegersohn von mehr Verstand und Kraft würde ihr bald die Herrschaft entwunden haben. Die junge Isabella wollte den ihr aufgedrungenen Gemahl keineswegs haben. Auch hatte Narvaez sich dem Plane widersetzt, was ihm sehr zur Ehre gereicht. England wurde in dieser Frage von Ludwig Philipp auf eine beleidigende Weise betrogen. Er hatte sich im September 1845 mit der Königin Victoria, die ihn im Schlosse Eu besuchte, dahin verständigt, daß die Heirath Montpensiers mit Luisa nicht eher vollzogen werden sollte, bis Isabella Leibeserben haben würde. Im Vertrauen hierauf reiste der von England dazu ausersehene junge Prinz Leopold von Coburg, Neffe des belgischen Königs, im Frühjahr 1846 nach Spanien, um sich Isabellen als Bewerber anzutragen. Diesen aber hielt Marie Christine nur hin und vereitelte den englischen Plan durch das fait accompli der gleichzeitigen Verheirathung Isabellens mit Francisco de Assis und Luisas mit Montpensier. Vergebens protestirte England, Ludwig Philipp erwiderte, das Uebereinkommen von Eu sey durch Leopolds Bewerbung alterirt und ungültig geworden.

Die Doppelhochzeit wurde am 10. October vollzogen. Allgemein ging das Gerücht, Isabella sey gegen ihren Willen zu der Heirath mit ihrem Vetter gezwungen oder, nach einem andern Bericht, durch „Orgien" verführt worden. Gewiß ist, daß sie nach der Hochzeit ihren Gemahl nicht weniger mißachtete, wie vorher. Die Cortes stimmten ihrer Vermählung zu, nur gegen die ihrer Schwester erhob sich eine starke Opposition. Der Graf von Montemolin entwich damals aus Bourges und seine Anhänger stauden in Catalonien auf, unterlagen aber bald wieder.

England war in hohem Grade über Ludwig Philipps Treulosigkeit erbittert, durchkreuzte aber seinen Plan und machte seine Hoffnungen zu nichte, indem Palmerston an Bulwer, dem englischen Gesandten in Madrid, ein geschicktes Werkzeug fand, um die Königin Isabella nicht nur dem französischen Einfluß zu entziehen, sondern

auch für eine legitime Nachkommenschaft derselben zu sorgen, durch welche die Kinder Montpensiers die Aussicht auf die Thronfolge in Spanien verloren. Das alles wurde vermittelt durch den bildschönen General Serrano, den Abgott aller Spanierinnen, der in das intimste Verhältniß zu der jungen Königin trat und sie dahin zu bringen wußte, daß sie sich von ihrer Mutter losriß und die Regierung selbst übernahm. Hatte sich nun die Mutter bisher zu den Moderados gehalten, so hielt sich die Tochter an die Progressisten, die auf einmal wieder ans Ruder kamen und an die sich die Puritanos anschlossen. Das war vorlängst die englische Partei in Spanien gewesen.

Ein Versuch der Moderados, Serrano anzuklagen und zu entfernen, mißlang. Die Königin Mutter selbst reiste nach Paris, um sich bei Ludwig Philipp neuen Rath zu holen. Unterdeß trat Pacheco, bisher ein Puritano, an die Spitze des Ministeriums, in welches jetzt zum erstenmal auch der Wucherer Salamanca sich einstahl. Francisco, welcher den leeren Königstitel erhalten hatte, wurde auf ein Lustschloß entfernt, während Isabella sich nur mit den Personen umgab, die ihr gefielen, und ein lustiges, ja scandalöses Leben führte.

Narvaez ließ sich von Christine und Ludwig Philipp bewegen, nach Madrid zu gehen und den Versuch zu wagen, ob er die junge Königin nicht bessern könne. Allein es mißlang ihm. Da Pacheco selbst sich nicht länger compromittiren lassen wollte und abtrat, wurde Salamanca die Seele des Ministeriums und die Liederlichkeit erreichte nun ihren Gipfel. Salamanca befahl, nicht nur mit dem Verkauf der geistlichen Güter zu beginnen, sondern auch sogar alle Gemeindegüter in Spanien zu verkaufen, um die leere Staatskasse zu füllen, wobei er selbst durch Speculation das Beste gewinnen wollte. Kaum aber schien er im Amte festzusitzen, als er plötzlich am 4. Oct. gestürzt und Narvaez an die Spitze des Ministeriums berufen wurde. Das kam daher, weil Isabella des Serrano müde geworden war und sich dem Oberst Gandara in die Arme geworfen hatte, einem Günstling des Narvaez und der Moderados. Narvaez drang aber darauf, daß Isabella wenigstens den äußern Anstand beobachte, und

brachte ſie dahin, den König Francisco wieder im Schloſſe aufzunehmen. Auch Chriſtine kehrte jetzt zurück. Salamanca wurde angeklagt und fiel vor Angſt in Ohnmacht, kam aber mit dem Schrecken davon, wahrſcheinlich, weil man nicht andere einflußreiche Perſonen compromittiren wollte. Im Januar 1848 kam endlich auch Eſpartero wieder nach Spanien und ſöhnte ſich öffentlich mit Narvaez aus, zog ſich aber, da er nicht der erſte im Cabinet werden konnte und der zweite nicht ſeyn wollte, auf ſeine Güter zurück. Narvaez blieb Meiſter der Situation. Die ungeheure Schwierigkeit ſeiner Aufgabe zwiſchen den beiden Königinnen, dem Parteihaß und den Intriguen des Auslandes entſchuldigt die Flecken, die ſeiner Handlungsweiſe im Einzelnen ankleben.

Das benachbarte Portugal war in dieſer langen Zeit kaum weniger von Parteiung zerriſſen, wie Spanien. Auch hier ſtanden ſich liberale und conſervative Tendenzen und der regierenden Königin ein legitimer Uſurpator gegenüber. Wie aber in Spanien der franzöſiſche Einfluß überwog, ſo in Portugal der engliſche.

Im Beginn des Jahres 1828 war die unmündige Maria da Gloria, Tochter des Don Pedro, des Kaiſers von Braſilien, von ihrem Vater zur Königin von Portugal ernannt worden und in ihrem Namen regierte ſeine Schweſter Iſabella. Dagegen aber proteſtirte ſein jüngerer Bruder, der damals nach Wien verbannte Don Miguel, der ſich nach dem alten Gewohnheitsrecht der männlichen Nachfolge als den allein berechtigten Thronerben anſah. Marias Rechte wurden von England geſchützt, Miguel hatte die nordiſchen Mächte hinter ſich. Man verſuchte ein Uebereinkommen. Don Pedro ließ ſich gefallen, daß Miguel ſich mit der jungen Maria verlobe und einſtweilen für ſie die Regentſchaft übernehme. Zu dieſem Behuf kam er von Wien nach Liſſabon zurück und beſchwur am 26. Februar die Verfaſſung, löste aber ſchon am 13. März die Kammern auf und erklärte die Charte Don Pedros für erloſchen.

Der Klerus und das Landvolk waren für ihn. Am 17. Juni erklärte er auch die von seinem Bruder verfügte Thronfolge für ungültig und setzte sich selbst mit absoluter Gewalt auf den Thron. Von nun an begann ein Schreckenssystem in Portugal. Alle Liberalen, die nicht geflüchtet waren, schmachteten in Kerkern unter entsetzlichen Entbehrungen und Martern. Viele wurden hingerichtet. Der junge Tyrann freute sich an Grausamkeiten und übte seinen rohen Uebermuth selbst an den nächsten Verwandten, indem er z. B. öfters seine Schwester Isabella körperlich mißhandelte. Er bewohnte mit seiner Mutter Carlotta, die sein Verfahren billigte, den Palast Queluz, nach welchem er seinen Liebling, einen ehemaligen Barbier, zum Herzog von Queluz ernannte. Aber die Mutter starb im Beginn des Jahres 1830.

Das englische Toryministerium gab sich viele Mühe, Don Miguel zur Vernunft zu bringen und war nicht abgeneigt, unter der Bedingung, daß er sich die englische Vormundschaft gefallen lasse, seine Rechte anzuerkennen. Als aber Miguel sich nicht fügen wollte, gab England ihn auf und im März 1830 durfte Don Pedro auf Terceira, einer der Azoren, eine Regentschaft für Portugal ernennen, an deren Spitze Palmella und Villaflor standen. Zugleich war der liebenswürdige junge Prinz August von Leuchtenberg, dessen Schwester Don Pedros Gemahlin war, bei einem Besuch in Brasilien veranlaßt worden, sich mit der jungen Maria zu verloben. Im folgenden Jahre 1831 wurde Don Pedro selbst durch eine Revolution genöthigt, die Krone von Brasilien seinem zarten Sohne Pedro II. zu überlassen, bekam aber eben dadurch Zeit, die Sache seiner Tochter in Portugal persönlich auszufechten, begab sich selbst nach Terceira und segelte von da mit einer wohlausgerüsteten Armee und Flotte ab. Don Miguel erwartete ihn vor Lissabon, aber Don Pedro landete am 8. Juli 1832 zu Oporto, wo man ihn mit lautem Jubel empfing. Miguel schickte ihm eine Armee entgegen und hielt ihn das ganze Jahr hindurch in Oporto eingeschlossen. Erst als der englische Abenteurer Napier mit der pedristischen Flotte die miguelistische fast vernichtete, wurde es möglich, 1833 auch eine

Landarmee von Oporto aus gegen Liſſabon zu führen. Nach einem blutigen Gefecht räumte Don Miguel die Hauptſtadt in der Nacht des 23. Juli und zog Don Pedro ein. Bald langte auch ſeine Tochter Maria aus London an.

Da gleichzeitig auch Don Carlos in Spanien als Uſurpator auftrat und gemeine Sache mit Don Miguel machte, ſchloſſen England und Frankreich mit den Königinnen von Spanien und Portugal die ſchon erwähnte Quadrupelallianz, welche die beiden Prinzen ſo entmuthigte, daß ſie ſich verpflichteten, die pyrenäiſche Halbinſel zu verlaſſen. Don Miguel ging nach Rom. Bald darauf, am 24. Sept., ſtarb Don Pedro, nachdem er die liberale Charte hergeſtellt hatte. Sofort vermählte ſich ſeine Tochter Maria mit dem Prinzen Auguſt von Leuchtenberg, im Januar 1835, aber auch dieſer ſtarb plötzlich an einer Erkältung ſchon am 28. März. Damals ſoll der junge Prinz Louis Napoleon Luſt bezeugt haben oder veranlaßt worden ſeyn, um die Hand der erſt 16jährigen Wittwe zu werben. Allein dieſer Plan kam nie zur Ausführung, da England ihr ſogleich ſeinen Candidaten, den Prinzen Ferdinand von Coburg zuführte, der damals erſt 19 Jahre zählte, und mit dem ſie ſich raſch vermählte. Sie behielt die Souverainetät, er bekam nur den Titel König und ihre Ehe wurde mit ſechs Kindern geſegnet.

Aber die Parteiwuth ruhte noch nicht. Kaum war das miguelиſtiſche Extrem beſiegt, als auch ſchon das entgegengeſetzte demokratiſche hervortrat; Villaflor, zum Herzog von Terceira erhoben, hielt die Regierung jedoch aufrecht. Erſt 1845 erlebte Portugal wieder eine größere Revolution. Sie wurde von den Miguelиſten begonnen und nachdem dieſe mit Hülfe der Demokraten geſchlagen waren, durch die Demokraten ſelbſt fortgeſetzt. Zwiſchen beiden Extremen in der Mitte rath- und machtlos ſuchte die Königin auswärtige Hülfe nach und eine engliſche Flotte unter Parker leiſtete dieſelbe. Da die Truppen der Königin in mehreren Schlachten im Laufe des Jahres 1846 ſiegten, verbanden ſich endlich die Miguelиſten mit den Demokraten gegen die Königin, aber erfolglos.

6.

Die Reformen in England.

England behauptete den Zuckungen auf dem Festland gegenüber eine ruhige Haltung und schritt auf dem Wege gesetzlicher Reformen vorwärts.

König Wilhelm IV., der kaum vier Wochen vor der Julirevolution auf den Thron gekommen war, behielt anfangs Wellington bei, der sich der Wiederaufnahme der Parlamentsreform widersetzte, mußte aber bald das Ministerium ändern. Broughams Beredsamkeit im Parlament und die elektrische Belebung des englischen, wie des gesammten europäischen Liberalismus durch die Julirevolution bewirkten, daß Wellington abtreten mußte und der alte freisinnige Graf Grey dem neuen Whigministerium vorgesetzt wurde, in das Brougham als Lordkanzler und die berühmt gewordenen Lords Holland, Russel und Palmerston eintraten.

Schon am 1. März 1831 brachte Russel eine Reformbill an das Parlament, worin den zerfallenen Mauern der s. g. Rotten-Boroughs ihr Wahlrecht genommen wurde, um es auf die volkreichen Fabrik- und Handelsstädte zu übertragen. Die Forderung war noch sehr gemäßigt, denn die Aristokratie behielt immer noch die Mehrheit der Wahlen, aber die Grundlage des bisherigen Wahlsystems war erschüttert und es ließ sich voraussehen, daß nach und nach eine Mehrheit im englischen Parlament aufkommen werde, die nicht mehr getragen von der aristokratischen Tradition, sondern von jedem Winde der Situation und s. g. öffentlichen Meinung bewegt, gleich den liberalen und demokratischen Oppositionen auf dem Festlande mit unfruchtbaren Doctrinen oder anarchischen Gelüsten die alte felsenfeste Praxis der bisherigen aristokratischen Parlamentsregierung unterwühlen würde. Deshalb ging der Widerstand der Tories gegen Lord Russels Bill nicht blos aus Eigennutz, sondern auch aus einem sehr achtbaren patriotischen Bedenken hervor. Die Bill wurde im Oberhause zwei-

mal verworfen, das Parlament zweimal aufgelöst. Das Volk machte großartige Demonstrationen. London wurde zu Ehren Greys illuminirt, vor Wellingtons Palais gab es solchen Tumult, daß die Bedienten des Herzogs auf das Volk schießen mußten, um es abzuwehren. Der Marquis von Londonderry wurde in den Straßen von London mit einem Steinhagel verfolgt, das prächtige Schloß des Herzogs von Newcastle zu Collingham in Brand gesteckt. Zu Bristol beherrschte der Pöbel die Stadt drei Tage lang, brannte und plünderte. Aber die Tories ließen sich dadurch nicht einschüchtern und Grey nahm seine Entlassung. Nun wurde die Gährung im Volk immer drohender. In London wirkte Francis Burdett, der Vater der Reformidee, auf dem Lande reiste Hunt umher, um das Volk aufzuregen, und in allen größern Städten wurden wiederholt große tumultuarische Volksversammlungen abgehalten und Adressen unterzeichnet. Die der Wähler der Stadt London kündigte Steuerverweigerung an und der König zog es vor, Grey zurückzurufen. Die Tories verließen in Masse das Oberhaus, der Rest derselben stimmte nunmehr für die übrigens sehr ermäßigte Bill, die am 7. Juni 1832 die königliche Sanction erhielt. Die Aristokratie verlor damit allerdings eine Anzahl Stimmen im Unterhause, wurde aber noch lange nicht aus ihrer festen Stellung verdrängt. Sie behielt ihre unermeßlichen Güter und ihre hohen Aemter. Auch die Staatskirche war ein Minorat des Adels. Alle höhern Stellen waren von jüngern Söhnen derselben besetzt. Der Zehnte allein trug ihr in England und Wales (ungerechnet Schottland und Irland) jährlich nahe an 6 Millionen Pfund Sterling ein, ihr Grundbesitz nebst den laufenden Kirchengebühren nahe an 4 Millionen, so daß ihre Jahreseinnahme nach unserm Gelde mindestens zu 114 Millionen Gulden berechnet wurde. Davon zogen die Bischöfe ungeheure Summen, ohne etwas dafür zu thun. Auch die Pfarrer lebten häufig gar nicht in ihrem Kirchspiel, sondern bezahlten einen Vicar und amusirten sich auf Reisen. Viele Pfarrer waren reich dotirt und hatten gar keine Kirche. Aehnliche Mißstände walteten im Stiftungswesen. Eine Dame in London bezog jährlich 2000 Pfund Sterling als Vorsteherin einer alten wohl-

thätigen Stiftung, die sie nie in ihrem Leben betrat, sondern durch eine dritte Person verwalten ließ, die wieder ihrerseits die Stiftung im eigenen Nutzen ausbeutete. Man gab damals in London ein s. g. schwarzes Buch heraus. Darin fand man, die Mitglieder des Oberhauses, geistliche wie weltliche, bezögen allein an Besoldungen unter verschiedenartigen Titeln zusammen 26 Mill. Gulden.

Das liberale Whigministerium Grey war und blieb auch nach der Parlamentsreform noch durch und durch aristokratisch und schloß sich, wie das Parlament selbst, gegen die Wünsche und Hoffnungen der ärmeren Classen ab. In demselben Egoismus bewegte sich auch seine auswärtige Politik. Es ist wahr, England und Frankreich vereinigt schützten die Verfassungen in Spanien und Portugal, emancipirten Belgien von Holland, nahmen sich auch der Schweiz bei Gelegenheit gegen die nordischen Mächte an und schienen somit wenigstens die Westhälfte Europas unter dem Banner der liberalen Ideen zu vereinigen. Aber der Liberalismus war hier nicht Zweck, sondern nur Mittel. England verwendete ihn in seinem Nutzen. Es beschützte ihn im Westen, weil es hier die Mittel dazu besaß, es verleugnete ihn in Polen, weil es hier nicht stark genug war.

Grey präsidirte dem Ministerium bis 1834, dann überließ er seine Stelle dem Lord Melbourne, einem Whig, der im bisherigen System nichts änderte.

König Wilhelm IV. starb am 20. Juni 1837. Ihm folgte nach englischem Erbrecht, welches die weibliche Nachfolge duldet, die einzige Tochter seines ältesten Bruders, des Herzogs von Kent, Prinzessin Victoria, damals erst 18 Jahre alt, eine kleine Dame, aber gesund und kräftig und mit einer Stärke des Eigenwillens begabt, der zu ihrem Glück von einem feinen weiblichen Verstand beherrscht wurde, so daß er sich nicht in den Staatsangelegenheiten geltend zu machen suchte. Sie ließ die bisherigen Minister gewähren und vermählte sich 1840 mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, einem der schönsten Männer seiner Zeit, dem sie nachher viele gesunde Kinder beiderlei Geschlechts gebar. Der Prinz erhielt den Titel Königliche Hoheit, wurde aber durch die auf ihre Macht

eiferſüchtige Lordſchaft von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen, ja von Zeit zu Zeit machte die Preſſe ſyſtematiſche Angriffe auf ihn, um ihm auch die kleinſte Einmiſchung in Staatsangelegenheiten zu verleiden.

Nach alter Praxis wurden die Whigs gewöhnlich in der Noth, um das Volk in ſchwierigen Zeiten zu beruhigen, ins Miniſterium gerufen, um ſpäter wieder den Tories Platz zu machen. Damals kam noch ein Umſtand hinzu, der den Tories den Wiedereintritt ins Miniſterium erleichterte. Ludwig Philipp ſuchte ſich mehr und mehr von der engliſchen Vormundſchaft frei zu machen und England brauchte auf ihn nicht mehr ſo viele Rückſicht zu nehmen wie früher. Im Jahr 1841 änderte daher die Königin das Miniſterium, in welches wieder der alte Wellington und Sir Robert Peel eintraten, der letztere, um jetzt erſt die glänzende Rolle auszuſpielen, zu der ihn ſein Talent berufen hatte.

Dem Sturze des Whigminiſteriums ging die Unterdrückung einer heftigen Volksbewegung vorher. Die Arbeiter in England litten immer noch ſchwer unter dem Druck der reichen Arbeitgeber, der ihnen ungünſtigen Geſetze, der hohen Getreidezölle, der Fehljahre. Der Brodmangel ſtieg mit der Bevölkerung, welche ſich von 1830 bis 1840 in England von 24 auf 26 2/3 Millionen erhöhte, während die Zahl der Dampfmaſchinen in den Fabriken, wodurch menſchliche Hände erübrigt wurden, auf 200,000 ſtieg. Das Beiſpiel der Reformer, ſo wie O'Connels feuerte nun die Arbeiter an, auch ihrerſeits auf dem geſetzlichen Wege, durch Vereine und Adreſſen eine Beſſerung ihrer Lage im Parlamente durchzuſetzen. Im Juni 1838 erregte Nicholls Tom in Canterbury einen wilden, geſetzloſen Aufruhr, der bald mit Gewalt unterdrückt wurde. Im Auguſt aber hielten 200,000 Arbeiter zu Birmingham eine Verſammlung, um über legale Mittel der Beſſerung zu berathen unter Leitung der beiden Parlamentsmitglieder für Birmingham Atwood und Sholefield und des Advocaten O'Connor. Hier zuerſt wurde die von dem Tiſchler Lovets verfaßte Volkscharte (National charter) proclamirt, die in fünf Artikeln: allgemeines Stimmrecht, geheime Abſtimmung,

jährliche Einberufung des Parlaments, Abschaffung des passiven Wahlcensus und der Diäten verlangt. Davon erhielt die ganze Partei der Arbeiter den Namen Chartisten. Ihre Bittschrift an das Parlament wurde in weiteren nachfolgenden Arbeiterversammlungen, unter denen die zu Manchester im September die kolossalste war, unterstützt. Das Parlament konnte aber die Bittschrift, welche 1,285,000 Unterschriften zählte, erst im Mai 1839 entgegennehmen und faßte am 12. Juni einen ablehnenden Beschluß. Die Aufregung war ungeheuer. Die Führer aber riethen, nach O'Connels Vorgang, den gesetzlichen Weg nicht zu verlassen. In London selbst boten die Stadttheile Saint Giles, White-Chapel und Bethnal-Green die Bilder des schaudervollsten Elends dar, während in der City kaufmännischer und im Westend adeliger Reichthum alle Besitzthümer der Welt überwog. Nirgends standen sich Mangel und Ueberfluß so grell gegenüber. In Saint Giles lebten nahe an 100,000 Menschen fast ausschließlich von Schande und Verbrechen. In London rechnete man damals auf 25 Seelen im Jahr eine Verhaftung, in dem verderbten Paris doch nur eine auf 70 Seelen. In den Provinzen kam das Verbrechen weniger häufig vor, desto größer aber war das Elend. In den großen Steinkohlengruben, an denen England so reich ist, waren schon Kinder von 4—5 Jahren mit kleinen Diensten, Thüraufmachen ꝛc. beschäftigt, von früh 4 Uhr bis Abends 6 Uhr, in einem engen Loch unter der Erde. Wuchsen sie heran, so durften sie, auf dem Bauch kriechend, Kohlen schleppen. Kamen sie ins mannbare Alter, so arbeiteten sie in freien Räumen, der Hitze wegen halbnackt, beide Geschlechter durcheinander. In den zahlreichen Baumwollspinnereien war die Sittenverderbniß fast noch ärger, das ewige Hocken und Schwitzen noch ungesunder. Die kurze Ruhe bei Nacht mußten die Arbeiter und Arbeiterinnen in den engsten und schlechtesten Wohnungen, in Liverpool unter der Erde suchen, alle Geschlechter und Alter gemischt. Eine kurze Lust gewährte ihnen nur der Gin (Branntwein). Daher die fürchterlichste Versunkenheit in der Sitte und Sprache, eine halbe Verthierung, und die ekelhaftesten Krankheiten, eine kurze Lebensdauer. Faucher berechnet die

mittlere Lebenszeit der englischen Fabrikarbeiter nur zu 17 Jahren. Unzählige sterben vor dem reifen Alter.*)

Auch Irland blieb in seiner unglücklichen Lage. Vergebens machte O'Connel den repeal (Widerruf der Union zwischen England und Irland) und Bildung eines besonderen Parlaments für Irland zur Parole. Umsonst gründete er eine s. g. O'Connel-Rente, eine freiwillige Steuer der Iren, um Mittel zu haben, den Repeal durchzusetzen. Umsonst hielt er glänzende Reden wie im englischen Parlament, so bei den irischen Volksversammlungen und als Lordmayor von Dublin, zu welcher Würde ihn seine Landsleute erhoben hatten. Regierung und Parlament in England blieben fest und hielten die Iren unter ihrem eisernen Drucke, wie bisher. Der so verhaßte irische Zehnte wurde zwar 1838 in einen Grundzins verwandelt, das änderte aber nur seinen Namen, nicht sein Wesen. Im Jahr 1843 wurde O'Connel noch einmal wegen seiner Agitation vor Gericht gezogen, jedoch wieder freigelassen. Da starb er 1847, und in demselben Jahre brach über sein Vaterland das herbste Unglück herein, nämlich die Kartoffelkrankheit und in deren Folge eine schreckliche Hungersnoth. Fast überall in Europa begannen 1846 die Kartoffeln auf eine räthselhafte Weise unter und über der Erde zu faulen und je mehr diese Frucht fast noch die einzige Nahrung der ärmeren Classe gebildet hatte, um so mehr mußte ihrem Fehlschlagen im folgenden Winter und Frühjahr eine Hungersnoth folgen. Diese führte fast in allen Theilen des europäischen Festlandes zu Excessen, zeigte sich aber nirgends so furchtbar als in Irland, wo sie das ganze Jahr hindurch wüthete und viel tausend Opfer hinraffte. Begreiflicherweise führte die Noth auch zu Verbrechen und Blutvergießen. Nach dieser Katastrophe folgte jedoch eine bedeutungsvolle Ruhe im Lande und das wildempörte Element floß sanft und langsam ab. Das Unglück hatte nämlich die alte Liebe zur Heimath bei den Iren dermaßen geschwächt, daß sie massenhaft auszuwandern an-

*) In den Hospitälern in London zählte man damals seit 8 Jahren 2700 syphilitische Kinder.

fingen und zwar in die freien Staaten von Nordamerika. Ganze Dörfer in Irland blieben menſchenleer zurück.

Während das Toryminiſterium hart gegen das iriſche Volk verfuhr, machte es doch der katholiſchen Kirche neue Conceſſionen. In Oxford, der alten Univerſität, aus der die hohe Geiſtlichkeit der Staatskirche in England ſich fortwährend recrutirte, nahm man eine bedenkliche Defection wahr, einen immer mehr überhand nehmenden Abfall zur katholiſchen Kirche. Dr. Puſey ſtellte eine neue Lehre auf, die zwar noch eine ſcharfe Grenze zog gegen den Katholicismus, aber zugleich ihren Anhängern einen Trieb und Drang einflößte, dieſelbe Grenze zu überſchreiten. Daher der merkwürdige Fall, daß Puſey ſelbſt nie katholiſch wurde, ſeine meiſten und ausgezeichnetſten Schüler aber übertraten. Er erhob die anglikaniſche Kirche gleichſam aus der Häreſie in das Schisma. Die Uebertritte wiederholten ſich in jedem Jahr und am meiſten unter den Geiſtlichen. Allerdings waren die Puſeyiten entweder harmloſe Leute, die ihrer freien Ueberzeugung folgten, oder Männer von der edelſten Geſinnung und apoſtoliſchen Kraft, wie Newmann, und deshalb ziemte es ſich, daß ihnen Duldung und Achtung entgegenkam. Allein es bezeugte doch einen wunderbaren Umſchwung in der öffentlichen Meinung, daß das no popery Geſchrei nicht gegen die Puſeyiten erhoben, daß nicht eine neue Verfolgung verlangt und begonnen wurde. Im Gegentheil brachte Peel die ſ. g. Mainoothbill ein, in welcher er für das katholiſche Prieſterſeminar in Mainooth weitere Staatsbeiträge verlangte, und das Parlament willigte ein. Ebenſo glückte es Graham, die Errichtung drei neuer katholiſcher Collegien in England durchzuſetzen. Im October wurde die neue Kirche der Puſeyiten zu Leeds eingeweiht, wobei 260 Geiſtliche im Ornate der Staatskirche zugegen waren, ſämmtlich Puſeyiten oder Halbkatholiken. Der katholiſche Pater Mathew machte ſich hochberühmt als Mäßigkeitsapoſtel und that Wunder in der Bekämpfung des Branntweins, dieſer moraliſchen Peſt des Nordens. Die von ihm geſtifteten Mäßigkeitsvereine zählten bald über eine Million Mitglieder in England und Irland. Indeß wurde der alte

Haß gegen das Papſtthum in England erneuert, als 1850 Pius IX. den Cardinal Wiſeman zum Erzbiſchof von Weſtminſter ernannte und ganz England wieder in katholiſche Bisthümer vertheilte, ohne Königin und Parlament zu fragen. Die Aufregung war groß; die päpſtliche Verfügung wurde als rechtsgiltig in England nicht anerkannt, doch blieb Wiſeman ungekränkt.

Die Noth der Armen dauerte fort und führte endlich zur Aufhebung der Kornbill. Die Freunde der Kornreform fanden ſeit 1841 in Cobden ein geniales Haupt. Cobden ſtand an der Spitze der ſ. g. Anticornlawleague (des Antikorngeſetzbundes), die ſich über ganz England ausbreitete. Weil der Grundbeſitz zu ſtark in beiden Häuſern vertreten war, rieth er, auf die Parlamentswahlen ſelbſt zu wirken. Nun galt noch das alte Wahlrecht der ſ. g. Vierzigſchillingmänner, d. h. der kleinen Grundbeſitzer, die jährlich von ihrem Grund und Boden 40 Schilling ſteuerten, und Cobden brachte eine Menge ſo kleiner Vierzigſchillinggrundſtücke, auf denen das Wahlrecht haftete, an ſeinen Anhang, um dadurch den von der Ariſtokratie abhängigen Wählerſtimmen andere entgegenzuſtellen. Im Herbſt vermehrte die Kartoffelkrankheit die Noth des Volks und war den Agitatoren ein willkommener Vorwand, die Königin und das Parlament zu beſtürmen. Dennoch erwies ſich die Ariſtokratie noch ſo mächtig, daß Peel am 10. Dezember ſeine Entlaſſung einreichte. Allein die Bewegung im Volk wuchs und die Königin mußte ihn zurückrufen, und er am 16. Mai 1846 die Aufhebung der Kornbill zuerſt im Unterhauſe, am 25. Juni auch im Oberhauſe durchführen, wofür auf die nächſten drei Jahre eine Wandelſcala des Kornzolls mit einem Minimum eintrat. Nach drei Jahren ſollte auch dieſe aufhören.

Eigenthümlich äußerte ſich die Verzweiflung der Armen im Anfang der vierziger Jahre in Wales. Hier bildeten ſich nämlich nächtliche, als Weiber verkleidete Banden unter dem Namen „Rebecca und ihre Töchter.“

Der unvermeidliche Sieg der Induſtrie über den Ackerbau verrieth ſich in dem unglaublichen Anwachs der Städte. Nicht nur

London ſelbſt erreichte eine Bevölkerung von zwei Millionen, ſondern auch eine Menge Fabrikſtädte ſtiegen zu Großſtädten auf. London erhielt unter Peel eine neue dringend nothwendig gewordene Polizei, auch wurde dort (1825—1843) der berühmte Tunnel, eine Durchfahrt unter der Themſe, erbaut. Dagegen brannte das alte Parlamentshaus und ein Theil des Tower ab.

Das Toryminiſterium endete noch im Jahr 1846. Als das Unterhaus die von ihm eingebrachte iriſche Zwangsbill, die ein noch ſtrengeres Verfahren in Irland wollte, nicht annahm, bildete die Königin ein Whigminiſterium unter Lord John Ruſſel, deſſen einflußreichſtes Mitglied aber Lord Palmerſton wurde, der die auswärtigen Angelegenheiten in einem nicht nur liberalen, ſondern ſogar radicalen Sinn zu leiten anfing, indem er, zumal ſeit Ludwig Philipp ſich vom engliſchen Einfluß loswand und mehr den nordiſchen Mächten zuneigte, in allen revolutionären Elementen auf dem Feſtlande einen willkommenen Bundesgenoſſen ſah, um die großen Continentalmächte zu ſchwächen. Die antifranzöſiſche Stimmung verrieth ſich in dem Befehl, die engliſchen Küſten in vertheidigungsfähigen Zuſtand zu ſetzen, im Winter von 1847—48. Die geheime Agitation Lord Palmerſtons trug weſentlich dazu bei, die große Revolution von 1848, die halb Europa erſchütterte, vorzubereiten. Ich werde in der Geſchichte der einzelnen Staaten Europas die Fäden, die er ſpann, überall nachweiſen. Was Canning für den gemäßigten Liberalismus gegenüber dem Abſolutismus gewirkt, wirkte Palmerſton für die demokratiſche Revolution.

Fünftes Buch.

Die Februarrevolution.

1.

Die Vertreibung Ludwig Philipps.

In Frankreich konnte ſich das altgewordene Juſtemilieu mit dem Syſtem der Corruption nicht mehr lange behaupten. Unabläſſig wurde von unten her gewühlt und in der Deputirtenkammer ſelbſt ein Verſuch gemacht, durch eine Coalition aller nicht miniſteriellen Parteien die miniſterielle Mehrheit zu ſprengen. Thiers war die Seele dieſer Intrigue, denn er konnte nicht verſchmerzen, daß er nicht mehr Miniſter war. Um es wieder zu werden, um in den Augen des Königs „möglich“ zu bleiben, durfte er ſeine Oppoſition nicht übertreiben. Da aber die frühern Liberalen, die doctrinären wie die praktiſchen, nur noch um die Staatsgewalt buhlten, war die ſyſtematiſche Oppoſition unvermerkt auf die Radicalen übergegangen. Dieſe ſahen kein Heil, außer in einer Wahlreform, wenn nämlich das Wahlrecht auf breiteſter Grundlage beruhte, wenn das ganze Volk, die arbeitende Claſſe mitwählte. So weit wollte nun Thiers nicht gehen, erklärte ſich daher nur zu einer ſ. g. „parlamentariſchen Reform“ bereit, die an dem frühern Wahlcenſus nichts ändern und nur die Beamten von der paſſiven Wahl ausſchließen würde. In

der Kammersitzung von 1847 wurden inzwischen beide Reformen abgewiesen.

Nun erklärte sich der die Wahlen des Landes leitende Centralausschuß in Paris für permanent und sann auf Mittel, seinen Zweck trotz der Kammermehrheit durchzusetzen. Er entwarf eine Petition um Wahlreform und schickte dieselbe an alle Provinzialcomités, um sie vom ganzen Lande unterstützen zu lassen. Hierauf veranstaltete er ein s. g. Reformbankett zu Chateaurouge bei Paris, am 9. Juli, dem 1200 Personen anwohnten und bei welchem der Trinkspruch auf den König weggelassen, dagegen solche auf die Volkssouveränetät, auf die Revolution von 1789 und 1830 und auf die Arbeiter ausgebracht wurden. Aehnliche Bankette folgten bald an sechzig andern Orten. Auch in der Presse gewannen die Republikaner die Oberhand. Das einflußreichste Blatt in Paris war der von Marrast redigirte, durchaus republikanische National, daneben wühlten noch andere, während der Constitutionel als das Organ von Thiers und viele andere wenigstens im Hasse gegen Guizot mit ihnen einstimmten. Der constitutionelle Liberalismus war sichtbar discreditirt, gealtert, abgenutzt. Er konnte sich auf sein Palladium, die Charte, nicht mehr berufen, nachdem sie Mittel und Deckmantel der Corruption geworden war.

Der Stumpfsinn, mit dem die bisherigen Günstlinge des Julithrons der neuen Bewegung zusahen, erschien um so verächtlicher, als gerade damals in ihrer Mitte Scenen vorfielen, die sie vor dem gesammten Volke brandmarkten. Teste, Präsident des Cassationshofs und vormaliger Minister der öffentlichen Arbeiten, und Cubières, General, Pair und vormaliger Kriegsminister, wurden schändlicher Bestechung und Betrügerei angeklagt und überwiesen. Durch den Prozeß Petit wurde der Aemter- und Stellenverkauf und die abscheuliche Corruption der Gerichtsnotare aufgedeckt. Stellen dieser Art waren im Kaufpreise bis zu 1 Million gestiegen, gewährten aber auch ungeheuren Vortheil. Der Notar wurde Herr alles ihm anvertrauten Vermögens, speculirte damit auf der Börse und wurde sehr reich oder entfloh. Binnen fünf Jahren waren in Frankreich

mehr als hundert Notare wegen Unterschlagung verschwunden. Leon de Maleville nannte in der Deputirtenkammer Guizot ganz öffentlich einen „Diebshehler," weil er seinen Secretär Genie, welcher Aemterhandel trieb, nicht nur im Dienst behielt, sondern auch decorirte. Emile de Girardin, Redacteur der Presse, klagte die Regierung offen an, die Pairswürde um 80,000 Frs. zum Verkauf ausgeboten, den Postmeistern einen Gesetzesentwurf um 1,200,000 Fr. verkauft zu haben. Scandale dieser Art wiederholten sich in erschreckender Menge. Girardin klagte den Minister Duchatel wegen groben Unterschleifs bei Ertheilung von Privilegien an. Lafotte, Kanzleidirector im Kriegsdepartement, wurde wegen Unterschleif verhaftet. Lagrange, Rechnungsführer eines Krankenhauses, kam wegen an den armen Kranken begangenen jahrelangen Betrugs ins Zuchthaus. Die Prozesse Drouillard und Boutmy enthüllten Wahlbestechungen im kolossalsten Maßstabe. Mehrere Criminalprozesse ließen in eine schauervolle Immoralität der höhern Gesellschaft hineinblicken. Den entsetzlichsten Eindruck machte der Prozeß Praslin. Die edle Tochter des General Sebastiani wurde von ihrem Gemahl, dem lüderlichen Herzog von Praslin, um einer Maitresse willen aufs grausamste im Bett ermordet, und der Mörder, als er sich verrathen sah, nahm Gift.

In diese Zeit fiel der Sieg des Radicalismus in der Schweiz und der Aufschwung des Mazzinismus in Italien, beide Ereignisse von England geschürt und belobt, beide ganz dazu gemacht, um den Muth der Republikaner in Frankreich zu steigern.

Als Guizot am 27. Dezember die Kammern wieder eröffnete, nahm er in seiner Rede Bezug auf die Reformbankette und bediente sich dabei des Ausdrucks „feindselige und blinde Leidenschaften." Das reizte die Opposition und in den Debatten über die Antwortsadresse, die sich bis in die Mitte des Februar 1848 hinauszogen, fielen die bittersten Reden. Duvergier de Hauranne sagte der ministeriellen Mehrheit: „wir wollen hier nicht vor der Majorität gegen das Ministerium, sondern vor dem Lande gegen die Majorität und das Ministerium plaidiren!" Das hieß so viel, als die parlamen-

tariſche Sitte und die Charte zerreißen, um durch den Dammbruch die wilde Fluth des Volkes hereinzulaſſen.

Der Wahlausſchuß von Paris leitete in Verbindung mit einem Ausſchuß der Kammeroppoſition und einem der Offiziere der Nationalgarde ein koloſſales Reformbankett ein, welches am 22. Februar auf den elyſäiſchen Feldern gehalten werden ſollte. Man wählte dieſen weiten Platz, um Hunderttauſende zu verſammeln und dem König durch große Maſſen zu imponiren. Als jedoch das Comité ſämmtliche Nationalgarden einlud, wenn auch unbewaffnet dem Feſtmahle anzuwohnen, ſah Guizot darin einen Eingriff in die Befugniſſe der Behörde, der allein zuſtand, die Nationalgarde zu verſammeln, und verbot das Bankett, am 21. Nun trat Odilon Barrot mit den meiſten Deputirten zurück, einige wenige aber folgten Lamartine, welcher erklärte, es würde eine Schande für ſie ſeyn, bei Ausübung eines conſtitutionellen Rechts, wie es das Banketthalten ſey, der Miniſterwillkür nachzugeben.

Das Feſt unterblieb, der Marſchall Bugeaud, welcher 55,000 Mann in und um Paris commandirte, ſtand am 22. in voller Bereitſchaft an den geeigneten Plätzen und von den Forts aus drohten die Kanonen. Die Zeit war gekommen, in welcher ſich die neue Befeſtigung der Hauptſtadt bewähren ſollte. Der König war deshalb auch ganz ruhig. Ebenſo Guizot. In der Deputirtenkammer legte Odilon Barrot eine Anklage gegen das Miniſterium nieder. Guizot las ſie und lachte. Inzwiſchen zogen nur einzelne Haufen von Studenten und Arbeitern durch die Straßen, ſangen die Marſeillaiſe, bauten ein paar Barrikaden und machten bei Anbruch der Nacht einige Angriffe auf die Municipalgarde, wurden aber ohne Mühe zurückgeſchlagen. Es regnete entſetzlich, was nicht wenig beitrug, den Aufſtand zu dämpfen.

Am 23. Morgens wiederholten ſich in einigen Straßen die Barrikadenkämpfe, aber ohne Nachdruck. Dagegen ſammelten ſich jetzt die Nationalgarden und zeigten eine der Regierung feindliche Stimmung. Faſt alle riefen „es lebe die Reform! nieder mit Guizot!“ Da beging der König die unglaubliche Unklugheit, Guizot

aufzugeben und Molé kommen zu laſſen, damit er ein neues Miniſterium bilde. Wozu die Befeſtigung von Paris, wozu der Held von Isly mit einer mächtigen Armee, wenn der König die Gewalt, die er hatte, nicht brauchen wollte? Man ſagt, Guizot habe vom König verlangt, daß die Truppen nöthigenfalls auch auf die Nationalgarde ſchießen dürften, und der König habe das um keinen Preis wagen wollen. Aber der König mußte es wagen, wenn er Herr des Terrains bleiben wollte. Nicht auf eine meuteriſche Bürgergarde ſchießen wollen, hieß ſich ihr ergeben.

In der darauf folgenden Nacht war eine unklare Bewegung in der Stadt. Die einen jubelten und zeigten ſich mit Guizots Sturze befriedigt. Die andern glaubten, jetzt ſey keine Zeit zu verlieren, man müſſe den Kampf noch mehr erhitzen, damit die Mäßigung nicht ſiege. Ein wilder Volkshaufen unter Vortragung einer blutrothen Fahne mit Fackeln zog gegen das Hotel Guizots, geführt von Lagrange, einem entſchloſſenen Republikaner. Vor dem Hotel ſtand ein Bataillon, gegen welches die Volksmaſſe ſo dicht andrängte, daß die rothe Fahne dem Pferde des commandirenden Oberſtlieutenants ins Geſicht ſchlug. Es bäumte, da fiel ein Schuß und traf das Pferd. Einen Augenblick ſpäter feuerten die Truppen und der Volkshaufen ſtob auseinander, viele Todte und Verwundete zurücklaſſend. Aber bald ſammelte ſich der Haufen wieder, legte einige Todte, namentlich ein Weib auf einen Karren und führte dieſelben bei Fackelſchein unter lautem Racheruf durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit hielt der Karren und ein ſtarker Mann hielt den Leichnam des erſchoſſenen Weibes empor und zeigte deſſen bloße Bruſt von der Kugel durchbohrt und blutend dem Volke. Ein gräßliches, aber von der Partei künſtlich berechnetes Schauſpiel, nicht mehr neu und auch nicht das letzte ſeiner Art.

In der nämlichen Nacht wurde im Palaſt der Tuilerien ein thörichter Entſchluß nach dem andern gefaßt. Guizot blieb abgeſetzt, Molé hatte Angſt und lehnte ab. Nun wurde Thiers gerufen, der ſich Odilon Barrot zugeſellte und forderte, daß der König die Reform bewillige, den Truppen jede weitere Feind-

ſeligkeit gegen das Volk unterſage und Bugeaud entlaſſe. Das hieß den König entwaffnen. Er hatte ja noch ſeine volle Macht, warum brauchte er ſie nicht? Allein der „Klügſte der Klugen," hatte den Muth verloren, genehmigte alles, was Thiers wollte, und dieſer ließ ſogleich eine beruhigende Proclamation drucken. Sie kam aber zu ſpät. Sie konnte nur in wenigen Theilen der Stadt an die Mauern angeheftet werden und da man vergeſſen hatte, ſie zu unterzeichnen, wurde ſie vom Volk mit Mißtrauen aufgenommen, als bezwecke ſie nur, es zu entwaffnen. Bugeaud wurde abgeſetzt und genöthigt, noch einen letzten Befehl an die Truppen zu unterzeichnen, worin ihnen geboten wurde, alle Feindſeligkeiten einzuſtellen. Dieſer Befehl führte nur dazu, daß viele Truppen ihre Gewehre umkehrten und mit dem Volke fraterniſirten, welches ſeinerſeits den Waffenſtillſtand nicht anerkannte, ſich nicht ruhig nach Hauſe begab, ſondern neue Barrikaden baute und kühn immer näher gegen die Tuilerien rückte. Vergebens ſetzte ſich Odilon Barrot zu Pferde und ritt mitten unter das Volk, um es zu beſchwichtigen. Es wollte nichts von ihm, noch weniger von Thiers wiſſen. Unterdeß ſtürmte das jubelnde Volk unter den Augen der Truppen, die ſich ruhig verhalten mußten, das Palais Royal, den Familienpalaſt der Orleans und zertrümmerte dort alles, die koſtbarſten Möbel und Gemälde. Das nun wäre mit geringer Mühe zu verhindern geweſen, wenn die Truppen hätten feuern dürfen. Auch die unglücklichen Municipalgardiſten wurden überall vom Volk abgeſchlachtet, ohne daß ihnen die Truppen hätten helfen dürfen.

Die Tuilerien waren in unbeſchreiblicher Beſtürzung. Bugeaud rieth, jetzt noch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, er wüßte ſich ſtark genug dazu. Aber der Herzog von Nemours, dem die Regentſchaft im Fall einer Abdankung des Königs zuerkannt war, wiederholte überall den Befehl, nicht zu ſchießen. Auch an der Herzogin Wittwe von Orleans bemerkte man große Aufregung. Aus dem, was nachher geſchah, läßt ſich vermuthen, es habe eine Hofpartei gegeben, welche die Dynaſtie Orleans durch Aufopferung Ludwig Philipps zu erhalten hoffte. Die alte Königin war empört über die

Scenen der Schwäche und des Abfalls. Sie drang in den König, zu Pferde zu steigen und sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Ludwig Philipp suchte sie zu beruhigen; erst als der Kampf sich den Tuilerien näherte, bestieg er das Roß und eilte, von Nemours und Montpensier begleitet, hinaus zu den Truppen. Aber er commandirte sie nicht zum Kampf, sondern er ritt nur stumm an ihnen vorüber. Einige Bataillone Nationalgarde brüllten ihm wüthend entgegen: es lebe die Reform! nieder mit den Ministern! Da kehrte er um und alles war verloren. Der Dreisteſten einer, die das Franzoſenvolk hervorgebracht, Girardin, drang in die Tuilerien ein und rief dem König jetzt ohne Scheu entgegen: Herr, Sie müſſen abdanken. Noch zögerte der König, da soll der junge Montpensier mit einer unziemlichen Heftigkeit den alten Vater bestürmt haben, die Feder zur Unterzeichnung der Abdankung zu ergreifen. Noch einmal hielt Bugeaud ihn auf, es sey auch jetzt noch Zeit, die Truppen seyen immer noch stark genug, um zu siegen. Die alte Königin trat auf Bugeauds Seite und beschwor ihren Gemahl, fest zu bleiben. Alles redete für und wider, der Greis saß rathlos in der Mitte und unterschrieb endlich, worauf sich die Königin trostlos weinend zurückzog.

Marschall Gérard, der an Bugeauds Stelle ernannt worden war, trat in diesem Augenblick ein. Man bat ihn, sich dem Volke zu zeigen und mit seiner Popularität den Sturm zu beschwören. Sobald er aber fort war, beeilte man sich, den König zu entfernen, nicht um ihn vor dem Zorn des Volkes zu schützen, sondern um ihn los zu seyn. In dieser Beziehung bestand ein Wetteifer zwischen der Hofpartei, welche die Regentschaft des Herzogs von Nemours durchsetzen wollte, und der republikaniſchen Partei. Daraus erklärt sich der Zorn der alten Königin, den sie noch beim Abschied gegen Thiers blicken ließ. Daraus erklärt sich auch der brennende Diensteifer, mit welchem Cremieux sich damals zum Könige drängte, ihn in den Wagen beförderte und zur Stadt hinaus begleitete, bis er gewiß wußte, er komme nicht wieder. Cremieux, ein Jude von

ſcheußlicher Geſichtsbildung, ſchien der böſe Dämon des Bürgerkönigthums zu ſeyn, in deſſen letzter Stunde ſichtbar werdend mit ſeinem grinſenden Hohn.

Gérard zeigte ſich dem Volk und redete ihm freundlich zu, man ließ ihn hochleben, aber nicht mehr in die Tuilerien zurückkehren. General Lamoricière trug dem Volke das Blatt hinaus, auf welchem der König ſeine Abdankung niedergeſchrieben hatte, aber Lagrange riß es ihm aus der Hand und rief: „kehren Sie um, die Abdankung iſt nicht genug, die ganze Dynaſtie muß weg.“ Indem Lamoricière ſich wendete, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe zuſammengeſchoſſen und er ſelbſt verwundet. Seine Soldaten nahmen ihn auf und feuerten. Das hatte Lagrange gewollt, Fortſetzung des Blutvergießens, bis die Republik fertig wäre. Die Soldaten, die hier aus Nothwehr kämpften, unterlagen nach tapferer Vertheidigung in einem brennenden Gebäude. Noch wimmelte die Stadt von Truppen und dieſen Tapfern kam niemand zu Hülfe.

2.

Lamartine.

Der Herzog von Nemours, der als Regent an die Stelle des Königs trat und den Kampf mit den Inſurgenten wohl hätte aufnehmen können, hegte die thörichte Einbildung, ſeine Hingebung werde die Herzen des Volkes gewinnen. Er beharrte alſo nicht nur auf dem Befehl, die Soldaten ſollten nicht ſchießen, ſondern zog ſie auch überall zurück, ja er gab ſogar die Tuilerien dem Volke Preis, während er der Herzogin Helene den Arm bot, um ſie in die Kammer der Abgeordneten zu führen. Hier bildete er ſich ein, werde er als Regent Anerkennung finden. Der alte Dupin ſollte für ſie das Wort ergreifen. Der kleine Thiers aber hatte ſich ſchon wieder verſchlupft. Er, dem die Hofintrigue vorzugsweiſe Schuld zu geben iſt; er, welcher ſich des alten Königs entledigen wollte, um unter

der Regentschaft die Hauptrolle zu spielen, ließ jetzt die im Stich, die er irre geführt hatte. Ehe Dupin seinen Vortrag halten konnte, drang schon ein Haufe Volk in die Kammer ein und besetzte die Gänge auf der linken Seite, um die Ausrufung der Regentschaft zu verhindern. Der Lärm war entsetzlich. Endlich drang Lamartine mit seiner hellen Stimme durch und verlangte, die Sitzung solle vertagt werden, denn in Gegenwart der Prinzessin könne man nicht debattiren. Der Präsident Sauzet ersuchte hierauf die Herzogin, sich zurückzuziehen. Sie ahnte, das hieße sie mit allen ihren Ansprüchen abweisen, und zögerte. General Oudinot erhob sich, um für sie zu sprechen. Aber durch die Thür zur Linken drängte sich immer mehr und immer wilderer Pöbel ein. Die arme Herzogin wurde an die Wand zurückgedrängt. Man bemerkte, aus dem wilden Haufen hervorragend, eine Fahne, die bisher über dem Thron des Königs in den Tuilerien aufgepflanzt gewesen war. „Diese Fahne," schrie Dunoyer, der Anführer des Haufens, „beweist euch, daß wir Herren geworden sind, und hunderttausend Kämpfer stehen draußen, die weder einen König, noch eine Regentschaft wollen." Zugleich schrien andere: wo ist sie, wo ist sie? und stürmten mit blanker Waffe auf die Ecke ein, in welche die Herzogin zurückgedrängt worden war. Unter entsetzlichem Lärmen und Geschrei wurde sie, halb getragen, von den Deputirten fortgebracht, im Gedränge gegen eine Glasthür gestoßen, die davon zusammenbrach, doch glücklich in den Garten geführt, wohin man auch den Grafen von Paris rettete. Ihr jüngster Sohn, der kleine Chartres, im Gedränge unter die Füße getreten, wurde nur wie durch ein Wunder von einem Elsäßer, Namens Lipmann, der ihn wiedererkannte, aufgefunden und der Mutter zugeführt, nachdem sie Paris schon verlassen hatte. Der Herzog von Nemours entkam in einer Verkleidung.

Mitten in dem ungeheuren Tumult hatte Lamartine die Rednerbühne bestiegen und wartete ruhig ab, bis man ihn wieder hören wollte. Unterdessen wurden geschwind die Namen der Männer, aus denen man die provisorische Regierung bilden wollte, auf einen Zettel geschrieben: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Gar-

nier-Pagès, Ledru-Rollin, Cremieux. Nachdem die Deputirtenkammer, wenn man eine Verſammlung noch ſo nennen darf, in die der bewaffnete Pöbel ſich eingedrängt hatte, durch Acclamation die neue Regierung genehmigt hatte, gab Lamartine den Rath, dieſelbe ſolle ſich unverweilt nach dem Stadthauſe begeben. Das hatte ſeinen guten Grund, weil er benachrichtigt worden war, auf dem Stadthauſe etablire ſich ſchon etwas von einer republikaniſchen Regierung von ſocialiſtiſcher Färbung. Daß dieſes Extrem nicht zur Herrſchaft gelange, war ſeine dringende Sorge.

Unterdeß war das Volk in die Tuilerien eingedrungen und hatte dort ſo gehaust, wie im Palais Royal. Möbeln, Vaſen, Gemälde, Kronleuchter, alles wurde zerſchlagen und zu den Fenſtern hinausgeworfen. Ein Proletarier mit kothigen Stiefeln ſprang auf den Thron und ſchwang eine rothe Fahne. Dieſen Thron ſchleppten ſie dann im Triumph durch die Straßen, um ihn in einem Freudenfeuer zu verbrennen. Auch eine Büſte Ludwig Philipps wurde zuſammengeſchoſſen. Dagegen begrüßte man ein ſchönes Crucifix von Elfenbein mit Ehrfurcht. Alle zogen vor ihm den Hut ab und man trug es, damit es einen ſeiner würdigen Platz finde, in die Rochuskirche. Dieſer Zug beweist, wie ſehr ſich die Stimmung in Bezug auf die Religion geändert hatte. Das gemeine Volk war Herr geworden im Palaſt der Könige, aber es beugte ſich demüthig vor dem Herrn aller Herren. — Im allgemeinen walteten Scherz und Freude vor. Die armen Arbeiter machten es ſich bequem in den Tuilerien. Ganze Haufen Volks ſchlugen darin ihre Wohnung auf. Im Kloſter St. Lazare, zugleich Gefängniß und Spital für laſterhafte Weiber, befanden ſich damals 1300 ſolcher Weſen, die man Vésuviennes nannte. Sie wurden während des Aufſtandes befreit und zogen in die Tuilerien ein, um hier Schauſpiele aufzuführen, wie ſie noch niemals ein Königspalaſt geſehen hatte.

Auf dem Stadthauſe waren bereits Louis Blanc, Marraſt, Baſtide, Flocon und andere Häupter der Republikaner und Socialiſten anweſend und würden ſich ohne Zweifel als Gegenregierung proclamirt haben, wenn die aus der Kammer angelangte Regierung

nicht für rathſam gehalten hätte, ſie ſofort mit ſich zu verſchmelzen. Die neuen Regenten hatten keinen Augenblick Ruhe. Alle Zimmer waren mit Menſchen vollgepfropft, die abwechſelnd kamen und gingen. Man bemerkte, daß ein Theil dieſes zudringlichen Volkes von den Socialiſten aufgereizt war, um die gemäßigteren Männer aus der Regierung zu verdrängen. Gewalt und Mord wollten ſie, als zu gehäſſig, nicht anwenden, aber Schrecken und Beläſtigung. Indeſſen hielt Lamartine mit bewundernswürdiger Ruhe auch wieder in dieſem Sturm aus. Tag und Nacht vom Pöbel umringt und bedroht, hörte er doch nicht auf, den Leuten Vernunft zu predigen, und wich nicht vom Platze. Er ſetzte durch, daß die proviſoriſche Regierung in ihrer Proclamation an das Volk die Republik nur ausrief „unter Vorbehalt der Genehmigung durch das Volk," daß es mithin der neuzuwählenden Volksrepräſentation überlaſſen blieb, die künftige Staatsform zu wählen. Damit war Zeit gewonnen. Auch hatte Lamartine den klugen Einfall, zum Schutz der Regierung und der Stadt Paris aus den jungen Leuten, die gerade jetzt das gefährlichſte Element waren, eine Mobilgarde zu bilden. Er wußte, die Jugend gefällt ſich in neuen Uniformen und bildet, ſonderlich in Frankreich, gern taktiſche Körper. Mit ihrem neuen Dienſt waren ſie der Wühlerei entzogen.

Das alles wurde noch in der Nacht des 24. ausgemacht. Am Morgen des 25. aber drängte ſich der Pöbel abermals in das Stadthaus, noch grimmiger, als geſtern. Niemand hätte Lamartine und die Gemäßigten unter den Regenten gerettet, wenn Lagrange ihr Blut gefordert hätte. Der Aufruhr war eines ſo ſchrecklichen Entſchluſſes aber nicht fähig, er beſann ſich und damit war für Lamartine alles gewonnen. Der Verſuch, ihn, dem man den Kopf abzuſchneiden nicht das Herz hatte, durch Ekel zu vertreiben, war eben ſo unwürdig, als vergeblich. Von allen Seiten wurden menſchliche Leichen und todte Pferde nach dem Stadthauſe geſchleppt und die untern Räume deſſelben, ſogar die Treppen damit belegt. Durch Geſtank, glaubte Lagrange, werde ſich der feinſinnige Dichter vertreiben laſſen, aber Lamartine hielt aus. Man umringte ihn und

ſtieß die ſchrecklichſten Drohungen aus. Immer neue Schaaren von Bewaffneten drangen in das Stadthaus und füllten den Platz vor demſelben, Kopf an Kopf. Sie brachten die rothe Fahne wieder und verlangten die „rothe“ Republik. Aber Lamartine hielt vom Balkon des Stadthauſes herunter eine unſterbliche Rede, worin er ihnen ſagte: „eure rothe Fahne hat keine andere Runde gemacht, als über das Marsfeld und ſich im Blute des Volkes getränket, die dreifarbige Fahne aber, die ihr jetzt verdrängen wollt, hat mit dem Ruhme Frankreichs die Runde um die Welt gemacht.“ Die Wahrheit ſeiner Worte beſiegte den Aufruhr, die Appellation an die Nationalehre traf die wilden Herzen auf dem rechten Flecke. Niemand wagte den Sprecher der Nation anzutaſten. Er empfing Beifall und Liebkoſungen. Unterdeß hatten ſich auch die wohlhabenden Bürger wieder gefaßt und zuſammengeſchaart, um die bedrohte Regierung im Stadthauſe zu retten. In dem Maaß, wie ihre Bataillone auf dem Greveplatze anlangten, zog ſich die Volksmaſſe mit der rothen Fahne grollend, aber ohne Widerſtand zurück. Am 26. erneuerte ſich das Andrängen des Volks, allein mehr, um der Regierung Beifall zu zollen. Louis Blanc und Lamartine zeigten ſich dem Volk als einig und einverſtanden, was ſehr zur Beruhigung beitrug. Man war in einem Rauſch der Freude und Großmuth. Lamartine durfte Befehl ertheilen, daß dem König auf ſeiner Flucht nichts in den Weg gelegt werde.

Der König mit ſeiner Gemahlin, dem Herzog von Montpenſier und deſſen Gemahlin und mit der Herzogin von Nemours war über St. Cloud und Trianon nach Dreux entkommen, wo er ein wenig ruhte und von wo aus er an Montalivet die erſten Befehle ſandte, ſein zurückgelaſſenes Vermögen betreffend. Er hatte nichts mitgenommen. Der geizigſte Mann in Frankreich hatte ſich ſo überraſchen laſſen, daß er Reiſegeld borgen mußte. Um unbemerkter nach England zu entkommen, beſchloß der König mit der Königin einen andern Weg zu machen, als Montpenſier mit den beiden jüngern Damen. Aus Furcht, gefangen zu werden, hielt er ſich neun Tage lang in einem Gartenhauſe bei Evreux verſteckt, während

Freunde ihm Gelegenheit zur Ueberfahrt von Havre nach England verſchafften, auch wurde er noch weitere fünf Tage durch widrige Winde aufgehalten. Man erkannte ihn bei der Abreiſe und erwies dem Unglück Ehrfurcht. Am 3. März landete er in England, wo ihm ſein Schwiegerſohn, König der Belgier, das Schloß Claremont einräumte. Alle übrigen Glieder der königlichen Familie kamen glücklich nach. Nur die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern wandte ſich nach Deutſchland, wo ſie im Bade Ems von ihrer Mutter empfangen wurde. Sie blieb auch in Deutſchland, um den Grafen von Paris von jeder Familienintrigue fern zu halten. Der Herzog von Montpenſier ging nach Spanien, fand aber dort keine Sympathie und verließ es wieder.

Die neue Regierung in Paris befeſtigte ſich mittlerweile. Am 27. Februar wurde Louis Blanc zum Miniſter des Fortſchritts ernannt und damit den Socialiſten nicht etwa die Regierungsgewalt übertragen, ſondern nur eine Bürgſchaft gegeben, daß man von der „Organiſation der Arbeit“ ſo viel verwirklichen wolle, als möglich ſey. Dieſen Troſt mußte man den Arbeitern geben, ſonſt würde keine Ruhe eingetreten ſeyn. Lamartine war freimüthig genug, offen zu erklären, eine durchgreifende Organiſation der Arbeit ſey etwas Unmögliches, nur annähernd laſſe ſich hier etwas thun. Man gab den Arbeitern den Palaſt Luxemburg, aus dem die Pairskammer verſchwunden war, und ließ ſie hier auf den prächtigen Sitzen der Pairs einen Congreß halten. Zu ihrem Vorſtande wurde Albert berufen, ein gewöhnlicher Arbeiter in der Blouſe, den man bereits auf dem Stadthauſe neben Louis Blanc in die Regierung aufgenommen hatte. Bei ſeinem Anblick konnten die Arbeiter ſich einbilden, ſie ſelbſt ſeyen es jetzt, die Frankreich regierten. Wie ſehr man ſich täuſchte und alles nur Nothbehelf für den Augenblick war, erhellt daraus, daß Albert und Louis Blanc ſelbſt für die Arbeiter nichts Beſſeres zu thun wußten, als große ſ. g. Nationalwerkſtätten zu errichten, in denen jeder Arbeit und Lohn finden ſollte, der es nöthig hatte. Da in dieſen Werkſtätten die Arbeit, zumal damals, nicht mit Strenge überwacht werden konnte und doch gut

bezahlt wurde, drängten ſich faule Arbeiter in Maſſe herbei, und bald mußte ſich die Unmöglichkeit herausſtellen, eine Zahl von Arbeitern, die in wenigen Wochen von 20,000 auf das doppelte und vierfache ſtieg, täglich auf Koſten des Staats zu unterhalten.

Die proviſoriſche Regierung wurde in ganz Frankreich anerkannt. Marſchall Bugeaud ſtellte ihr ſeinen Degen zur Verfügung, die ganze Armee folgte nach. Auch Algier unterwarf ſich; der Herzog von Aumale, welcher dort commandirte, übergab den Oberbefehl an den General Changarnier, und reiste mit ſeinem Bruder Joinville, der bisher die Flotte befehligt hatte, nach England ab. An Changarniers Stelle ſchickte die Regierung den General Cavaignac, Bruder eines einflußreichen Republikaners, nach Algier. Auch der Klerus ſchloß ſich der neuen Regierung an, von welcher er freundlich begrüßt wurde. Von einer Kirchenverfolgung war in dieſer Revolution nicht mehr die Rede, denn es waren nicht mehr die gebildeten und aufgeklärten Leute, welche die Revolution gemacht hatten, ſondern die Männer aus dem gemeinen Volke.

Lamartine, welcher das auswärtige Amt übernommen hatte, ſetzte ſich ſogleich mit allen fremden Mächten in Verbindung und gab überall hin Verſicherungen des Friedens. England war es wieder zuerſt, welches ſich mit Frankreich auf einen freundſchaftlichen Fuß ſetzte. Die meiſten übrigen Mächte hatten, da ſich die Revolution über den Rhein hinüber fortſetzte, zu viel mit ſich ſelbſt zu thun, und mußten, nächſt Gott, dem ſanften Dichter an der Spitze der franzöſiſchen Republik danken, daß Frankreich ſelbſt ſich ruhig verhielt und keinerlei Einmiſchung in Italien oder Deutſchland verſuchte.

Ueber dieſen wichtigen Dingen hatte man die Tuilerien vergeſſen. Erſt nach vierzehn Tagen ließ die Regierung den Palaſt der Könige von der Hefe des Pöbels räumen. Das ſchöne Luſtſchloß Neuilly, Ludwig Philipps Lieblingsſitz, und eine prächtige Villa Rothſchilds waren niedergebrannt worden. Die Armuth wollte ſich an den beiden Perſönlichkeiten rächen, die den meiſten Reichthum zuſammengeſcharrt hatten.

Die Regierung erklärte die alte Kammer für aufgelöst und

ſchrieb Neuwahlen zu einer Nationalverſammlung aus, welche die künftige Verfaſſung endgültig feſtſtellen ſollte. Die republikaniſchen und ſocialiſtiſchen Klubs, ſo wie ihre Preſſe, hatten anfangs die Oberhand. Sie mußten ſich erſt durch Uneinigkeit und Mißgriffe ſchwächen, ehe die Gegenpartei, die ziemlich alle gemäßigten Meinungen umfaßte, wieder erſtarken konnte. Anfangs nahm alles die Phyſiognomie der erſten franzöſiſchen Revolution an. Liberté, égalité, fraternité prangten wieder in tauſend Ueberſchriften. Jedermann hieß citoyen, und monsieur war verbannt. Ueberall wurden wieder Freiheitsbäume gepflanzt und rothe Mützen aufgeſetzt. Cabet, Raſpail und Blanqui bildeten eine Art Triumvirat der extremen Partei. Indem ſie am 17. März eine Armee von 150,000 Blouſenmännern aufſtellten und zum Regierungsgebäude führten, gaben ſie denſelben die Parole „vive Ledru Rollin!“ Das hieß ſo viel, als Lamartine und die gemäßigten Regierungsmitglieder ſollten abtreten und Ledru Rollin mit den entſchiedenen Republikanern das Staatsruder in die Hand nehmen. Aber ſie brauchten keine Gewalt. Sie fuhren fort, ihre Grundſätze nur in Klubreden und durch die Preſſe zu predigen. Am 16. April zogen wieder 40,000 Arbeiter vor das Regierungsgebäude. Aber ihre Zahl war um vieles geringer, als am 17. März, und kaum hatten ſie ſich in Bewegung geſetzt, als auch die Trommel gerührt wurde und 100,000 Mann Nationalgarde und Mobilgarde bereit ſtanden, jeden Verſuch der Ruheſtörung abzuſchlagen, unter dem lauten Ruf à bas Cabet, à bas le communisme! Von dieſem Tage an durfte ſich die extreme Partei als die ſchwächere anſehen. Unter dem Vorwand, den Truppen neue republikaniſche Fahnen austheilen zu müſſen, wurden die Linienregimenter in die Stadt zurückgerufen und fraterniſirten enthuſiaſtiſch mit der Nationalgarde, am 21. April. — Wegen der Wahlen kamen die Parteien auch in den Provinzen hin und wieder zum Kampf. In Rouen wurden die Arbeiter am 28. April in einer blutigen Straßenſchlacht bezwungen.

Am 4. Mai wurde die Nationalverſammlung in Paris eröffnet. Der greiſe Dupont de l'Eure legte im Namen der pro-

viſoriſchen Regierung die Gewalt in die Hände der Verſammlung nieder. Die größte Mehrheit der Verſammlung war gemäßigt, viele Mitglieder wünſchten insgeheim die Reaction. Indem ſie nun eine proviſoriſche Executivcommiſſion wählte, welche bis zur Vollendung des Verfaſſungswerkes die Geſchäfte führen ſollte, fiel die Wahl auf Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Ledru Rollin. Von Louis Blanc und Albert war nicht mehr die Rede und ſomit waren die Socialiſten aus der Regierung ausgeſtoßen.

Dieſe Niederlage diente jedoch der extremen Partei zur Stärkung, denn ihre bisherige Zwietracht hörte auf. Louis Blanc und Albert, als Regierungsmänner bisher dem Tumulte abgeneigt, wurden jetzt wieder die alten Volksmänner und durch ihre Einigkeit im Unglück wurde die Partei wieder ſtark. Sie hoffte ſich die Allianz der liberalen und bonapartiſtiſchen Partei zu erkaufen, indem ſie plötzlich die polniſche Frage aufgriff und hinter einer künſtlichen Schwärmerei für dieſelbe die Arbeiterfrage verſteckte. Am 15. Mai vereinigten ſich alle ihre Klubs auf dem Baſtilleplatz und bildeten einen Zug von 100,000 Menſchen, um der Nationalverſammlung eine Petition für die Polen zu übergeben. Darin wurde ein großer Kriegszug nach Polen und eine Milliarde für die Armen verlangt, welche von den Reichen erhoben werden ſollte. Cauſſidière, Polizeipräfect von Paris, war zufällig krank und neigte überhaupt mehr zu Louis Blanc hin, als zu Lamartine. Ob er unabſichtlich handelte, iſt nicht klar ermittelt worden; jedenfalls trifft ihn die Schuld, keine Vorkehr zum Schutz der Nationalverſammlung getroffen zu haben. General Courtais, der die Linientruppen commandirte, verſah es ebenfalls, indem er ſich in der Nationalverſammlung befand, getrennt von ſeinen Truppen, als der große Arbeiterzug ſchon hereinbrach und die Verſammlung umzingelte. Ein halbes Bataillon Mobilgarde, welches der Verſammlung zur Schutzwache diente, wurde in einem Hofe förmlich eingeſperrt und General Tampour, Commandant der Mobilgarde, war in der Verſammlung und wurde vom Volke nicht mehr durchgelaſſen, um Befehle geben zu können. Unter ungeheurem Tumult ſchlugen die Volksmaſſen alle Thüren

ein, erfüllten den Saal, bemächtigten ſich der Rednerbühne, bedrohten den Präſidenten und wollten eine neue proviſoriſche Regierung ausrufen. Dieſe neue Regierung, an deren Spitze ſich Barbès ſtellte, etablirte ſich ſchon im Stadthauſe. Man muß ſich wundern, daß die Verſchwornen den Sieg, den ſie bereits errungen hatten, und die gänzliche Decontenancirung ihrer Gegner nicht benutzten. Es ſtand bei ihnen, die Regierungsmitglieder, die Generale und alle Mitglieder der Nationalverſammlung, die ihnen feindlich geſinnt waren, mit einem Schlage zu ermorden oder wenigſtens zu verhaften. Aber ſie thaten das nicht und ließen ihren Gegnern Zeit, ſich zu beſinnen, geheime Befehle nach außen zu ertheilen, oder auch einzeln durch das Gedränge zu entwiſchen. Da hörte man auf einmal von ferne den Generalmarſch ſchlagen. Die Nationalgarde ſammelte ſich. Die in ihrem Hof eingeſchloſſene Mobilgarde brach die Gitter und ſtellte ſich der Nationalverſammlung zur Verfügung. Lamartine ſagte zu Ledru Rollin: „Die Aufrührer haben Ihren Namen mißbraucht, ſtrafen Sie dieſelben Lügen und ziehen Sie mit mir gegen das Stadthaus!" Ledru Rollin entſprach dieſer ehrenvollen Aufforderung. Beide ſetzten ſich zu Pferde und eilten, begleitet von einigen Truppen und Nationalgarden, nach dem Stadthauſe, um Barbès' neue Regierung im Keime zu erſticken. Derſelbe Barbès ließ ſich mit den Seinigen ohne Widerſtand gefangen nehmen. Als die Nationalgarde und die Truppen, über die man dem General Bedeau den Oberbefehl übergeben hatte, die Straßen durchzogen, fanden ſie keine Barrikaden und die Arbeiter waren wie verſchwunden. Es iſt ſchwer, die geheimen Motive zu ermitteln, aus welchen an dieſem Tage von den Socialiſten gehandelt und nicht gehandelt worden iſt.

Am folgenden Tage wurde Cauſſidière abgeſetzt und am 21. Mai eine große Heerſchau vorgenommen, um die Socialiſten durch den Anblick einer großen Machtentfaltung zu ſchrecken. Barbès, Albert, Huber wurden angeklagt und zur Deportation, Blanqui zu ſieben Jahr Gefängniß verurtheilt. Louis Blanc, gleichfalls angeklagt, nahm die Flucht.

3.

Die Juniſchlacht.

Auf einmal hörte man in allen Straßen den Ruf: vive l'empereur! Louis Napoleon hatte kaum von der Februarrevolution Nachricht erhalten, als er ſogleich von London nach Paris gereist war, allein die proviſoriſche Regierung hatte ihn gebeten, ſich lieber zu entfernen, und er hatte dieſem Geſuche entſprochen. Die bonapartiſtiſche Partei war nie zahlreich geweſen, auch ſtanden dem Prinzen keine ausreichenden Geldmittel zu Gebote. Aber die ſocialiſtiſche Partei hoffte durch die neue Parole empereur und Napoleon die Truppen verführen zu können. Sie wollte nicht für den Prinzen arbeiten, ſondern der Prinz ſollte ihr nur zum Werkzeuge dienen. Am 8. Juni wurden in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalverſammlung vorgenommen und Louis Napoleon zum Abgeordneten von Paris erwählt. Auch in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) war er gewählt worden. Lamartine wurde unruhig, bekam böſe Ahnungen und trug darauf an, das ältere Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden ſolle in Bezug auf die Perſon Ludwig Napoleons aufrecht erhalten werden. Zwei Vettern von ihm, Napoleon (Sohn Jeromes) und Peter (Sohn Lucians), ſaßen unter dem beſcheidenen Namen „Bürger Bonaparte“ bereits in der Nationalverſammlung und blieben, als unbedeutend, unangefochten. Lamartines Vorſchlag fiel in der Sitzung vom 13. Juni durch, aber Louis Napoleon glaubte, ſeine Zeit ſey noch nicht gekommen, wollte ſich nicht ohne Noth mit der jedenfalls nur proviſoriſchen Executivgewalt in Frankreich überwerfen und ſchrieb, er danke, werde aber einſtweilen in London bleiben. „Wenn das Volk,“ fügte er hinzu, „mir Pflichten auferlegen ſollte, ſo werde ich ſie zu erfüllen wiſſen. Aber mein Name ſoll nicht zur Erregung von Unruhen mißbraucht werden. Um einem ſolchen Unglück

vorzubeugen, bleibe ich in der Verbannung." Sein Benehmen war voll Verstand.

Nach den Erfolgen, welche die Partei der Mäßigung und Ordnung bereits errungen hatte, war es unumgänglich, endlich auch dem Unfug der Nationalwerkstätten zu steuern. Bereits waren vierzehn Millionen Franken für sie verausgabt worden. Die Zahl der Arbeiter, die auf diese Weise auf Kosten des Staates lebten, betrug in Paris nahe an 100,000. Sie waren bewaffnet und in Brigaden getheilt, eine gefährliche Armee, mehr zum revolutioniren, als zum arbeiten aufgelegt. Auch erhielten sie beständig Zuwachs aus den Provinzen. Aus allen Theilen Frankreichs vernahm man Klagen über Ruhestörungen durch die Arbeiter, Erpressungen, Zerstörung der Fabriken ꝛc. Die provisorische Regierung fühlte sich aber stark genug, um einzuschreiten. Sie beschloß am 22. Juni, vorerst 7000 Arbeiter aus den Nationalwerkstätten, als überflüssig und unbrauchbar, zu entlassen und allen denen, die nicht zur Nationalgarde gehörten, die Waffen abzunehmen. Die Blousenmänner waren schon lange vorbereitet, trefflich organisirt und mit Munition sogar reichlicher versehen, als Truppen und Nationalgarden. Anstatt dem Regierungsbeschluß zu gehorchen, sammelten sie sich am 23. Juni am Pantheon und erfüllten die ganze Stadt Paris mit dem Rufe „zu den Waffen." Die Regierung vertraute ihre Vertheidigung dem General Cavaignac an und ließ die Nationalgarde versammeln. Aber diese zeigte jetzt auf einmal wieder Lahmheit. Vielen wohlhabenden Familienvätern graute vor dem Blutvergießen, und aus den ärmeren Stadttheilen sah man ganze Compagnien der Nationalgarde zu den Insurgenten übergehen. Nur Lamartines neue Schöpfung, die junge Mobilgarde, aus den Gamins (Gassenjungen) von Paris zusammengesetzt, bewährte sich und that im Kampf für die Regierung das beste. Die Linientruppen waren anfangs nur 26,000 Mann stark, bekamen aber bald Zuzug. Cavaignac deckte die Tuilerien, die Nationalversammlung und Regierung, und entsandte drei Angriffscolonnen; die Insurgenten hatten vier Centralpunkte, das Pantheon und Hotel Dieu auf dem linken, das Kloster St. Lazare

und den Baſtilleplatz auf dem rechten Ufer der Seine, wo ſie ſich anfangs nur vertheidigen, von wo ſie aber nachher gegen das Stadthaus angriffsweiſe vorgehen wollten. Ihre Offiziere waren die Brigadiers der Nationalwerkſtätten, kenntlich an einer blauen Mütze mit Goldborte. Ihre Barrikaden waren meiſterhaft gebaut, nicht mehr auf bloßer Erde aufgeworfen, ſondern in die Erde eingegraben, ein Stockwerk von Quadern, an denen die ſchwerſten Kugeln abprallten, darüber haushoch aufgethürmt Wagen, Tonnen, Säcke ꝛc. hinten geſtützt auf eine mächtige Anhäufung von Pflaſterſteinen. Dieſe Barrikaden waren nicht mehr vorn, ſondern hinten in den Straßen angebracht, um die Soldaten, wenn ſie ſtürmen wollten, die ganze Straße entlang aus den Häuſern beſchießen zu können. Die Soldaten mußten ſich daher durch die Häuſer durchbrechen, um hinter die Barrikaden zu kommen. Der Kampf war furchtbar erbittert und grauſam. Die Arbeiter merkten wohl, wie alles ſich anſchickte, die Republik ſelbſt zu beſeitigen, alle Hoffnungen ſeit dem Februar zu täuſchen und mit offenen Armen der Reaction entgegen zu eilen. Sie ſetzten daher ihr Alles daran, um ihre Sache zu vertheidigen, und wehrten ſich vier Tage lang hintereinander in der blutigſten Schlacht, die Paris je geſehen hat. Auf ihren Fahnen waren viele Inſchriften. Darunter las man: „Brod oder Tod! — Durch Arbeit Leben oder durch Kampf den Tod! — Lieber raſch durch eine Kugel ſterben, als langſam durch den Hunger!“ In dieſen Worten lag ein furchtbarer Ernſt, eine nur zu gerechte Klage gegen die Geſellſchaft, ein nobler Heroismus der Verzweiflung. Auch auf der andern Seite wußte man, was es galt. Nie ſchlugen unter der Monarchie die Regierungstruppen ſich tapferer und ausdauernder, als diesmal. Selbſt die Bourgeoiſie, anfangs grauend vor dem ungeheuern Kampfe, raffte ſich zuſammen und ergänzte die Reihen der Nationalgarde mit immer zahlreichern und immer muthigern Streitern. Denn ſie wußten, dem Siege der Socialiſten würden Racheſcenen folgen, wie 1792, Septembermorde, Confiscationen, der Untergang alles Eigenthums.

Die Juniſchlacht begann am 23. Juni nach 11 Uhr. Die

Nationalgarden wurden anfangs zurückgejagt, da drangen die Linientruppen unter Damesme gegen das Pantheon, unter Lamoricière gegen die Vorſtädte St. Martin und du Temple vor und ſtürmten viele Barrikaden, mußten ſich aber bei Anbruch der Nacht aus dem Straßengewirr zurückziehen. Am andern Morgen übertrug die Nationalverſammlung dem General Cavaignac die Dictatur während des Kampfes. Die Arbeiter hatten inzwiſchen die Nacht benutzt und die geſtern verlornen Barrikaden alle wieder hergeſtellt, namentlich das Pantheon aufs ſtärkſte verſchanzt. Statt der dreifarbigen Fahnen hatten ſie jetzt rothe. Ein Glück für Cavaignac, daß ſie warteten, denn er hatte keine Munition mehr. Bis neue ankam, gab er den Arbeitern eine Bedenkzeit bis um 10 Uhr, als ſchiebe er den Kampf nicht aus Noth, ſondern aus Großmuth hinaus. Die Arbeiter gingen wirklich darauf ein und der Angriff begann erſt wieder um 10 Uhr. Unterdeß waren ſchon mit der Eiſenbahn Nationalgarden von Rouen, Pontoiſe und andern Städten angelangt und nahmen ſogleich am Kampfe Theil. Die Arbeiter rückten gegen das Stadthaus vor, in welchem General Duvivier ſich aufs verzweifeltſte wehrte. Dagegen griff Damesme wieder das Pantheon an und eroberte es nach großem Verluſt. Der Kampf wüthete hinter dem Pantheon fort bis in die Nacht, Damesme fiel. Auch Lamoricière erneuerte ſeinen Angriff auf die Vorſtädte, aber mit geringem Erfolge und ſchwerem Verluſte.

Die Nationalverſammlung decretirte in der Nacht 3 Mill. für die armen Familien von Paris, und Cavaignac erließ am Morgen des 25. eine Proclamation, worin er die Arbeiter im Namen des Vaterlandes beſchwor, die Waffen niederzulegen, und ſie verſicherte, ſie würden, wenn ſie es thäten, wie reuige Brüder empfangen werden. Deputirte brachten dieſe Proclamation ſelbſt den Arbeitern. Nun glaubte General Brea, dieſen Deputirten mit zweien ſeiner Officiere folgen zu ſollen, wurde aber ermordet. Unterdeß ſuchte Duvivier vom Stadthauſe aus ſich mit Lamoricière in Verbindung zu ſetzen und zu dieſem Zweck den Baſtilleplatz zu nehmen. Er fiel. Sein Nachfolger, General Negrier, drang bis auf den Baſtilleplatz vor, wo auch er

fiel. Aber der Zweck war erreicht, die Colonne vereinigte ſich mit Lamoricière. Auch dieſem war es nach unerhörten Anſtrengungen gelungen, drei Vorſtädte (Poiſſonière, St. Denis und St. Martin) heute zu überwältigen, nur die vierte nicht, St. Antoine, in allen Revolutionen von Paris das ſtärkſte Bollwerk der Rebellen.

Da entſchloß ſich noch ſpät am Abend der ehrwürdige Erzbiſchof von Paris, d'Affre, den unglücklichen Arbeitern mit dem Kreuze entgegenzutreten und ihnen Frieden zu predigen. Er begab ſich, von einem einzigen treuen Diener begleitet, zu der großen Barrikade, welche die beiden zuſammenſtoßenden Straßen St. Antoine und Chareton vertheidigte. Eben waren in dieſelbe zwei Deputirte eingelaſſen worden, welche den Arbeitern Cavaignacs Proclamation überbrachten. Auch den Erzbiſchof ließ man ein und erwies ihm große Ehrfurcht. Als aber die Arbeiter unter der Proclamation Cavaignacs Unterſchrift vermißten und ein Deputirter zurückgeſchickt wurde, um ſie nachzuholen, rückte ein Bataillon Soldaten gegen die Barrikade heran. Man erklärte dem Befehlshaber deſſelben, dem Deputirten Basley, daß ſie nicht ſchießen ſollten, da man in Unterhandlungen begriffen ſey. Basley ließ nun ein Zeichen mit der Trommel geben, welches aber von den Soldaten mißverſtanden wurde. Sie ſchoſſen, die Arbeiter auch, und einer der erſten, welcher, von einer Kugel in den Rücken getroffen, niederſtürzte, war der Erzbiſchof, der eben den Arbeitern Frieden predigte. Sein treuer Diener fiel an ſeiner Seite. Die Arbeiter trugen ihn zum Pfarrer von St. Antoine. Erſt am andern Morgen wurde er auf einer Bahre mitten durch die Soldaten nach ſeinem Palaſt gebracht, wo er am Nachmittag verſchied. Auf ſeinem Schmerzenslager hatte er noch Kraft gefunden, unabläſſig die Arbeiter um Niederlegung der Waffen zu bitten, und als er ſtarb, waren ſeine letzten Worte: gebe Gott, daß mein Blut das letzte ſey, das vergoſſen wird! Sein Blut iſt nicht vergebens gefloſſen. Er hat die Kirche würdig in jenen Schreckenstagen vertreten. Das iſt vom Volke nicht vergeſſen worden.

Im Laufe des Tages hatten ſich noch immer mehr National-

garden aus den Provinzen eingefunden, die am folgenden Tage bis zu 100,000 Mann anwuchſen. Am Siege der Regierung war nicht mehr zu zweifeln, da nur noch die Vorſtadt St. Antoine widerſtand. In der Nacht begaben ſich daher mehrere Deputirte zu den Arbeitern, um ihnen Vorſtellungen zu machen. Ihre Forderungen waren aber zu übertrieben. Am Morgen des 26. begann nun der letzte Sturm auf die Vorſtadt. Gegen die haushohen Barrikaden wurde eine furchtbare Kanonade eröffnet, daß der Boden von Paris dröhnte. Nachdem es den ſchweren Kugeln endlich gelungen war, eine Breche zu legen, und die Infanterie dagegen anſtürmte, wurde ſie mit ſchrecklichem Verluſt zurückgeſchlagen. Die Arbeiter, von ihren Weibern und Kindern unterſtützt, kämpften als Verzweifelte. Aber bei den Soldaten war die Uebermacht, ſie kamen endlich hinter die Barrikaden, und jetzt erſt gaben die Arbeiter die Flucht und retteten ſich aus den Barrieren. Der letzte Kampf wurde zwiſchen den Vorſtädten St. Antoine und du Temple gefochten, und erſt Abends um 7 Uhr wurde die letzte Barrikade an der Barriere des Amandes genommen. So endete die Juniſchlacht, deren Todte nicht gezählt worden ſind und anfangs auf 10—12,000, ſpäter nur auf 1400 geſchätzt wurden.

Cavaignac gab ſeine Gewalt der ſouverainen Nationalverſammlung zurück, wurde aber von ihr als Chef der Executivgewalt unter dem Titel Conſeilpräſident beſtätigt. Die Mehrheit der Verſammlung hatte auch vor den gefangenen Arbeitern noch Furcht und verurtheilte ſie zur Deportation nach Cayenne. Nur Cauſſidière hatte den Muth, ſeinen Unwillen über die Härte dieſer Maßregel auszudrücken. Nicht nur die Nationalwerkſtätten, ſondern auch alle Klubs wurden aufgehoben und die geſammte Preſſe des Aufſtandes unterdrückt. Andrerſeits wurde Cavaignac angeklagt, nicht ganz ſeine Schuldigkeit gethan zu haben. Die Verſammlung urtheilte billiger, wußte wohl, was ſie dem tapfern General zu verdanken habe, und votirte, er habe ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Inzwiſchen wurde doch ſein Ruhm durch jene Anklage

einigermaßen beeinträchtigt, was einem Andern zu gute kam, der im Anſpruch auf das erſte Staatsamt in Frankreich mit ihm wetteiferte.

4.

Louis Napoleon.

Louis Napoleon war noch immer klüglich in London zurückgeblieben und hatte ſich nicht bloßgeſtellt, als er abermals von fünf franzöſiſchen Departements zugleich in die Nationalverſammlung gewählt wurde, von Paris, von der Moſel, Yonne, Nieder-Charente und von Corſica. Jetzt kam er herüber. Man legte ihm, wahrſcheinlich, um ihm nicht noch mehr Wichtigkeit zu geben, indem man ihn wie jeden andern Privatmann behandelte, kein Hinderniß mehr in den Weg und am 26. September erſchien er zum erſtenmal in der Verſammlung, hielt eine kurze Anſprache und nahm dann weiter keinen Theil an den Sitzungen. Die öffentlichen Blätter ſpotteten ſeiner und ſuchten ihn als ſo unbedeutend wie möglich darzuſtellen. Aber das war ihm von Nutzen, denn um ſo beſſer konnte er ſeinen Plan verbergen. Inzwiſchen wurde die neue Verfaſſung fertig. An der Spitze der Regierung ſolle ein Präſident ſtehen, vom geſammten Volk je auf vier Jahre gewählt und ganz von der Nationalverſammlung abhängig. Alsbald tauchten auch die Candidaten für den Präſidentenſtuhl auf. Cavaignac, der bisher ſo kräftig das Staatsruder geführt hatte, wurde zuerſt genannt, neben ihm Louis Napoleon, Lamartine, Ledru Rollin und für die ſocialiſtiſche Minderheit Raſpail. Als der Deputirte Thomas die Candidatur Napoleons anfocht, erſchien dieſer auf der Tribune und ſagte mit Stolz: „Frankreich ſieht in meinem Namen eine Bürgſchaft für die Befeſtigung der Geſellſchaft; was thut mehr Noth als eine Regierung, welche die Uebel nicht mehr auf die Seite ſchiebt, ſondern heilt? Man legt mir Schlingen, aber ich werde ſie vermeiden und die Achtung dieſer hochherzigen Nation erwerben.“ In einem beſondern

Wahlmanifeſt verhieß er von ſeiner Regierung Ordnung nach innen, Frieden nach außen, Minderung der Abgaben und kündigte an, er werde ſein Miniſterium aus den Beſten und Talentvollſten wählen, welcher Partei ſie auch bisher angehört hätten. In alledem lag viel Verſtand, und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menſchen zu verleumden und in Caricaturen lächerlich zu machen. Den größten Anhang hatte der Prinz unter dem Volke, welches gar keine Blätter lieſt, bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Dieſe hatten ſich ſchon ſeit einiger Zeit in den Kopf geſetzt, die Dinge in Frankreich ſeyen ſo verwirrt, daß nur ein Napoleon ſie löſen könne. Aber der Prinz fand auch noch andere Freunde. Nämlich das ganze nichtswürdige Intrigantenvolk aus der Zeit Ludwig Philipps, Thiers an der Spitze, agitirte für ſeine Wahl, um ihn vorzuſchieben, in der Erwartung, er werde ſich durch ſeine Tollhäuslerſtreiche bald unmöglich machen und dann werde es Zeit ſeyn, die alte Dynaſtie zurückzurufen. Wieder andere, beſonders Generale, wie Bugeaud, ſchloſſen ſich der Candidatur Napoleons an, aus Eiferſucht und Neid gegen Cavaignac.

Gerade damals mußte der Papſt aus Rom flüchten. Cavaignac beeilte ſich, ihm Hülfe zuzuſagen, offenbar in der Abſicht, die kirchliche Partei für ſich zu ſtimmen. Napoleon gab daher ſeine Sympathien für die Kirche gleichfalls in einem eigenen Schreiben zu erkennen. Cavaignac verrieth die Sorge, Napoleon könne ihm den Rang ablaufen, durch ein boshaftes Wort: „ich ſehe wohl, die Franzoſen taugen ſo wenig zu Republikanern und die Monarchie ſteckt ihnen ſo tief im Herzen, daß ſie im Stande wären, Polichinell I. zum Kaiſer auszurufen.“ Es iſt auffallend, wie viele, ſelbſt verſtändige Männer damals den Wahn theilten oder wenigſtens ihn verbreiten halfen, Napoleon ſey unfähig. Sie vermehrten dadurch nur ſeinen Triumph, als ſie geſtehen mußten, er ſey ſehr fähig.

Die Wahl erfolgte am 10. Dezember. Ueberall ſtieg aus den Wahlurnen der Name Napoleon hervor. In Frankreich trugen 5,434,226, in Algier noch weitere 38,364 Wahlzettel dieſen Namen, indeß auf Cavaignac nur 1½, auf Ledru Rollin nur ⅓ Million

Stimmen fielen und auf Lamartine gar nur 90,000. Am 20. legte Cavaignac in der Nationalverſammlung ſein Amt nieder und übergab es dem neuen Präſidenten, welcher den Eid auf die Verfaſſung ſchwur, dem Abgehenden die Hand drückte und ſodann, wenn auch nur im einfachen ſchwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geſchmückt, zum erſtenmal in ſeinem Amtswagen in den Palaſt Eliſée fuhr, den er von nun an bewohnen wollte. Von hier aus ernannte er die neuen Miniſter Odilon Barrot für die Juſtiz, Drouyen de Lhuis für das Aeußere ꝛc. Marſchall Bugeaud erhielt den Oberbefehl über die Armee, Changarnier über die Nationalgarde; Jerome, Exkönig von Weſtphalen, wurde Gouverneur der Invaliden, Excelmans Marſchall. Die Parteien ſchmollten, aber alles blieb ruhig. Die geſetzgebende Verſammlung gab ſich zwar das Anſehen, als ſtünde ſie über der Regierung, und Marraſt, ihr Präſident, verweigerte dem Präſidenten der Regierung den Vortritt; allein jenes Anſehen war in der öffentlichen Meinung ſchon entwurzelt. Zu vieler Sünden ſich bewußt, achtete ſie ſich ſelbſt nicht mehr und hielt nur noch krampfhaft zitternd ihr äußeres Rangbewußtſeyn feſt. Bei einem Gaſtmahl in Bourges am 1. Februar wagte Marſchall Bugeaud die Parteien „eine Handvoll Catilinas" zu nennen und wies auf den großen Cäſar, als die einzige Hoffnung Frankreichs hin. Der feurige Marſchall ſtarb aber im Anfang des Juni an der Cholera. — Ludwig Napoleon befreundete ſich auch die Kirche, indem er eine große Expedition unter General Oudinot betrieb, welche Rom erobern und den Papſt dahin zurückführen ſollte, zugleich mit dem Nebenzweck, dem öſterreichiſchen Einfluß in Italien ein Gegengewicht zu geben und den franzöſiſchen Waffen Achtung zu verſchaffen.

Die neugewählte geſetzgebende Verſammlung trat am 28. Mai 1849 zuſammen. Mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder waren Neulinge. Von den frühern Größen fehlten viele, nicht einmal Lamartine und Marraſt waren gewählt worden. Die Doctrinaire und Intriganten hielten an ſich, aber die eifrigen Republikaner und die geſchlagenen Socialiſten konnten ihre innere Wuth nicht mäßigen

und Ledru Rollin griff die Politik des Präsidenten ungestüm an, aber vergebens. Er wagte einen Aufstand, der aber rasch niedergeschlagen wurde, und mußte flüchten.

Im Sommer machte der Präsident wiederholte Rundreisen. Zuerst besuchte er sein ehemaliges Gefängniß Ham, wie er selbst sagte „aus Dankbarkeit." Ueberall empfing man ihn aufs glänzendste und gab ihm Gelegenheit zu Festreden, in denen er seine Ideen ausdrückte. Er änderte am 2. Dezember das Ministerium (d'Hautpoul für den Krieg, Rayneval für das Auswärtige ꝛc.) und sagte, dies sey blos geschehen, weil „eine einzige und entscheidende Leitung nothwendig sey, welche die Gewalt durch keinerlei Unentschlossenheit blosstelle." Er fügte hinzu, als Frankreich ihn gewählt, habe es keine Schwäche, sondern einen starken Willen verlangt. Nun schlossen sich ihm die Anhänger der jüngern und ältern Linie Bourbon an, Thiers, Molé, Broglie, Berryer, Montalembert ꝛc., die man damals (mit Bezug auf eine Dichtung Victor Hugos) spöttisch die Burggrafen nannte und in Caricaturen als lächerliche Ritter in alten Ruinen darstellte. Aber diese parlamentarischen Talente dachten nicht daran, sich dem Gedanken des Präsidenten zu unterwerfen, sondern wollten sich nur seiner bedienen zur Restauration der einen oder andern alten Linie.

Die Gesetzesentwürfe, welche der Präsident der Versammlung vorlegen ließ, betrafen fast durchgängig Einschränkungen der bisherigen Freiheit, abermalige Erhöhung der Cautionen für die Journale, Beschränkung des Wahlrechts, ein härteres Deportationsgesetz für politische Gefangene, Unterstellung der Schule unter die Präfecten ꝛc. Die Versammlung war sehr zahm und nahm alles an, bewilligte auch dem Präsidenten für ein Jahr ausnahmsweise 2,160,000 Franken Gehalt (anstatt 600,000). Von dieser Summe bestritt er dann die s. g. Militärbankette, Schmausereien, die er den Truppen gab und bei denen sie in der Lust des Weins den „Kaiser" leben ließen. Auch ohne solche Kunststücke wuchs seine Popularität, denn Frankreich genoß unter seiner Regierung die Ruhe, die es gewollt und die er dem Lande versprochen hatte. Mit der Ruhe

mehrten ſich wieder Arbeit und Wohlſtand. Als er im Sommer 1850 in Lyon erſchien, begrüßten ihn Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen. Bei einem Feſtmahle hier ſprach er mit ſtolzer Zuverſicht, er geſtehe niemand das Recht zu, ſich mehr als er den Repräſentanten des Volks zu nennen, er ſey es, der den Willen des Volks ausdrücke und vollſtrecke.

Man konnte nicht deutlicher ſprechen. Der Präſident wollte nicht ruhen, bis er Kaiſer ſeyn würde, wie ſein Oheim, das verſtand ſich von ſelbſt. Die Parteien ſahen es kommen und hatten keine Kraft, keinen Muth mehr, es zu hindern. Denn die Freiheit hatte ſich in der ſocialiſtiſchen Geſtalt furchtbar verhaßt gemacht, die Tribune hatte ſich ausgeplaudert, die Doctrin war tödtlich langweilig geworden. Im Juli durfte der Präſident wagen, die Anonymität aufzuheben und die Unterſchrift des Verfaſſers unter jeden Zeitungsartikel zu befehlen. Das war mehr als Cenſur, das hieß die einſt ſo mächtigen Lenker der Preſſe wie Haſen aus dem Buſch klopfen. Aber ſie mußten gehorchen. Die Intrigue kuſchte wie ein Hund vor der gerunzelten Stirne des Mächtigen. Das franzöſiſche Volk that ſich etwas darauf zu Gute, daß ſeine Wahl es nicht getäuſcht. Es hatte einen Mann haben wollen und hatte ihn gefunden. Dieſe Genugthuung fand der Prinz auf allen ſeinen wiederholten Reiſen und wußte wohl, welche Macht ihm die öffentliche Meinung in den Provinzen gab, und wie ſeine Pariſer Feinde vor ihr zitterten. Zum erſtenmal übten die Provinzen eine größere moraliſche Macht aus, als die Hauptſtadt.

Der Prätendent Heinrich V., Herzog von Bordeaux, der ſich in ſeinem Exil beſcheiden Graf von Chambord nannte, kam nach Wiesbaden, wohin am 10. Auguſt die vornehmſten Legitimiſten aus Frankreich pilgerten, um mit ihm Verabredungen zu treffen. Am 26. ſtarb zu Claremont in England Ludwig Philipp, deſſen Kinder unter ſich ſelbſt auch damals noch nicht einig waren.

Im September hielt der Präſident täglich Revuen und am 10. October eine große Muſterung bei Satory, wo er ein Uebungslager veranſtaltete und die Truppen durch alle erdenklichen Mittel,

beſonders durch viel Champagner gewann. Sämmtliche Truppen ſtanden immer noch unter dem Befehl Changarniers, der Präſident entließ ihn. Die Verſammlung votirte dem Miniſterium ihr Mißtrauen. Der Präſident änderte es, erklärte aber, er habe zwar nach ſtreng conſtitutionellen Grundſätzen ein Miniſterium, das er für gut halte, blos deswegen wieder entlaſſen, weil die Majorität der Verſammlung anderer Meinung geweſen ſey; allein da die Mehrheiten oder Minderheiten doch nur zufällig und das Ergebniß vorübergehender Wahlperioden ſeyen, ſo habe er geglaubt, ſein neues Miniſterium nicht mehr aus den Kammermitgliedern, weder aus der Majorität noch Minorität entnehmen zu müſſen. Die Spannung dauerte fort. Am 10. Februar verwarf die Verſammlung eine Vermehrung der Dotation für den Präſidenten. Dieſer änderte abermals das Miniſterium.

Nun aber, im Sommer 1851, ging er beſtimmter auf ſein Ziel los. Aus allen Theilen des Landes wurden Petitionen eingebracht, welche eine Reviſion der Verfaſſung d. h. anſtatt der Republik das Kaiſerthum verlangten. Die Verſammlung verwarf dieſelbe zweimal. Aber der Präſident kümmerte ſich nicht mehr um die ohnmächtige Kammer. Er hatte ſich längſt der Soldaten verſichert, und zog die talentvollſten Offiziere in ſeine Nähe. So den General St. Arnaud, der ſich in Afrika ausgezeichnet und den er zum Kriegsminiſter machte, den General Magnan, der den Aufruhr in Lyon bewältigt und dem Präſidenten 1500 Offiziere neuer Regimenter vorſtellte, an die derſelbe eine feurige Anrede hielt, die mit den Worten ſchloß: folgen Sie mir! Cavaignac, Changarnier, die Verſammlung und die ſämmtlichen Gegner des Präſidenten, welche die beſtehenden Geſetze noch für ſich hatten, waren doch uneins und durch das Bewußtſeyn ihrer Ohnmacht gelähmt. Der Ausſchuß der Verſammlung entſchied zwar am 30. November, der Präſident begehe einen Hochverrath, wenn er die Verſammlung auflöſe. Aber dieſer Beſchluß hatte keine Kraft, keine Bajonnette hinter ſich. Um ſich welche zu verſchaffen, hatte Baze ſchon am 6. darauf angetragen, daß dem Präſidenten der Verſammlung das Recht

zuerkannt werde, die bewaffnete Macht zum Schutze der Verſammlung zu requiriren, und daß er dieſes Recht auf einen der Quäſtoren übertragen könne. Aber der Antrag wurde ſchon nicht mehr angenommen, ſo ſehr hatte die Furcht bereits Platz gegriffen. Hegten auch einige den Gedanken, den Prinzen Präſidenten zu verhaften und einem Staatsſtreiche von ſeiner Seite zuvorzukommen, ſo hatten ſie doch keine Macht mehr, ihn auszuführen.

5.

Der 2. Dezember.

Ludwig Napoleon aber hatte den 2. Dezember (den Jahrestag des Kaiſerthums von 1804) auserwählt, um ſich aller Feſſeln zu entledigen. In der Nacht vorher gab er eine Geſellſchaft und war ſehr heiter, während in aller Stille die Truppen in Bereitſchaft geſetzt wurden und, noch ehe der Morgen tagte, der große Staatsſtreich auch ſchon ausgeführt war. Niemand hatte ſich darauf verſehen. In ein und derſelben Stunde der Nacht wurden alle Generale, Abgeordneten, Publiciſten und wer immer dem Präſidenten gefährlich ſchien, ohne Aufſehen verhaftet und nach Vincennes, zum Theil nach Schloß Ham gebracht. Auch nicht ein Einziger hatte Zeit zu entfliehen. Alle ſaßen ſie Morgens in den käfigartigen Wagen, in denen man die Gefangenen zu transportiren pflegt: die Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflo, Oberſt Charras, der Quäſtor Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugene Sue ꝛc. Große Maueranſchläge aber verkündeten den erwachenden Pariſern, was vorgegangen ſey. Im Aufruf an das Volk ſagte Louis Napoleon: „Es konnte nicht ſo bleiben. Die Nationalverſammlung, anſtatt Geſetze zum allgemeinen Wohl zu machen, wühlte und griff die mir vom Volke verliehene Macht an. Als der Erwählte von 6 Millionen habe ich ihre Umtriebe vernichtet. Iſt das Volk damit nicht zufrieden, ſo wähle es einen andern. Schenkt es mir aber

Vertrauen, ſo gebe es mir auch die Mittel, meine große Miſſion zu erfüllen.“ Zu dieſem Behuf ſchrieb er auf den 14. Dezember eine allgemeine Volksabſtimmung aus, welche ſich mit Ja oder Nein über ſeine Anträge, ihn auf 10 Jahr zum Präſidenten zu ernennen und ihm einen Senat beizuordnen, entſcheiden ſollte. An die Armee erließ er einen Aufruf, worin er ſie erinnerte, wie ſehr ſie unter der Herrſchaft der Doctrinaire und des demokratiſchen Pöbels zurückgeſetzt geweſen, wie ſie jetzt Gelegenheit hätte, ſich in das alte Anſehen zu ſetzen, als „Elite der Nation“ und durch und durch mit ihm eins, durch die Geſchichte, durch den Ruhm mit dem Namen Napoleon identificirt.

Eine große Anzahl Deputirte (252) verſammelte ſich und beſchloß auf des kühnen Berryer Antrag, den Präſidenten abzuſetzen. Aber ſie wurden in Verhaft genommen und alle dem Präſidenten feindliche Journale unterdrückt. Die demokratiſche Partei baute am 3. und 4. zwar Barrikaden, wurde aber überwältigt und die Truppen gaben diesmal keinen Pardon. Ueber 200 Deputirte erklärten dem Präſidenten ihre Zuſtimmung. Ganz ebenſo dachte das diplomatiſche Corps. Der Staatsſtreich ſchien der Revolution auf dem Feſtland den Todesſtoß zu geben, deshalb nahm man ihn in Wien, Berlin und St. Petersburg nicht ungünſtig auf.

Nur im ſüdlichen Frankreich gewann die Oppoſition noch eine Zeitlang feſten Boden; in den Departements Cher, Allier, Nièvre bildete die Demokratie bewaffnete Banden, die ſolchen Schrecken verbreiteten, daß hier die Legitimiſten ſelbſt in Napoleon ihren Retter ſahen und ihm huldigend entgegenkamen.

Unterdeß umgab ſich Napoleon mit einer, dem ehemaligen Senat nachgebildeten conſultativen Commiſſion, in die er alle Notabilitäten aufnahm, die ſich zu ihm bekehrten. Die Abſtimmung des franzöſiſchen Volks, am letzten Tage des Jahres vollendet, ergab 7,439,216 Stimmen, die ſich für den Staatsſtreich und die 10jährige Präſidentſchaft Napoleons erklärten, und nur 640,737 Stimmen dagegen. Da ſagte Napoleon: „Frankreich hat erkannt, daß ich von der Bahn der Geſetzlichkeit nur abgewichen bin, um die

Bahn des Rechts zu betreten. Wenn ich mir zu einer so erstaunlichen Zustimmung des Volks Glück wünsche, so geschieht es nicht aus Stolz, sondern weil ich mir die Kraft zutraue, so zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer so großen Nation geziemt." Napoleon sah bereits seine Herrschaft so sehr befestigt, daß er keinen Anstand nahm, alle seine berühmten Gegner, die er nur aus Vorsorge am 2. Dezember hatte gefangen nehmen lassen, wieder frei zu geben. Cavaignac empfing von ihm ein artiges Schreiben und erhielt Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Changarnier, Lamoricière, Victor Hugo, Baze, Bedeau, Leflo wurden verbannt. Thiers, anfangs ebenfalls verbannt, durfte bald, als ganz unschädlich geworden, nach Paris zurückkehren. Die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Aufrührer wurden aber in Masse nach Cayenne deportirt.

Mit der Kirche hatte sich Napoleon schon vorher auf guten Fuß gestellt. Sie unterstützte ihn durch Hirtenbriefe. Erzbischof Sibour von Paris, ein Freund Cavaignacs und unter diesem gewählt, erkannte doch die Nothwendigkeit, sich mit Napoleon zu verständigen. Dieser befahl die Wiederherstellung des Gottesdienstes im Pantheon, welches fortan wieder die Kirche zur h. Genovefa hieß. Auch Graf Montalembert war einer der ersten, der sich für Napoleon erklärte.

Im Beginn des Jahres 1852 stellte Napoleon als zehnjähriger Präsident die goldenen Adler seines Oheims auf den französischen Fahnen wieder her, hob aber die Nationalgarde auf und ließ die Freiheitsbäume und andere Embleme der Republik wegschaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiserreichs ersetzen. Am 15. Januar war die nun von ihm octroyirte Verfassung fertig, ein Mechanismus, wie unter dem ältern Napoleon. Alle Gewalt war bei dem zehnjährigen Präsidenten, den in absteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloser gesetzgebender Körper berathen sollte, ohne seine alleinige Entschließung hemmen zu können. Die Verhandlungen dieses Körpers sollten geheim seyn und nicht veröffentlicht werden, „um den Kammersitzungen das Theatralische zu nehmen und ihnen

mehr Ernſt und practiſchen Nutzen zu geben.“ Auch ſollten keine Wahlcomités mehr die Wahlen leiten dürfen. Das bewog Montalembert, wieder auszutreten. Dieſer edle Graf hatte ſich das Kaiſerthum in inniger Verbindung mit der Kirche und mit einem freien Reichstage gedacht, wie ehemals im deutſchen Reiche.

Am 22. Januar confiscirte Napoleon den größern Theil der Güter des Hauſes Orleans. Eine vielgeſchmähte Maßregel, die jedoch für Napoleon unumgänglich geweſen iſt. Als armer Emporkömmling konnte er nicht dulden, daß den Kindern ſeines Vorgängers hunderte von Millionen zu Gebote ſtanden, um die zu erkaufen, die ihn von der kaum erreichten Höhe wieder herabſtürzen könnten. Zudem war Ludwig Philipp nie berechtigt geweſen, ſeine unermeßlichen Güter dem Staate zu entfremden. Damals ließ Napoleon auch die Univerſität ſeine ſchwere Hand fühlen. Mehrere Profeſſoren derſelben hatten ſich eben ſo eifrig in Staatsgeſchäfte gemiſcht, wie die Kammermitglieder. Damit nun nicht mehr jeder, der glänzende Reden halten oder geiſtreiche Zeitungsartikel ſchreiben konnte, ſich zum Mitregieren berufen fühle, ſtatuirte Napoleon ein gutes Exempel, hob die bisher gültige abſolute Unabhängigkeit der Profeſſoren auf und ſetzte die Hauptſchreier (Michelet, Edgar Quinet und auch den polniſchen Dichter Mickiewicz) ab. Es war dringend nöthig geworden, die Schule und Preſſe, wie die Tribune, zu demüthigen, nachdem man in Frankreich in der Unnatur ſo weit gediehen war, zu glauben, daß ein ſchwatzhafter Mund und eine gewandte Feder zur Herrſchaft im Staate berechtige. Von den Sophiſten, Rhetoren und Paraſiten konnte den Staat nur ein Imperator heilen.

Der neue Senat bewilligte dem Präſidenten eine Civilliſte von 12 Millionen, den Titel Prince und Monſeigneur und den Gebrauch der Kronſchlöſſer. Die Tuilerien wurden für ihn neu hergeſtellt. Am 10. Mai ertheilte er den Truppen die neuen Adler, im Juli machte er eine Reiſe zur Einweihung der Eiſenbahn nach Straßburg unter lautem Volksjubel, und am 15. Auguſt beging er zu Paris das Napoleonsfeſt unter lebhafter Zuſtimmung des Volks und der

Truppen. Alles ließ ſich hier ſchon kaiſerlich an. Niemand zweifelte, der Präſident werde dem Beiſpiel ſeines großen Oheims folgen, und die Mehrheit der Franzoſen wollte es nicht anders, hatte ihn ſelbſt durch ſeine Wahlſtimmen dazu aufgefordert. Um zu beweiſen, wie populär die Wiederherſtellung des Kaiſerthums und der napoleoniſche Name ſey, unternahm der Präſident im September eine längere Rundreiſe durch den Süden Frankreichs. Der Enthuſiasmus, den er auf dieſer Reiſe überall zu finden hoffte, ſollte ihm die moraliſche Kraft leihen, um den Pariſern das Kaiſerthum aufzubringen, es gleichſam vom Lande in die Stadt hineinzufahren. Er ging über Lyon, wo er die Reiterſtatue ſeines großen Oheims enthüllte und denſelben „den legitimſten Herrſcher Frankreichs" nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben und die ganze Welt anerkannt habe. Im reichen Bordeaux hielt er am 12. October eine berühmt gewordene Rede, die, auf das Ausland berechnet, hauptſächlich den Gedanken enthielt: l'empire c'est la paix! Er fügte die ſtolzen Worte hinzu: wenn Frankreich beruhigt iſt, ſo iſt es auch die übrige Welt. Auf dem Rückwege ſtieg er am Schloſſe Amboiſe aus, wohin Abdel Kader gebracht worden war, beſuchte denſelben, reichte ihm die Hand und kündigte ihm ſeine Freilaſſung an mit den Worten: „Es gibt nichts Erniedrigenderes für eine große Nation, als wenn ſie ihre Macht in dem Maße verkennt, daß ſie ihr gegebenes Verſprechen nicht hält!" Er bot dem edeln Gefangenen die freie Abreiſe nach Bruſſa in der Türkei mit einem jährlichen Gehalt von 200,000 Franken an. Der Emir dankte mit Würde und Innigkeit und erhielt die Erlaubniß, vor ſeiner Abreiſe nach Bruſſa Paris ſehen zu dürfen, wo man ihm einige Wochen lang die liebenswürdigſten Huldigungen zu Theil werden ließ.

Ueberall auf der Reiſe hatte ſich das Volk in Maſſe zum Präſidenten gedrängt und ihn mit vive l'empereur begrüßt. Dieſer Ruf ſchwoll von Tage zu Tage an und ſchlug ſo mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei ſeiner Rückkehr am 16. October fand er ganz Paris feſtlich geſchmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt längs

der Boulevards von einer unermeßlichen Volksmenge nichts als immer und immer wieder den Kaisergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiserthums. Den Kern des Volkes aber bildeten außer den Arbeitern Leute aus den Provinzen. Die Arbeiter hatten sich in allen ihren Corporationen eingefunden, um dem zu huldigen, von dem sie Pflege ihres Interesses, Entschädigung für die Junischlacht und Rächung des von Cavaignac und Lamoricière vergossenen Blutes hofften. Aus den Provinzen waren an diesem Tage 350,000 Bauern, Kleinstädter, Weiber und Kinder, ganze Gemeinden, ganze Dorfschulen, eine unzählbare Menge weißgekleidete Mädchen und Volk im ländlichen Putze gekommen. Der Prinz aber stieg nicht mehr im Elysée, sondern im königlichen Palast der Tuilerien ab, wo ihn seine Verwandten empfingen, Prinz Jerome, Exkönig von Westphalen, sein Oheim, und dessen Kinder, Napoleon und Mathilde. Die letztere, mit dem russischen Fürsten Demidoff vermählt, aber von ihm getrennt, eine der schönsten Damen ihrer Zeit, machte die Honneurs des neuentstehenden kaiserlichen Hofes. Sodann Peter Bonaparte (Lucians Sohn und Bruder des in Italien agirenden Karl Lucian, Fürsten von Canino). Napoleon und Peter waren indeß ihrem genialen und glücklichen Cousin nicht unbedingt ergeben, sondern hielten scheinbar zu der demokratischen Partei. Dem neuen Hofe gehörte auch der junge Murat an, Enkel des Königs Joachim von Neapel.

Noch im Laufe des October befahl der Prinz Präsident dem Senate, am 4. November über die Wiederherstellung des Kaiserthums zu berathen. Der Senat stimmte zu, aber auch diesmal sollten wieder die Stimmen des Volkes selbst eingeholt werden. Am 21. und 22. November sollten alle unbescholtenen und erwachsenen Franzosen männlichen Geschlechts über die Frage abstimmen, ob die Nation das erbliche Kaiserthum, wie es unter Napoleon I. bestanden und durch dessen Abdankung rechtskräftig auf Napoleon II. übergegangen sey, nunmehr auf Napoleon III. übertragen wolle? Die Fragestellung und der Name war so gewählt, daß die Legitimität des Kaiserthums und daher auch die Illegitimität

aller Zwiſchenregierungen von 1815 bis 1851 dabei vorausgeſetzt wurde. Die Proclamation aber erklärte das Volk allein für berechtigt, jene geſtörte Legitimität wiederherzuſtellen, ſo daß der neue Kaiſer ſich ebenſowohl auf ſein Geburtsrecht, als auf des Volkes Willen berufen konnte. Die Schlußphraſe der Proclamation lautete: Die Nation krönt ſich ſelbſt, indem ſie Napoleon krönt! Alles war ſo wohl berechnet, daß die wirkliche Abſtimmung 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein nachwies, eine, wenn auch einigermaßen erkünſtelte, doch ſo ungeheure Mehrheit, daß der Prinz darin die Zuſtimmung der Nation erkennen durfte, worauf er am 2. Dezember ſich zum Kaiſer ausrufen ließ.

Da er noch unvermählt war, wollte er ſeine Dynaſtie ſichern und warb um Carlotta, Tochter des Prinzen Guſtav Waſa und der Prinzeß Louiſe, einer Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden. Die Sache ſchien im beſten Gange, als plötzlich in den erſten Tagen des Dezember das fait accompli einer Vermählung des Kronprinzen Albert von Sachſen*) mit Carlotta bekannt wurde. Am 17. Dezember ſtattete Kaiſer Franz Joſeph unerwartet ſchnell einen Beſuch in Berlin ab, aber am 20. wurde in England das Toryminiſterium geſtürzt und kam Lord Palmerſton wieder ans Ruder, um alsbald in der europäiſchen Politik mit Frankreich Hand in Hand zu gehen. Nun erfolgte zuerſt von Seiten Rußlands am 5. Januar 1853 die Anerkennung des franzöſiſchen Kaiſerthums, am 6. auch die von Seiten Oeſterreichs und Preußens. Napoleon III. veranſtaltete im November und Dezember bei Fontainebleau und Compiègne große Treibjagden in alterthümlichen Coſtumen, wobei auch Damen glänzten, und unter ihnen als die ſchönſte eine blonde

*) Deſſen Mutter Amalie iſt die Tochter des König Max Joſeph von Bayern und Schweſter 1) der Erzherzogin Sophie, Mutter des jetzt regierenden Kaiſer Franz Joſeph, 2) der Königin Wittwe Eliſabeth von Preußen, 3) der Prinzeſſin Ludovica, Gemahlin des Herzog Max in Bayern und Mutter der Eliſabeth, jetziger Gemahlin des Kaiſer Franz Joſeph. Zwei weitere noch lebende Schweſtern ſind Charlotte, Wittwe des Kaiſer Franz I. und Marie, Wittwe Friedrich Auguſts von Sachſen.

Spanierin, Donna Eugenia Montijo, Herzogin von Theba. Dieſe wählte nun der Kaiſer zu ſeiner Gemahlin und erklärte dem Staatsrath und den Kammern am 22. Januar 1853: „Frankreich hat in ſeinen Revolutionen ſtets einen vom übrigen Europa verſchiedenen Weg eingeſchlagen. Dynaſtiſche Vermählungen erzeugen nur trügeriſche Bürgſchaften. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynaſtien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, ſondern bewahre ſeinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings (parvenu) ein, welches ein ruhmvoller Titel iſt, wenn man ihn durch die freie Abſtimmung eines großen Volkes erlangt.“ Sein genialer Entſchluß, ſtatt einer Marie Louiſe eine Joſephine zu heirathen, fand im Volk die allgemeinſte Zuſtimmung und ſchon am 30. Januar wurde die Hochzeit gefeiert. Bei dieſem Anlaß erließ der Kaiſer eine Amneſtie für politiſche Verbrecher und begnadigte über 3000 Perſonen.

Napoleon III. regierte mit großem Verſtande. Indem er in Paris ausgedehnte Bauten unternahm, beſchäftigte er nicht nur die Arbeiter, ſondern zerſtörte auch die engen Gaſſen, die bei allen Pariſer Revolutionen den Inſurgenten zum hauptſächlichſten Stützpunkte gedient hatten.

Sechstes Buch.

Die deutsche Revolution.

1.

Die Märzrevolution.

Wie früher die Julirevolution, so gab auch die Februarrevolution dem lockern deutschen Bunde einen Stoß gleich dem eines Erdbebens. Kaum war die erste Nachricht vom Siege des Volks in Paris angelangt, so wurde am 27. Februar in einer großen Volksversammlung bei Mannheim unter dem Vorsitz des alten Itzstein ein deutsches Parlament, Preßfreiheit, Volksbewaffnung ꝛc. gefordert. Struve, der Sohn eines frühern russischen Gesandten in Karlsruhe, hatte bereits den französischen Socialismus in Deutschland gepredigt und forderte jetzt: „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle.“ Auch in Karlsruhe war große Bewegung, ein Massenzug von Mannheim aus drang dort ein. Das Hotel des auswärtigen Ministeriums wurde in Brand gesteckt und der Großherzog zu allem gezwungen, was das Volk wollte. In Darmstadt, Kurhessen, Nassau, Württemberg wurden gleiche Forderungen gestellt und überall zunächst die Preßfreiheit und die Wahl liberaler Minister durchgesetzt. So wurden Heinrich von Gagern in Darmstadt, Römer in Stuttgart Minister. In Kassel sah sich der Kurfürst durch die Hanauer Turner

bedroht. Im Odenwalde erhoben ſich die Bauern, plünderten die adeligen Schlöſſer, und verbrannten die Urkunden ihrer Feudallaſten. Auch in den Rheinlanden, beſonders in Köln war große Aufregung und bis nach Hamburg und Bremen hin wurden Reformen durchgeſetzt und die Mannheimer Forderungen wiederholt.

Auch in der Schweiz ſchritt die radicale Partei blitzſchnell zur That. Schon am 29. Februar wurde die preußiſche Regierung in Neuenburg geſtürzt und am 7. März in der Tagſatzung beſchloſſen, die alte Souverainetät der Cantone aufzuheben und mittelſt eines neuen Bundesvertrags eine Centralgewalt zu ſchaffen.

Um die Reform des deutſchen Bundes und die Einberufung eines deutſchen Parlamentes zu bewirken, traten am 8. März die bisherigen Häupter der Kammeroppoſitionen in Heidelberg zuſammen und luden alle frühern und gegenwärtigen Mitglieder deutſcher Kammern nach Frankfurt am Main zu einem Vorparlament ein, welches das wahre Parlament erſt vorbereiten ſollte. Die bedrohten Regierungen hielten es für das klügſte, ſich ganz den Conſtitutionellen hinzugeben, um mit ihrer Hülfe wenigſtens die Demokraten zu beſeitigen. Der Großherzog von Baden ernannte Welker, der Kurfürſt von Heſſen den lange verfolgten Jordan zu Bundestagsgeſandten. Der Bundestag ſelbſt machte Conceſſionen, um dem, was er nicht mehr hindern konnte, den Schein der Bundesgeſetzlichkeit und ſich ſelbſt ſeine Competenz und Autorität zu wahren. Am 9. nahm er den alten Reichsadler und die drei Reichsfarben wieder an und am 10. berief er Vertrauensmänner aus den bisherigen Oppoſitionen als Beiräthe der Bundestagsgeſandten nach Frankfurt ein.

Der König von Preußen ſchickte ſeinen Vertrauten, den General von Radowitz, nach Wien, um den Fürſten von Metternich zu bewegen, mit Preußen gemeinſam in Bezug auf die immer dringender gewordene Reform des deutſchen Bundes die Initiative zu ergreifen. Aber die Rieſenmacht Oeſterreichs war an einem einzigen Tage wie verſchwunden. Bei der erſten Nachricht aus Paris hielt Koſſuth im ungariſchen Reichstag zu Peſth (am 3. März)

eine Rede, in der er ſagte: „der Fluch eines erſtickenden Dampfes laſtet auf uns, jenes tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern des Wiener Regierungsſyſtems weht, nervenlähmend, niederdrückend jedes Geiſtes Flug. Aber im Namen der ewigen Jugend der Nation proteſtiren wir gegen die Schwäche und Verknöcherung des greiſenhaften Syſtems. Die bureaukratiſche Politik der Unbeweglichkeit wird zur Auflöſung der Monarchie führen.“ In Wien ſelbſt ſtellte zuerſt eine Adreſſe des Gewerbevereins vom 6. März an den Kaiſer freiſinnige Forderungen, dann auch eine des Leſevereins der Univerſität und eine der Studenten. Dieſe letztern verlangten die Entfernung Metternichs, am 11. Im Namen des ſchwachen Kaiſers nahm deſſen Oheim, Erzherzog Ludwig, die Adreſſe freundlich auf. Am 13. wurden zufällig die niederöſterreichiſchen Stände in Wien eröffnet und gleich in der erſten Sitzung von Studenten und Pöbel terroriſirt. Als Aufhetzer machten ſich zwei freche Juden, Fiſchhof und Goldmark, bemerklich. Koſſuth hatte ſeine Agenten in Wien. Sein Zweck war, jede geſetzliche Reform des Kaiſerreichs durch revolutionäre Gewaltthaten zu verhindern, damit Ungarn ſich deſto bequemer abſondern könne. Das Gleiche wollte Mazzini, und ihre geheimen Helfershelfer, meiſt Juden, wurden die Lenker des völlig kindiſchen Wiener Pöbels, der immer wilder umhertobte und Zerſtörungen anrichtete. Metternich ſelbſt verhielt ſich apathiſch und hatte nichts einzuwenden, als man ihm ankündigte, es wäre beſſer, er dankte ab. Er verließ Wien augenblicklich und entkam nach London. Der Kaiſer aber bewilligte Preßfreiheit und eine liberale Verfaſſung. Eine Bürgerwehr ſtellte die Ordnung wieder her. Aber außer den guten Bürgern waffneten ſich auch die Studenten und wußten auch die anweſenden Ungarn, Polen, Italiener und Pöbel aller Art ſich mit Gewehren des Staats zu verſehen. Wem dieſe neue Volksarmee eigentlich dienen ſollte, das zeigte ſchon am 15. der Triumpheinzug Koſſuths in Wien, indem er an der Spitze einer zahlreichen ungariſchen Deputation bei Fackelſchein und unter rauſchender Muſik, begleitet von vielen tauſend

Bewaffneten vor die Burg zog, um dem Kaiser die Forderungen der Ungarn in ihrer Adresse zu überbringen.

In Preußen war ebenfalls große Verwirrung. Vom Rhein her stürmten Adressen und Deputationen. Auch in den Ostprovinzen gährte es. In Breslau, Königsberg, Erfurt gab es große Tumulte. In Berlin selbst fanden vom 6. an täglich Zusammenrottungen statt. Unter den Zelten im Thiergarten wurde eine Adresse berathen, die von den Literaten und Juden der s. g. Zeitungshalle vorbereitet war. Am 14. erbat sich auch der Berliner Magistrat eine Audienz beim König, um ihm die Volkswünsche vorzutragen. Als nun die Nachrichten von Wien kamen, glaubte der König nicht länger zögern zu dürfen und verkündete am 17. die Preßfreiheit, die Berufung des Landtages schon auf den 2. April, „die Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat", ein Werk, welches „durch die großen Ereignisse in Wien wesentlich erleichtert werde," und die Einverleibung von Ost- und Westpreußen und Posen in den deutschen Bund. Auch wurde das bisherige Ministerium entlassen. Aber es gab Leute in Berlin, die das friedliche Zustandekommen der deutschen Einheit eben so wenig wollten, wie Kossuth in Wien. Von diesen ging wieder „unter den Zelten" die sinnlose Forderung aus, der König solle alles Militär aus Berlin entfernen. Ein großer Zug nach dem Schlosse sollte am 18. diese Forderung zur Geltung bringen. Magistrat und Bürgerschaft wurden darüber unruhig und beschlossen ihrerseits einen mehr loyalen Zug nach dem Schlosse, um dem Könige für die Concessionen zu danken und den radicalen Zug auf die Seite zu schieben. Als nun am 18. die beiden Processionen sich gegen Mittag in Bewegung setzten und den Schloßplatz erfüllten, auf welchem zur Sicherheit einiges Militär aufgestellt war, trat der König auf den Balcon heraus, grüßte lebhaft und wurde mit Lebehoch empfangen. Mitten im Lärm vernahm man eine starke Stimme vom Balcon „der König bewilligt alles." Aber es gab Gedränge, man hörte wiederholt rufen „fort mit dem Militär" und der Pöbel fing an Roß und Reiter von hinten zu stoßen und zu stacheln, als plötzlich zwei Schüsse fielen, ohne

übrigens jemand zu verwunden.*) Da schrie man „Verrath!“ und „zu den Waffen!“ Die Menge zerstob und bildete sich ein oder mochte glauben, es sey auf friedliche Bürger geschossen worden. Und wie mit einem Zauberschlage erhoben sich auch schon in allen Straßen Barrikaden. Der König war außer sich, daß seine gute Absicht mißkannt wurde, und ließ eine weiße Fahne aus dem Schlosse tragen mit der Inschrift: „Mißverständniß, der König will das Beste.“ Bürgermeister Krausnik schrie aus Leibeskräften aus einem Sprachrohr heraus, um das Volk aufzuklären. Aber alles half nichts mehr. Die Wühler aus der Zeitungshalle schossen auf die Schildwachen und zwangen das Militär zum Kampfe. Die wenig zahlreichen von General von Prittwitz commandirten Truppen drangen vom Schloß und von den Thoren aus gegen das mit Barrikaden erfüllte Innere der Stadt vor. Der Straßenkampf währte 19 Stunden fort bis den andern Morgen (Sonntag) um 9 Uhr. Gegen Morgen wurden die Truppen des Aufruhrs mehr und mehr Meister und derselbe beschränkte sich nur noch auf einen kleinen Theil der innern Stadt, als unerwartet Befehl gegeben wurde, das Schießen einzustellen. Vom Volke waren 216, vom Militär nur 18 Mann todt geblieben.

Mag auch die Angst der Königin in dem von Schlachtlärm umtobten Schlosse zu der Entschließung des Königs beigetragen haben, so trifft doch die Hauptschuld diejenigen, welche damals riethen, der König müsse sich auf die Seite des Volkes stellen, um populär zu bleiben und um die Sympathien des Liberalismus im westlichen und südlichen Deutschland nicht zu verscherzen. Wenn sie aber dem König zur Hegemonie in Deutschland verhelfen wollten, hätten sie um jeden Preis müssen fortschießen lassen, denn nur von einem siegreichen und mächtigen Könige, der Herr in seiner eigenen Hauptstadt war, konnte Deutschland Schutz und ein kraftvolles Auftreten

*) Hätte irgend ein einflußreicher Mann die Absicht gehabt, einen Querstrich durch die Concessionen des Königs zu machen, und einen blutigen Aufruhr zu veranlassen, um ihn zu besiegen und dann im russischen Sinne despotisch zu regieren, so würde es nicht bei diesen zwei blinden Schüssen geblieben, sondern das Militär würde sogleich energisch eingeschritten seyn.

erwarten. Der eben damals aus Paris zurückgekehrte preußiſche Geſandte, Heinrich von Arnim, noch ganz voll von den Pariſer Eindrücken, ſoll den König beſtimmt haben und wurde einige Tage ſpäter zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am gleichen Tage, den 19., traten bereits der liberale Graf von Schwerin und von Auerswald ins Miniſterium. Sämmtliche Truppen wurden aus der Stadt entfernt; die da geſiegt hatten, zogen mit verhüllten Fahnen ſtumm und in edler Entrüſtung ab. Der Prinz von Preußen (Wilhelm, Bruder des Königs), den man für reactionär hielt, verſchwand aus der Stadt. Sein Palaſt wurde nur dadurch geſchützt, daß man an die Thüren ſchrieb „Nationaleigenthum.“ Dieſer Prinz wurde abſcheulich verleumdet und nachdem er längſt in London angekommen war, log man in Berlin immer noch, er komme mit einer ruſſiſchen Armee von Warſchau herangezogen. Am 20. wurden die ſeit 1846 gefangen gehaltenen Polen entlaſſen, Mieroslawski hielt einen Triumpheinzug in Berlin und ließ Placate ankleben, worin er die Wiederherſtellung Polens verhieß. Alle anweſenden Polen erhielten Waffen, bildeten Cadres in Berlin ſelbſt. Am 21. nahm die preußiſche Armee neben der preußiſchen Kokarde die deutſche an, und ritt der König mit den drei deutſchen Farben geſchmückt durch die Straßen, die Studenten voran mit einer Reichsfahne, auf welche der deutſche Doppeladler geſtickt war. Die Kaiſerzurufe wehrte der König zwar mit lebhaftem Unwillen ab und eine Proclamation, die ihn König der Deutſchen nannte, wurde ſchnell wieder zurückgezogen und durch eine beſonnenere erſetzt; allein niemand konnte zweifeln, daß ſich in dem neuen Cabinet Stimmen für die Uſurpation kund gegeben hatten. Graf Schwerin ſelbſt hatte vor den Studenten den deutſchen König hoch leben laſſen. In den „an mein Volk“ und „an die deutſche Nation“ gerichteten Aufrufen wurde verſprochen „Preußen geht in Deutſchland auf“ und „Fürſten und Stände Deutſchlands ſollen gemeinſchaftlich als deutſche Ständeverſammlung die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutſchland berathen.“ — Am 22. wurden die im Kampf Gefallenen in 183 Särgen feierlich begraben. Der unermeßliche Zug

ging am Balcon des Schloſſes vorüber, auf dem der König zuſah. Im Zuge gingen alle Behörden und Corporationen, Prediger Sydow hielt die Leichenrede und ging in der Schmeichelei ſeines Publikums ſo weit, die Helden des Straßenkampfs vom 18. März denen des Jahrs 1813 an die Seite zu ſetzen. An demſelben Tage bewilligte der König ſeinem Volke die badiſche Schablone vollſtändig: Schutz der perſönlichen Freiheit, Preßfreiheit, Vereinsrecht, Schwurgericht, Aufhebung des exempten Gerichtsſtandes, Verantwortlichkeit der Miniſter ꝛc., und hetzte dagegen Julius (ein Jude) in einem Placat die Arbeiter auf.

Am 19. war auch Köln, am 20. Aachen und Crefeld in Aufruhr. In denſelben Tagen herrſchte in Breslau beinahe Anarchie. Daß am 29. Camphauſen von Köln zum Chef des Miniſteriums ernannt wurde, hatte auch ſeinen Grund in dem Wunſche, die aufgeregten Rheinlande zu verſöhnen.

Die Ereigniſſe in Berlin machten einen übeln Eindruck auf das ſüdliche Deutſchland. Der Umritt des 21. März wurde als eine Uſurpation verdächtigt und in München und Stuttgart ſowohl von der geheimen Partei der Reaction als von der offenen der Demokratie ausgebeutet, um die conſtitutionelle Partei indirect durch die Unpopularität des Königs von Preußen, auf den ſie ihre Hoffnungen geſetzt hatte, zu ärgern und zu ſchwächen.

Uebrigens führte die Wiener und Berliner Revolution die Entwaffnung des letzten Widerſtandes herbei, den die Regierungen in Sachſen, Hannover und Bayern den Forderungen des Volkes bisher noch geleiſtet hatten.

In Leipzig hatten bereits am 28. Februar die Buchhändler eine Petition um Preßfreiheit entworfen und Profeſſor Biedermann die badiſchen Forderungen auch für Sachſen formulirt, aber erſt die Nachricht, daß Metternich geſtürzt ſey, bewog den König, nachzugeben und ein neues liberales Miniſterium zu ernennen, in welchem ſich Profeſſor von der Pfordten bemerklich machte. Auch der alte König Ernſt Auguſt von Hannover bewilligte nach dem Sturze Metternichs die Aufhebung der Cenſur und als er von der Ver-

liner Revolution Kunde erhielt, gab auch er in allem nach, entließ den verhaßten Miniſter von Falcke und ließ durch den liberalen Stüve, Bürgermeiſter von Osnabrück, ein liberales Miniſterium bilden. — In München war noch alles in Aufregung, weil man glaubte, die ſchöne Lola habe ſich heimlich wieder eingeſchlichen, als die Kunde der Pariſer Februarrevolution die Gemüther vollends erhitzte. Am 2. März wurde eine Adreſſe mit mehr als 10,000 Unterſchriften bedeckt, in welcher die badiſchen Forderungen auch für Bayern geſtellt wurden. An demſelben Tage ſtürmte das Volk die Wohnung des Miniſter Berks und trieb ihn in die Flucht. Am 4. hatte man noch keine Antwort auf die Adreſſe. Das Volk tumultuirte in den Straßen, die Miniſter drangen in den König, nachzugeben, aber er wollte ſich nichts abzwingen laſſen. Da erſtürmte das Volk das Zeughaus und bewaffnete ſich. Prinz Karl ritt unter die Menge, ſie zu beſchwichtigen, und Einberufung der Stände wurde auf den 16. zugeſagt. Aber das Volk blieb unter Waffen, bis am 6. die Proclamation alles gewährte, was es wünſchte. Wallerſtein nahm ſeine Entlaſſung. Aber das Volk war inſofern noch nicht beruhigt, als es dieſe Conceſſionen ſelbſt nur für eine Schutzwehr hielt, hinter welcher die tödtlich verhaßte Lola ſich verſtecken wolle. Man glaubte, ſie ſey im Polizeigebäude verſteckt, welches daher am 16. vom Volk geſtürmt und demolirt wurde. Zur Beruhigung der wild empörten Maſſen erſchien eine Proclamation, worin es hieß, der Lola ſey das bayeriſche Indigenat entzogen und die Polizei beauftragt, auf ſie zu fahnden, wo ſie ſich blicken laſſe. Damals waren Ständemitglieder, Deputationen aus dem ganzen Lande in München; die Bürgerſchaft ſtand zuſammen, um den Tumulten ein Ende zu machen. Ein paar Tage lang wurde im Schloſſe unausgeſetzt verhandelt. Endlich am 20. um 10 Uhr in der Nacht erfolgte die Abdankung des Königs Ludwig, am folgenden Tage wurde ſein Sohn Maximilian II. als König proklamirt und erſchien eine Erklärung deſſelben, worin er die Volksvertretung am Bunde und alles vorher ſchon Zugeſagte aufs neue beſtätigte.

Inzwiſchen war das Vorparlament nach Frankfurt am Main ausgeſchrieben. Am 29. März hielt der früher verfolgte und mißhandelte Profeſſor Jordan als kurheſſiſcher Bundestagsgeſandter einen Triumpheinzug in Frankfurt und erhielten Welker, als badiſcher Bundestagsgeſandter, und Uhland, als württembergiſcher Vertrauensmann, Ständchen und Lebehochs, wobei dem preußiſchen Bundestagsgeſandten, Grafen Dönhoff, unter Pereatrufen die Fenſter eingeworfen wurden. Am folgenden Tage erklärte der Bundesrath, es ſollten in allen Bundesſtaaten Wahlen zu einem künftigen deutſchen Parlamente ausgeſchrieben werden. Damit kam er jedem ähnlichen Beſchluß des Vorparlamentes, welches am folgenden Tage eröffnet werden ſollte, zuvor, ergriff die Initiative und behielt ſich ſeine Competenz vor. An demſelben Abend empfingen Hecker und Struve große Fackelzüge.

Das Vorparlament wurde am 31. März in der Paulskirche zu Frankfurt, einer im antiken Style gebauten Rotunde, von dem Heidelberger Profeſſor Mittermaier eröffnet und beſtand nicht bloß aus Mitgliedern von deutſchen Kammern, ſondern hatte auch allerlei Zuläufer ohne Beruf aufgenommen, unter andern den jüdiſchen Literaten Wiesner, der als „einziger Oeſterreicher“ in der Verſammlung noch insbeſondere Ehrenbezeugungen empfing, ohne daß jemand bemerkt hätte, die Vertretung des großen Oeſterreich durch einen einzigen Juden ſey ein Scandal. Auch Preußen hatte nur wenige Vertreter geſendet. Die Mehrheit der Verſammlung bildeten die bisherigen Oppoſitionsmänner aus den Mittel- und Kleinſtaaten. Die Verſammelten beſchloſſen zuerſt, Schleswig (an welches der deutſche Bund keinerlei Rechtsanſpruch beſaß), ſo wie Oſt- und Weſtpreußen in den deutſchen Bund aufzunehmen und unter Anerkennung, daß die Theilung Polens ungerecht geweſen ſey, die Verhältniſſe Poſens zu ordnen. Ferner beſchloſſen ſie, die Reform des deutſchen Bundes ſolle darin beſtehen, daß an die Stelle des bisherigen föderativen Bundestags ein einheitliches Bundesoberhaupt und demſelben ein Reichstag in zwei Häuſern, einem Senat und einem Volkshauſe, an die Seite treten ſolle. Hecker und Struve nahmen einen ver-

geblichen Anlauf, um eine deutsche Republik und nachher wenigstens die Permanenz des Vorparlaments durchzusetzen. Allein die Mehrheit wies solche extreme Anträge um so mehr ab, als der Bundestag bereits die allgemeinen Parlamentswahlen zugesagt hatte. Um aber die Erfüllung dieser Zusage zu überwachen, wählte das Vorparlament, als es sich schon nach vier Tagen wieder auflöste, den Fünfzigerausschuß, welcher permanent bleiben sollte und dessen Präsident v. Soiron wurde. In ihm befanden sich außer älteren Berühmtheiten, wie Itzstein, Biedermann, Robert Blum und dem Königsberger Juden Jacobi, auch schon neue, so der jüdische Advokat Hekscher aus Hamburg, der Cigarrenhändler Raveaux aus Köln, der preußische Flüchtling Venedey ꝛc.

Unter den Beschlüssen des Vorparlaments war der wichtigste der, daß die zu wählende deutsche Nationalversammlung allein, mit ausdrücklicher Ausschließung der Fürsten, die künftige deutsche Reichsverfassung zu Stande bringen solle. Er wurde am 3. April gefaßt, an demselben Tage, an welchem ein Jahr später seine verhängnißvolle Thorheit jedermann klar werden sollte. Wenn sich die Volksvertreter anmaßten, über die Zukunft Deutschlands ohne die Fürsten zu entscheiden, so mußten sie sich zuvor im Besitz einer materiellen Macht befinden, der gegenüber die Fürsten ohnmächtig waren. Hecker und Struve hatten daher ganz Recht, wenn sie in dem Fortbestand jener Souverainetäten ein absolutes Hinderniß der Wiedergeburt Deutschlands erkannten, und sie täuschten sich nur, indem sie für möglich hielten, mit Brandschriften, Pöbelaufläufen und Freischaaren stehende Heere bezwingen zu können.

Einen Tag vor jenem unpraktischen Beschluß des Vorparlaments, am 2. April, hatte der Bundestag alle Ausnahmsgesetze seit den Karlsbader Beschlüssen aufgehoben. Am 4. aber beauftragte er Preußen, in dem Streite zwischen Holstein und Dänemark zu vermitteln. Der Bundestag, das Vorparlament konnte es nicht selber thun. Sie mußten Preußen darum bitten. Deshalb gab schon am 4. Paul Pfizer eine Erklärung, worin er darauf aufmerksam machte, daß man entweder nur durch und gleich jetzt mit Preußen

zum Zwecke gelangen werde, oder gar nicht. Er blieb aber vereinzelt, seine Stimme verhallte. Der Bundestag, scheinbar dem Vorparlament unterwürfig und gehorsam, verfügte allgemeine Wahlen zum deutschen Parlament, „um in Vereinigung mit den Fürsten ꝛc.", wahrte also das bereits vom Vorparlament verworfene Vereinbarungsprincip, was man damals übersah.

Unterdeß veranlaßten die Republikaner den s. g. Franzosenlärm. Sie streuten nämlich in Württemberg und Baden das Gerücht aus, große französische Heeresmassen seyen über den Rhein gegangen. Wirklich war die Leichtgläubigkeit so groß, daß an vielen Orten Anstalten zur Flucht der besten Habe getroffen wurden und man an andern sich bewaffnete. Der Zweck der Wühler war nur, eine allgemeine Volksbewaffnung zu veranlassen, aus der sie ihre Freischaaren recrutiren wollten. Solche wurden schon von Hecker, Struve, Fickler gesammelt. Den letztern hatte der badische Abgeordnete Matthy auf dem Bahnhof in Karlsruhe zu verhaften den Muth, als schon rings umher Anarchie war. Bei Mainz wurde die Eisenbahn zerstört, um keine Truppen durchzulassen. In Mannheim weigerten sich die Soldaten, gegen Hecker auszurücken. Die Demokraten tumultuirten auch in Stuttgart, Kassel, Bamberg, fanden aber nicht genug Anhang, obgleich das Geschrei: Hecker hoch! damals halb Deutschland erfüllte. Weil man den badischen Truppen nicht traute, wurden Hessen unter Gagerns Bruder Friedrich, der holländischer General gewesen war, gegen die Insurgenten commandirt und von einem kleinen württembergischen und bayrischen Corps unterstützt, die alle gegen das badische Oberland und den Bodensee zogen, nachdem Struve am 17. April in Constanz die deutsche Republik ausgerufen hatte. Am 20. stieß General Gagern auf Heckers Freischaaren bei Candern, ritt auf sie zu und sprach sie freundlich an, wurde aber von ihnen erschossen. Als die Hessen ihren Führer rächten und wüthend vordrangen, flohen die feigen Republikaner davon. Hecker, im grauen Calabreserhut mit wallender Feder, hochgestiefelt und bis an die Zähne bewaffnet wie ein Räuberhauptmann, gab nicht den geringsten Beweis der Tapferkeit, mit der er prahlte.

Noch viel weniger der windige Poet Herwegh, der eben von Paris eine deutſche Freiſchaar von 800 bis 1000 Mann herbeiführte, bei Doſſenbach auf eine halbe Compagnie Württemberger unter dem braven Hauptmann Lipp ſtieß und gleich ſchmählich Reißaus nahm, indem er ſich in einer Chaiſe, die ſeine Frau kutſchirte, unter dem Spritzleder verſteckte. So war dieſer Aufſtand ſchnell beſiegt. Doch hörten die einzelnen Tumulte nicht auf. Es gab deren im April noch beſonders in Aachen und Trier. Ebenſo jämmerlich endete die Prahlerei Mieroslawskis im Großherzogthun Poſen. Seine polniſchen Freiſchaaren wurden im Mai von preußiſchen Soldaten niedergeſchlagen. Sie hatten ſich große Grauſamkeiten gegen friedliche deutſche Bürger und Bauern erlaubt.

Am 2. April waren die preußiſchen Stände in Berlin zuſammen getreten, aber nur, um eine conſtituirende Verſammlung vorzubereiten, die am 22. Mai eröffnet werden ſollte. Unterdeß beſtürmte man den König, ſich Holſteins und Schleswigs anzunehmen, um ſich dadurch wieder in ganz Deutſchland populär zu machen, am 24. März ſetzten die beiden Herzogthümer eine proviſoriſche Regierung ein, den Herzog von Auguſtenburg, Graf Reventlow und Beſeler an der Spitze. Der Herzog, durch den offenen Brief um ſein notoriſches Erbrecht gebracht, glaubte jede Waffe gegen den ungerechten Vetter in Copenhagen brauchen zu dürfen und ſah ſich damals den Rücken gedeckt durch die Agitation Beſelers und Dahlmanns beim deutſchen Bunde und noch mehr durch die Sympathien, die ſeine Sache in Berlin fand. Der Bundestag in Frankfurt ſtimmte zu. Am 4. April beauftragte derſelbe den König von Preußen, im Namen des deutſchen Bundes dieſe däniſche Angelegenheit in die Hand zu nehmen und am 25. deſſelben Monats nahm Madai als Bundestagsgeſandter für Schleswig-Holſtein unbeanſtandet am grünen Tiſch in der Eſchenheimergaſſe ſeinen Platz ein. Der Krieg begann raſch. Die Dänen fielen ſchon am 9. April über die abgefallenen Truppen aus den Herzogthümern her und brachten ihnen bei Bau eine Niederlage bei. Aber ſchon waren die Preußen unter General Wrangel in Holſtein eingerückt. Die preußiſchen Garden

erſtürmten am Oſterſonntag (23. April) das Danewirk und am folgenden Tage ſiegten auch die hannöverſchen Bundestruppen unter General Holkett bei Oeverſen. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein und ſchrieb eine Contribution von 3 Millionen aus. Er wollte nämlich Jütland als Pfand behalten, bis die Dänen, die auf ihren Inſeln beim Mangel einer deutſchen Kriegsflotte unangreifbar waren, den deutſchen Forderungen würden nachgegeben haben. Allein am 24. Mai bekam er einen Rückzugsbefehl aus Berlin und der ganze Feldzug gerieth ins Stocken. Der König von Preußen ſcheint von Rußland bedroht worden zu ſeyn. Doch blieben die Preußen in Schleswig ſtehen und brachten den Dänen, die über die Hannoveraner hergefallen waren, noch eine Schlappe bei Düppel bei. Inzwiſchen hielten däniſche Schiffe alle deutſchen Häfen blokirt und thaten dem Handel nicht geringen Schaden.

2.

Die Paulskirche.

Mittlerweile waren die Wahlen zur deutſchen Nationalverſammlung in allen Bundesſtaaten von den Regierungen ſelbſt vollzogen worden und fielen nur in Böhmen mangelhaft aus. Es war etwas Großes, daß ſich wieder einmal ein deutſcher Reichstag, eine Vertretung der ganzen Nation verſammeln ſollte und es wehte in jenen ſchönen Frühlingstagen wie kaiſerliche Luft durch die deutſchen Gaue. Aber die Lenker der Bewegung waren nur Conſtitutionelle und Demokraten aus der franzöſiſchen Schule und hinter ihnen ſtanden die ſtreitenden Confeſſionen, die Particularintereſſen der Dynaſtien und Volksſtämme.

Die Verſammlung, das ſ. g. deutſche Parlament wurde am 18. Mai in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. eröffnet. Müller, Biſchof von Münſter, wünſchte, die Verſammlung möchte durch ein Gebet eröffnet werden, und ſagte: „wenn der Herr nicht das Haus

baut, bauen die Werkleute umsonst." Aber die Versammlung wollte nichts davon wissen und Raveaur rief verachtend aus: aide toi et le ciel t'aidera. Zum Präsidenten wurde Heinrich von Gagern gewählt, der damals vorzugsweise „der Edle" hieß. Man blieb bei dem Beschluß des Vorparlaments stehen, nach welchem das Vereinbarungsprincip ausgeschlossen wurde und die Versammlung allein die deutsche Verfassung machen sollte, ohne irgend eine Einmischung oder Widerrede von Seiten der Fürsten. Damit hing eine andre Maßregel zusammen. Die Versammlung beschloß nämlich auf Raveaux' Antrag, es sollen gleichzeitig neben dem allgemeinen deutschen Parlament in Frankfurt auch noch die Landesversammlungen der Einzelstaaten in Wien, Berlin, München ꝛc. tagen dürfen. Man setzte nämlich voraus, die Landesversammlungen würden, von nationaler Begeisterung durchdrungen, dem etwaigen Particularinteresse der Sonderregierungen entgegenwirken. Man fürchtete, die Macht der Fürsten könne in den deutschen Hauptstädten, wenn sie nicht durch Landesversammlungen controlirt würde, wieder zu sehr anwachsen und eine der Einheitsfrage gefährliche Stellung einnehmen. Raveaux' Antrag ging durch, nachdem er vergebens von Robert Blum bekämpft worden war, dessen Scharfblick es nicht entging, daß die Landesversammlungen bald mit Frankfurt rivalisiren und das Sonderinteresse, gegen welches sie wachen sollten, selbst befördern würden.

Am 25. Mai überbrachten Pazmandy und Skaley der Versammlung eine Begrüßung des neuen selbständigen ungarischen Reichs, die mit lautem Bravo entgegengenommen wurde. Man hätte zurückhaltender gegen Kossuth seyn, man hätte in Frankfurt alles in Bewegung setzen sollen, um die Waffen des deutschen Oesterreich in Italien, Böhmen und Ungarn zu unterstützen. Was man im Namen des deutschen Reichs anzuordnen und auszuführen versäumte, that nachher Oesterreich aus eigener Kraft und im eignen Namen nicht zum Nutzen der Frankfurter Einheitsbestrebungen. Die Paulskirche widerhallte damals zum öftern von den antinationalsten Reden. Arnold Ruge, Nauwerk und Genossen fluchten Windischgrätz und

Radetzki, ſegneten Koſſuth, Mazzini, den Slavencongreß und gaben alle Grenzen Deutſchlands Preis. Am würdigſten trat ihnen Radowitz entgegen. Eben ſo tactlos benahm ſich das Parlament, indem es unter ſeinen Augen den demokratiſchen Pöbel ungeſtraft Exceſſe begehen ließ. Die Conſtitutionellen hofften alles allein von Preußen und verhinderten doch nicht, daß die preußiſche Beſatzung in der Bundesfeſtung Mainz den ſchändlichſten Inſulten und Angriffen ausgeſetzt wurde, daß rings umher demokratiſche Volksverſammlungen jeden Gemäßigten ſchimpften und daß in der Paulskirche ſelbſt die Galerien von bezahlten demokratiſchen Schreiern überfüllt wurden, wodurch die Verſammlung terroriſirt wurde. Der Präſident ſchritt nicht dagegen ein und das Parlament verlor dadurch von Anfang an die äußere Würde. Fröbel durfte es wagen, im Juni einen demokratiſchen Congreß in Frankfurt ſelbſt als eine Art Gegenparlament zu eröffnen, welches ſich jedoch nur lächerlich machte, weil hier Frauen mitſprechen durften. Den größten Eifer zeigten die Demokraten in der Verführung der Truppen. Aus Heilbronn mußte ein württembergiſches Regiment deshalb entfernt werden. In der Bundesfeſtung Ulm erſchoß ſich der Gouverneur Graf Lippe aus Unmuth über den Geiſt der Truppen. In Altenburg warf ſich ein Advocat zum Dictator auf und ſtarb die Herzogin Amalie an den Folgen der erlebten Schrecken.

Anſtatt die dringendſten Fragen des Augenblicks zu erledigen, ließ das Frankfurter Parlament überall Geld ſammeln für eine deutſche Flotte, welche wirklich und in genügender Stärke herzuſtellen eine ganz andere Zeit und ganz andere Mittel erforderte. Noch unpraktiſcher war die Wahl eines proviſoriſchen Reichsverweſers. Gagern ſchlug den Erzherzog Johann dazu vor und man war naiv genug, das ſogar einen „kühnen Griff“ zu nennen. Niemand taugte weniger zum Reichsverweſer, als der Erzherzog, der immer nur eine öſterreichiſche Schildwacht in Frankfurt blieb und die Hoffnung, welche die Gagernſche Partei auf Preußen ſetzte, nur vereiteln konnte. Man erinnerte ſich aber ſeines populären Trinkſpruchs in Köln und hob ihn wider ſeinen Willen auf den

Schild. Die Gagernsche Partei wollte nur Zeit gewinnen, bis der König von Preußen durch Erfolge gegen die Dänen und durch die constitutionelle Entwicklung in Preußen selbst wieder populär genug würde, um ihn zum deutschen Kaiser vorschlagen zu können. Der Erzherzog schien ihr aber nicht gefährlich, weil Oesterreich damals tief im Verfalle lag. Andererseits wollten aber auch die deutschen Fürsten erst Zeit gewinnen und waren daher mit der Wahl des Erzherzogs ganz zufrieden. Robert Blum deckte boshaft das Geheimniß auf, daß der Bundestag schon vor dem Wahlact im Parlament (am 29. Juni) die Wahl des Erzherzogs gut geheißen habe. Die Demokraten aber wetteiferten von dieser Zeit an in Schmähungen gegen Preußen und suchten namentlich den König so unpopulär als möglich zu machen, um dadurch den geheimen Plan der Gagernschen Partei, welche die Mehrheit in der Paulskirche hatte, zu vereiteln. Der Erzherzog Reichsverweser kam am 11. Juli in Frankfurt an, der Bundestag übertrug ihm seine ganze bisherige Gewalt und trat ab. Johann bildete sich ein Reichsministerium und machte den schlauen Oesterreicher von Schmerling zum Minister des Aeußern, den preußischen General von Peucker zum Kriegs- und den Hamburger Juden Heckscher zum Justizminister, um es Oesterreich, Preußen und auch den schleswigbegeisterten Mittelstaaten recht zu machen. Alles Halbheiten. Hierauf begann das Parlament des breiteren über die künftigen deutschen „Grundrechte“ zu debattiren.

Was bildete man sich ein? Man wollte die Einheit einer großen Nation begründen auf dem Papier und hatte nicht die mindeste Macht dazu in der Wirklichkeit. Als am 6. August sämmtliche deutsche Truppen dem Reichsverweser huldigen sollten, geschah es nur in den kleinen Staaten. Oesterreich, Preußen und Bayern behielten sich ihren Sonderbefehl vor. Welche Unnatur, in die schwache Hand des Erzherzogs die Zügel von dreißig deutschen Regierungen zu legen, um sie nach einem Ziele hin zu lenken! Der Erzherzog wollte sich, wie er selbst sagte, „so weit thunlich“ mit den Landesregierungen ins Einvernehmen setzen. Wenn sie aber nicht wollten, wer konnte sie zwingen, da sie allein Armeen hatten?

In Berlin ging es damals noch bunter als in Frankfurt zu. Die conſtituirende Verſammlung, die am 22. Mai wirklich zuſammentrat, war der Metropole der Intelligenz überaus unwürdig, charakterlos und von Anfang an terroriſirt von demokratiſchen Schreiern. Auch das liberale Miniſterium benahm ſich äußerſt ſchwach (wie das in Wien), ſo daß der Pöbel in der Stadt Meiſter wurde und am 15. Juni das ſchöne und berühmte Zeughaus plünderte. Zugleich thaten die in Berlin herrſchenden Demokraten alles, um das Frankfurter Parlament zu discreditiren und zu verhöhnen, damit die gemäßigte conſtitutionelle Partei nicht aufkomme. Sie waren es, die in Preußen ſelbſt dem preußiſchen Kaiſerthum am eifrigſten entgegenarbeiteten.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte indeß ſeine gute Laune wiedergefunden, weil der Conflict zwiſchen Conſtitutionellen und Demokraten die Macht der Revolution ſichtlich abſchwächte. Auch war er ſeiner Truppen ſicher, die ſich an den Prahlereien des demokratiſchen Pöbels ekelten. Zudem wußte er wohl, daß die Mehrheit im Frankfurter Parlament ihn brauchte, ja ohne ſeinen Beiſtand entweder den Demokraten oder einer Reaction erliegen mußte. Er reiſte alſo heitern Sinnes an den Rhein und lud den Erzherzog Johann, wie auch Gagern und das Frankfurter Parlament zum Dombaufeſt in Köln ein, am 15. Auguſt. Sie kamen, der König aber trat als Herr auf und ſagte, nachdem er den Erzherzog umarmt hatte, zu Gagern: „Vergeſſen Sie nicht, daß es noch deutſche Fürſten gibt und daß ich einer davon bin.“ Er hatte den Feldzug in Schleswig abgebrochen und dadurch den Erzherzog genöthigt, Bundescontingente aus den mittleren und kleineren Staaten gegen Dänemark aufzubieten, war aber von demſelben ermächtigt worden, im Namen des deutſchen Bundes mit Dänemark zu unterhandeln. Am 26. Auguſt ſchloß demnach ſein Geſandter, General von Below, einen Waffenſtillſtand zu Malmoe, worin Dänemark zugab, daß Schleswig und Holſtein eine gemeinſchaftliche Regierung haben und daß dieſelbe halb vom deutſchen Bunde, halb von Dänemark beſtellt werden ſollte. Ein ſo wichtiges Zugeſtändniß hätte nun

das Parlament mit beiden Händen ergreifen ſollen, allein es genügte dem übermüthigen Unverſtande nicht, mit dem damals durch den Advokaten Beſeler, durch den Profeſſor Dahlmann und durch Heckſcher das Parlament inſpirirt worden war. Daſſelbe beſchloß, den Waffenſtillſtand nicht anzuerkennen und Dahlmann rief feierlich aus, wenn man ihn annähme, würde die Ehre Deutſchlands auf dem Spiele ſtehen.

Nun nahmen die Reichsminiſter ihre Entlaſſung und Dahlmann ſollte ein neues Miniſterium bilden, fand aber niemand, der das ſchwierige Werk hätte übernehmen wollen, den däniſchen Krieg ohne Preußen fortzuführen, oder Preußen zu zwingen. Das kühlte das allzu hitzige Parlament ein wenig ab. Radowitz wurde gehört, die Stimme der Vernunft drang durch, Heckſcher ſelbſt bekehrte ſich zur Annahme des Waffenſtillſtands. Man ſtimmte am 16. noch einmal darüber ab und nahm ihn diesmal an. Das Parlament trug jedoch keine Ehre davon, daß es binnen wenigen Tagen zurücknahm, was es eben erſt beſchloſſen hatte. Die Demokraten benützten das ſogleich, um Schimpf und Schande über die Mehrheit in der Paulskirche auszuſchütten. Die Linke that alles Mögliche, um die Pläne der Gemäßigten und ſomit auch das ganze deutſche Reformwerk zu vereiteln, denn allein waren beide zu ſchwach, den Fürſten etwas abzugewinnen. Die Linke verſündigte ſich überdies durch ihre Roheit, durch das bezahlte Gebrüll der Galerien, welches eine ruhige Berathung nicht aufkommen ließ, wie ſie doch dem Senat einer großen Nation geziemt hätte. Der Pöbel wurde bewaffnet und auf einer großen Volksverſammlung auf der Pfingſtweide bei Frankfurt ſchrie Zitz: „Jetzt wollen wir Fractur ſchreiben!“ Simon von Breslau wollte alle 34 deutſche Throne umſtürzen. Zunächſt galt es, das verachtete Parlament zu ſprengen. Man baute Barrikaden, aber ſchon waren Truppen aus dem nahen Mainz geholt worden und ſchützten die Paulskirche. Der Pöbel benahm ſich auch hier wieder feig trotz ſeiner Prahlerei und großen Zahl. Nur in den Gärten vor der Stadt kühlte er ſein Müthchen durch die grau-

ſame Ermordung des jungen und geiſtreichen Fürſten Lichnowski und des preußiſchen Generals von Auerswald (Bruder des liberalen preußiſchen Miniſters), am 18 September. Auch Heckſcher war bedroht und entging kaum dem Tode. Ebenſo der alte Turnvater Jahn, der ſich durch ſeine Preußentreue den Demokraten verhaßt gemacht hatte.

Der Tumult in Frankfurt rief eine Menge Aufläufe und Volksverſammlungen im ganzen weſtlichen Deutſchland vom Oberrhein bis Köln und Leipzig hervor. Auch wagte ſich Struve wieder mit einer Freiſchaar aus der Schweiz heraus, wurde aber bald im Schwarzwald gefangen. Der Fürſt von Sigmaringen mußte damals aus ſeinem revolutionirten Ländchen flüchten.

Auch in Berlin tobte der Pöbel ärger als je. Dem Miniſter Auerswald wurden, als er bei der Tafel ſaß, die Fenſter eingeworfen. Auch in Breslau gab es ſolche Unruhen, daß der Belagerungsſtand proclamirt werden mußte. Die aus Frankfurt vertriebenen demokratiſchen Wühler theilten ſich. Robert Blum und Fröbel gingen nach Wien, Arnold Ruge nach Berlin, um hier durchzuſetzen, was ſie in Frankfurt nicht vermocht hatten. Ein allgemeiner Demokratencongreß wurde nach Berlin einberufen. Hier umringte der Pöbel die conſtituirende Verſammlung, zeigte Stricke vor, an denen er die Gemäßigten hängen wollte, ließ keinen Abgeordneten mehr heraus und ſchreckte die armen gefangenen Volksvertreter Tag und Nacht durch wahnſinniges Geheul, am 30. October. In der Angſt votirte die Verſammlung die Abſchaffung des Adels. Aber zu einem offenen Angriff auf die Truppen in Potsdam (in Berlin waren noch immer keine) und zum Umſturz der Regierung fehlte der Muth. Man wollte erſt abwarten, was in Wien geſchehen würde.

3.

Oesterreichs Noth.

In Mailand regierte als österreichischer Vicekönig der apathische Erzherzog Rainer, während der damals schon 82 Jahr alte Feldmarschall Radetzki den Oberbefehl über das Militär hatte. Dieser merkwürdige Greis, der sich schon in den Revolutionskriegen der 90ger Jahre und als Chef des k. k. Generalstabs unter Schwarzenberg in den letzten Kriegen gegen Napoleon ausgezeichnet, hatte wiederholt die Regierung in Wien vor einer nahe bevorstehenden großen Revolution in Italien gewarnt, dringend um Verstärkungen gebeten, den Ausbau der Citadelle von Mailand, die Befestigung Anconas ꝛc. verlangt; aber mit demselben greisenhaften Stumpfsinn, mit dem man den Sonderbundskrieg hatte gewähren lassen, achtete man auch nicht auf die treuen Mahnungen Radetzkis. Als die Nachricht von der Pariser Februarrevolution in Mailand anlangte, kochte es in allen Gemüthern, doch erfolgte nicht gleich ein Ausbruch. Radetzki beging den Fehler, nicht sofort die in den kleinen Städten zerstreuten Garnisonen zusammenzuziehen. Seine Heeresmacht, im Ganzen 72,000 Mann, befand sich zu sehr im Lande zerstreut. Am 17. März reiste der Erzherzog nach Wien und an desselben Tages Abend kam die Nachricht von der dort ausgebrochenen Revolution. Nun war kein Halten mehr. Der Podesta von Mailand, Casati, und der Erzbischof daselbst, Romilli, beide wie auch Graf Borromeo, das Haupt des lombardischen Adels, längst in die Verschwörung eingeweiht, pflanzten schon Morgens am 18. die dreifarbige Fahne auf und forderten vom Grafen O'Donnel, der für den abgereisten Vicekönig die Geschäfte leitete, die Gewährung aller Forderungen der Lombarden, als natürliche Folge der Gewährungen in Wien. O'Donnel hatte keine Instructionen, war zum Nachgeben geneigt und suchte Radetzki von jedem Einschreiten abzuhalten, wurde aber vom Volk gefangen, während in den Straßen schon Barrikaden gebaut wurden.

Radetzki verſäumte nun keinen Augenblick, ſondern ließ die Lärmkanonen donnern und die Truppen ausrücken.

In dem hiemit beginnenden viertägigen Straßenkampf in Mailand zeigten die Lombarden wenig perſönlichen Muth. Man ſah niemals einen Kämpfer auf den völlig leeren Straßen, außer Soldaten. Die Inſurgenten blieben ſtets hinter bedeckten Fenſtern, Dach- und Kellerlucken verſteckt. Aber jeder Verſuch, in den engen Gaſſen der Stadt vorzubringen, koſtete den Truppen zu vielen Verluſt. Radetzki erkannte es daher für nothwendig, nur die Thore und die Citadelle beſetzt zu halten. Es war aber nicht mehr möglich, alle Truppen zurückzuziehen. Kleinere Abtheilungen blieben abgeſperrt und wurden getödtet oder gefangen. Es regnete unaufhörlich, die vom Kampf ermüdeten Truppen hatten nichts zu eſſen. Man rieth Radetzki, die Stadt von der Citadelle aus zu bombardiren. Aber er wollte die ſchöne Stadt nicht vernichten und wußte auch bereits, daß der treuloſe Karl Albert von Sardinien mit ſeiner ganzen Armee im Anzuge ſey. Gegen dieſen und die empörte Stadt zugleich zu kämpfen, war er zu ſchwach, denn er hatte nur 20,000 Mann beiſammen. Er entſchloß ſich daher in der Nacht des 22., mit allen ſeinen Truppen Mailand zu verlaſſen. Es war eine finſtere, kalte, ſtürmiſche Nacht; ſchweigend zogen die tapfern Truppen, tief in ihre Mäntel gehüllt, ihrem greiſen Führer nach, unbeſiegt. Sie hatten in dem langen Kampf doch nicht mehr als 181 Todte verloren, das Mailänder Volk nur ungefähr eben ſo viel.

Die Mailänder glaubten aber, ihre unüberwindliche Tapferkeit habe die Oeſterreicher in die Flucht geſchlagen, und brachen in einen ungeheuern Jubel aus, während Karl Albert raſch vorrückte. Radetzki nahm eine feſte Stellung zwiſchen dem Mincio und der Etſch, in dem Dreieck, welches die feſten Plätze Mantua, Peschiera und Verona bilden, am Fuß der Gebirge, da wo die große Straße aus Tirol in die Ebene der Lombardei einlenkt. Hier blieb er ſtehen wie angewurzelt, um Verſtärkungen aus Deutſchland an ſich zu ziehen. Die vereinzelten öſterreichiſchen Garniſonen in Brescia, Cremona,

Como, Padua, Treviso, Udine und einigen andern blieben abgeschnitten und wurden gefangen. In Brescia wurden 70 Officiere, denen der freie Abzug zugesichert worden war, geplündert und an Karl Albert ausgeliefert. Dagegen gelangten die Garnisonen von Modena und Monza und ein Theil derer von Brescia und Cremona glücklich zu Radetzki, und die Festung Mantua wurde durch den Muth des Commandanten Gorckowski mit geringer Mannschaft gegen eine Uebermacht von Aufrührern behauptet. Auf die elendeste Weise ging Venedig verloren. Hier kam der Gouverneur, Graf Palffy, um alle Besinnung, und ebenso Graf Zichy, dem er den Befehl abtrat. Ohne Noth wurde hier mit dem empörten Volke capitulirt, der tapfere Oberst Marinowich, der allein Besonnenheit zeigte, im Stich gelassen und vom Pöbel grausam ermordet. Sämmtliche österreichische Truppen zogen ab und der radicale Advokat Manin trat an die Spitze der wiederhergestellten Republik, am 22. März.

Radetzkis ganze Stärke belief sich damals auf 30—40,000 Mann. Karl Albert hatte deren 60,000 aus Piemont mitgebracht und 8000 Lombarden schlossen sich an. Er wäre daher, auch ohne die Hülfstruppen aus Mittel- und Süditalien, die da kommen sollten, abzuwarten, stark genug gewesen, um den weit schwächern Radetzki aus seiner Stellung bei Verona zu vertreiben. Aber er that es nicht, er blieb vor ihm stehen, wochen-, monatelang. Er unterhielt nämlich geheime Verbindungen mit den Revolutionären in Wien und bildete sich ein, durch Unterhandlungen mit der dort eingeschüchterten Regierung werde er die Freigebung von ganz Italien ohne Kampf erreichen. In dieser Erwartung bestärkten ihn die englischen Zwischenträger. Sein langes Zögern entsprach aber nicht dem Namen spada d'Italia (Schwert Italiens), den man ihm prahlerisch beilegte.

Die Regierung in Wien war damals in voller Auflösung. In der Stadt herrschte eine gemüthliche Anarchie, während sich ein gewaltiges Volksheer bildete, aus der bürgerlichen Nationalgarde, aus der akademischen Legion der bewaffneten Studenten, deren Hauptquartier die Aula war, die sich durch Techniker, Chirurgen ꝛc.

ergänzten, das große Wort führten, als Lieblinge des Pöbels ſich die Polizeigewalt anmaßen durften, ſelbſt aber wieder von Agenten Koſſuths, insbeſondere von Juden geleitet wurden, ferner aus den nichtdeutſchen Freicorps, Polen, Ungarn, Italienern und endlich aus einer großen Maſſe bewaffneter Arbeiter und Pöbel aller Art. Wien ſchwärmte wie ein Bienenſtock, alle Straßen waren bedeckt mit koloſſalen Placaten, in denen zu immer neuen Forderungen aufgereizt wurde. Ueberall ſtachelten Volksredner die Maſſen auf. Um von der neuen Preßfreiheit Gebrauch zu machen, wetteiferten eine Menge neue Tagblätter in den frechſten Forderungen, Schmähungen und Verleumdungen. Am 1. April hielten die großen Geldmänner, Rothſchild, Sina, Stametz-Mayer ꝛc. eine Conferenz, worin ſie beſchloſſen, der Regierung dringend zu rathen, ſie möge Italien freiwillig aufgeben, um den Frieden, den italieniſchen Markt und die Curſe zu erhalten. Mehrere Wiener Blätter nahmen offene Partei gegen Radetzki. Auch unter dem Volk gaben ſich die Agenten Koſſuths und Mazzinis alle Mühe, für die Italiener Sympathien zu wecken. Aber hier verleugnete ſich das deutſche Blut doch nicht. Alle Studenten aus Tirol beſchloſſen ſogleich, den alten Pater Haſpinger an der Spitze, nach ihrem bedrängten Vaterlande zu eilen.

Am 4. April entſagte Erzherzog Ludwig der Leitung der Geſchäfte und Erzherzog Franz Karl übernahm ſie mit eben ſo ſchwacher Hand. Graf Ficquelmont wurde Miniſter. Aber alle dieſe Aenderungen fruchteten nichts. Koſſuth wollte Wien nicht mehr zu Athem kommen laſſen. Am 5. wurde dem Erzbiſchof eine Katzenmuſik gebracht mit greulichem Lärm und Geheul. Am folgenden Tage ſtürmte der Pöbel die Häuſer der Liguorianer und Redemptoriſten, zerſtörte alles und vertrieb die Mönche, ſelbſt die armen Nonnen unter roher Behandlung. Die Katzenmuſiken wiederholten ſich ſeitdem faſt jede Nacht. Man brachte ſie dem päpſtlichen Nuntius, dem Fürſten Lichtenſtein, hohen Geiſtlichen und ſelbſt Miniſtern. Die Anarchie theilte ſich mehr oder weniger den Provinzen mit, das deutſche Tirol ausgenommen, welches dem Kaiſer unbedingt treu blieb. Nächſtdem zeigte ſich Mähren ruhig und auch

in Galizien gelang es der polnischen Agitation nicht, Unruhen zu erregen.

Am gefährlichsten war Ungarn, weil hier Kossuth nicht blos auf die Losreißung dieses Reichs von Oesterreich hinarbeitete, sondern auch, um diesen Zweck sicherer zu erreichen, die Anarchie in Wien selbst permanent zu machen suchte. Der schwache Kaiser hatte der großen ungarischen Deputation am 15. März, der sogar der junge Palatinus Stephan das Wort geredet, eine Menge Reformen und sogar ein nationales Ministerium bewilligt, welchem Graf Batthyanyi vorstand und in welches Kossuth für die Finanzen eintrat. Dieser forderte allgemeines Wahlrecht, Aufhebung des Zehnten und aller Grundlasten ꝛc., wodurch er der bisherigen Aristokratie den Todesstoß zu geben suchte, und verlangte zudem Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn, eine eigene Nationalbank, Ausschluß alles österreichischen Papiergelds und das Verbot für ungarische Truppen, dem Kaiserhause außerhalb Oesterreich zu dienen. Ein revolutionärer Klub in Pesth und das bewaffnete Volk schreckte den Reichstag dergestalt, daß er in seiner Schlußsitzung, zu der sich Kaiser Ferdinand selber von Wien hatte herbeilocken lassen, mit dessen Zustimmung Kossuths Forderungen volle Gesetzeskraft verlieh, am 11. April. Der bisherige Vorkämpfer aller liberalen Reformen in Ungarn, der edle Szechenyi, sah in dieser Ueberstürzung Ungarns Untergang und verlor den Verstand. Das Wiener Ministerium hatte ihn schon verloren.

Die Böhmen verlangten schon am 28. März eine neue Verfassung, die Vereinbarung der früher zu Böhmen gehörigen Länder mit der Krone Böhmen, alle üblichen liberalen Neuerungen und eine möglichst unabhängige Verwaltung. Professor Palacky in Prag verhinderte in Böhmen die Wahlen zum deutschen Parlament in Frankfurt, überwarf sich aber mit Oesterreich nicht wie Kossuth, sondern bot der Regierung in Wien seine Unterstützung an, wenn sie das slavische Element im Reiche begünstigen wolle. In Folge dieses geheimen Einverständnisses erklärte das Wiener Ministerium am 21. April, Oesterreich wolle seine Sonderstellung im deutschen Bunde

wahren und behalte sich seine endgültige Zustimmung zu allem vor, was etwa in Frankfurt beschlossen werde. Dieser Erklärung folgte am 25. die Verkündigung einer neuen Verfassung für den österreichischen Kaiserstaat, von welchem Ungarn und Italien einstweilen ausgeschlossen blieben, so daß nunmehr die slavische Nationalität darin überwog. Zugleich wurde Palacky zum Cultminister vorgeschlagen und der Kaiser eingeladen, seine Residenz nach Prag zu verlegen.

Der Ausführung dieses Plans arbeitete aber Kossuth mit allen Mitteln entgegen. Als vollends Graf Latour, ein thatkräftiger Mann, Kriegsminister wurde, erregten Kossuths Agenten wieder eine ungeheure Erhitzung in Wien. Ein Centralausschuß der akademischen Legion, vom Juden Goldmark geleitet, verwarf alles bisher vom Kaiser Bewilligte und forderte eine constituirende Versammlung. Ficquelmont dankte ab. Ein Versuch der andern Minister, den revolutionären Centralausschuß aufzuheben, mißlang. Während Goldmark die Studenten und der Pole Burian den Pöbel in die Waffen rief, trotzte Giskra dem Ministerrath die Bewilligung aller Forderungen ab. Aber am 18. Mai war der Kaiser mit seiner ganzen Familie aus Wien verschwunden und erklärten die Minister, sie hätten abgedankt und wollten nur noch provisorisch im Amt bleiben, bis sie ersetzt würden. Der Kaiser ging nicht nach Prag, sondern nach Tirol. Er war gut berathen, denn er entging somit der böhmischen, wie der ungarischen Intrigue. Wien war nun eigentlich regierungslos und es ging dort toller als je her. Man sprengte aus, Fürst Windischgrätz komme von Prag mit einer Armee, um Wien dem Kaiser wiederzuerobern. Nun baute alles Barrikaden und setzte Wien in furchtbaren Vertheidigungsstand. Aber alles war nur Muthwillen. Die Barrikaden wurden von lüderlichen Dirnen besetzt, die am hellen Tage den schändlichsten Unfug trieben. Der bisherige Centralausschuß erweiterte sich zu einem „Ausschuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten." Ihr Präsident wurde der Jude Fischhof, dessen Autorität der Minister von Pillersdorf auch anerkannte, indem er ihn nur um Ruhe und Schonung bat.

In Prag war man über diese Wendung der Dinge sehr erbittert. Die Czechen wollten nun auf eigene Rechnung handeln und beriefen zum 2. Juni einen großen Slavencongreß nach Prag, dem Palacky vorsaß. Prag füllte sich mit altslavischen Costümen. Ueberall hörte man nur slavisch reden und wallte die slavische Fahne mit den drei Farben wie die französische. Zu den Böhmen gesellten sich hier Galizier, Serben, Polen, sogar Russen, aber ihre Mundarten waren so verschieden, daß sie auf ihrem Congreß zur bessern Verständigung deutsch reden mußten. Der gelehrte Schafarik betonte, es handele sich zunächst nur um die Czechen, und nicht um den Panslavismus. Durch den letztern wäre man mit Preußen und Rußland in Conflict gekommen und man wollte nur mit Oesterreich zu thun haben. Da in Wien kaum noch eine Regierung bestand, hielten sich die Czechen für berechtigt, in Prag eine provisorische Regierung zu wählen. Dagegen protestirte Pillersdorf von Wien aus und die Czechen konnten nichts erreichen, so lange Fürst Windischgrätz als Gouverneur mit österreichischen Truppen in Prag stand. Man erregte Tumult und baute Barrikaden. Kaum hatte Windischgrätz seinen Palast verlassen, als seine Gemahlin, die ihm aus dem Fenster nachsah, durch einen Schuß getödtet wurde. Auch sein Sohn wurde im Straßenkampfe schwer verwundet, am 12. Juni. Man unterhandelte ohne Erfolg. Da verließ Windischgrätz am 14. die Stadt, aber nur, um seine Truppen auf dem Hradschin aufzustellen und von dessen Höhe herab die Stadt zu bombardiren, und schon die ersten Kugeln reichten hin, dem Aufruhr ein Ende zu machen. Die Führer desselben entflohen und Prag ergab sich. Ein erster Sieg der kaiserlichen Partei von großem moralischen Erfolge.

Gleichzeitig mit den Böhmen hatten die zu Ungarn gehörigen Serben und die Croaten unter ihrem Ban Jelachich gegen Kossuths Vorgehen protestirt. Der Ban ging nach Innsbruck zum Kaiser, wurde aber nicht gehört, weil die kaiserliche Regierung damals noch nicht mit Ungarn offen brechen wollte, um nicht noch in größere Noth zu kommen. Kossuth selbst war ganz damit zufrieden, denn er konnte nun immer noch als ungarischer Minister im Namen des

Kaiſers handeln und die noch in Ungarn ſtehenden kaiſerlichen Truppen mußten ihm gehorchen, was die deutſchen Offiziere in große Verlegenheit brachte.

Erzherzog Johann kam auf kurze Zeit nach Wien und erſetzte den geängſtigten Pillersdorf durch den greiſen Diplomaten Weſſenberg, dem er neben Latour den liberalen Advokaten Bach als Juſtizminiſter und Kraus als Finanzminiſter beigab. Beim Kaiſer in Innsbruck gab ſich England viele Mühe, die freiwillige Abtretung der Lombardei zu erlangen, und es war nahe daran, daß ſie bewilligt worden wäre, wenn nicht Radetzki von Verona her proteſtirt hätte.

4.

Radetzki und Windiſchgrätz.

Karl Albert lag noch immer vor Verona und griff nicht an, weil er hoffte, Oeſterreich werde auch ohne ihn in Trümmer gehen. Auch wollte er ſich ſeine Armee erhalten, um das übrige Italien unter ſich zu bringen. Dort war alles in Gährung.

Als ſich Mailand befreit hatte, brach der Sturm auch in Rom aus. Vergebens wollte der Papſt ihn durch eine Verfaſſung und durch ein weltliches Miniſterum beruhigen. Alles waffnete ſich und die päpſtliche Armee zog unter General Durando dem Sardenkönig zu Hülfe, wogegen der Papſt vergebens proteſtirte. Auch aus Toscana zogen dem Sarden 7000 Mann zu und aus Modena wurde der Herzog vertrieben. Aus Neapel führte Wilhelm Pepe dem Sarden 13,000 Mann zu. Palmerſton aber behielt ſich ſeinen Einfluß in Süditalien vor und ließ durch Lord Minto wühlen und Freiſcharen aus Sicilien hinüber kommen, die am 15. Mai einen furchtbaren Tumult in der Stadt Neapel erregten. Aber die vier Schweizerregimenter des Königs reichten hin, den ganzen Aufruhr niederzuſchlagen.

Unterdeß zog Radetzki nur mühsam kleine Verstärkungen an sich. Ein Versuch der Italiener, ihm in den Rücken zu kommen, wurde am 18. April durch die tapfern Tiroler Bauern abgeschlagen. Durch Latours Fürsorge hatte Nugent 13,000 Mann am Isonzo zusammen gebracht und suchte zu Radetzki zu stoßen. Karl Albert versäumte, ihn aufzufangen, griff zum erstenmal am 6. Mai bei St. Lucia Radetzkis Vorposten an und wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen, so daß Nugents Corps sich bald nachher mit Radetzki vereinigen konnte. Der letztere war nun schon stark genug, um angriffsweise vorzugehen. Mit einem gewaltigen Stoße zertrümmerte er das toscanische Hülfscorps bei Curtatone, erlitt aber am folgenden Tage selbst eine Schlappe bei Gaito, wo Fürst Felix Schwarzenberg verwundet wurde. Damals erhielt Radetzki vom Kaiser aus Innsbruck Befehl, dem König Karl Albert einen Waffenstillstand anzutragen, welchem sodann ein Friedensschluß im Sinn Palmerstons hätte folgen sollen. Aber Radetzki faßte den großherzigen Entschluß, nicht zu gehorchen, sondern den verwundeten Fürsten Felix mit einem Schreiben an den Kaiser zu senden, worin er denselben dringend bat, den Muth nicht zu verlieren. Fürst Felix benutzte seine Anwesenheit in Innsbruck vortrefflich und ihm nächst Radetzki verdankt Oesterreich seine Rettung.

Die kleine Festung Peschiera mußte sich nach tapferer Gegenwehr aus Hunger dem Sarden ergeben und dieser konnte versuchen, den Weg durch Tirol nach Verona durchzuschlagen. Deshalb sicherte sich Radetzki den zweiten Verbindungsweg, auf dem Nugent gekommen war, überfiel Durando in Vicenza und zwang ihn zu capituliren. Nun kamen auch noch 12,000 Oesterreicher unter Welden von Bassano her, besetzten Padua und verstärkten die Besatzung in Ferrara. Karl Albert belagerte unterdeß eifrig Mantua, was ihm ein guter Stützpunkt geworden wäre. Nun aber fiel Radetzki über ihn her. In der Nacht auf den 23. Juli bei einem schrecklichen Gewitter brachen die Oesterreicher auf und erstürmten am Morgen, als die Sonne wieder heiß brannte, die verschanzte Stellung des Feindes bei Custozza. Die dort zurückgelassene österreichische Brigade wurde

aber am andern Tage von feindlicher Uebermacht wieder hinab geworfen. Beide, ſowohl Radetzki als Karl Albert ſuchten mit ihrer Hauptmacht einander, wo ſie nicht waren, und kamen ſich gegenſeitig in den Rücken, bis ſie einander am 25. wieder bei Cuſtozza trafen. Es war eine Hitze von 28 bis 30 Graden und viele Soldaten ſtarben am Sonnenſtich. Die Oeſterreicher ſtürmten aber unwiderſtehlich vorwärts und nach verzweifelter Gegenwehr erlitt Karl Albert eine ſchreckliche Niederlage. Seine geſchlagene Armee wagte nur noch einmal einen kurzen Widerſtand in Cremona und konnte ſich auch in Mailand nicht halten. Hier wurde er vom wüthenden Pöbel inſultirt und floh. Schon am 6. Auguſt zog Radetzki an der Spitze ſeines ſiegreichen Heeres in ſtillem Triumphe in Mailand wieder ein, ließ aber Gnade für Recht ergehen und gewährte auch dem Sarden den erbetenen Waffenſtillſtand und Schonung ſeiner Grenzen. Oeſterreich mußte damals zufrieden ſeyn, nur das Verlorene wieder gewonnen zu haben.

Radetzkis Sieg führte unmittelbar zu einer Annäherung Lord Palmerſtons an den ruſſiſchen Kaiſer unter Vermittlung des ruſſiſchen Geſandten in London, Baron Brunnows. Palmerſton ergrimmte, daß Radetzki ſeinen italieniſchen Plan durchkreuzt hatte, fand Frankreich keineswegs gewillt, ſich gegen Oeſterreich hetzen zu laſſen, ergriff daher gern die dargebotene Hand Rußlands. Von dieſer Zeit an nahm er mehr Partei für die Dänen gegen das deutſche Intereſſe in Holſtein und Schleswig, und geſtattete den Ruſſen auch, was ihnen in den Donaufürſtenthümern zu thun beliebte. Auch hier gab es eine Revolte gegen den Hoſpodar der Moldau, Fürſt Sturdza, der ſeine Würde in Conſtantinopel und Petersburg erkauft hatte und unter ruſſiſchem Schutz die ſchnödeſte Tyrannei übte, aber ruſſiſche Truppen ſchützten ihn.

In Wien blieb unterdeß das Volk Meiſter und Koſſuth mit der ganzen Macht Ungarns ſtand ihm zur Seite. Wien war im Sommer von faſt allen Reichen und Vornehmen verlaſſen. Der Sicherheitsausſchuß und die Aula herrſchten neben dem Miniſterium und Reichstag fort. Die conſtituirende Nationalverſammlung war

am 22. Juli noch von Erzherzog Johann eröffnet worden. Gleich der berliner enthielt sie eine Menge Mittelmäßigkeiten und Verschrobenheiten und wurde von den Klubs und vom Straßenpöbel terrorisirt. Aus Besorgniß, die Slaven könnten die Mehrheit erlangen, ließen sich viele Deutsche lieber von Kossuth mißbrauchen. Uebrigens herrschte anfangs in der Versammlung dieselbe Mäßigung, wie in der Stadt, denn Kossuth gebot damals Ruhe, um den Kaiser nach Wien zurückzulocken. In Innsbruck stand derselbe zu sehr unter dem Einfluß des Muthes, der aus Radetzkis Lager kam. Man wollte ihn daher wieder in Wien haben, um seiner Schwäche alles abtrotzen zu können.

Kaiser Ferdinand kehrte wirklich am 12. August nach Wien zurück, und am 24. löste die Regierung den Sicherheitsausschuß auf, der auch keinen Widerstand leistete. Dagegen bestätigte der Kaiser die vom Reichstag beschlossene Aufhebung des ländlichen Unterthanenverbandes und Entlastung alles bäuerlichen Besitzes.

Kossuth hatte am 22. Juli im ungarischen Reichstag die Aushebung von 200,000 Mann Nationaltruppen (Honveds) und das Ausgeben von 42 Millionen Gulden in Papiergeld (die berüchtigten Kossuthnoten) durchgesetzt, um sich eine Macht zu schaffen, mit der er nöthigenfalls dem Kaiser würde widerstehen können. Aber er legte den größten Werth darauf, daß seine Truppen im Namen des Kaisers die Serben als Rebellen gegen den Kaiser behandelten. Dieser blutige Kampf war im Banat seit dem Juli aufs heftigste entbrannt. Die Serben fochten, gleich den alten Hussiten, auf und hinter ihren beweglichen Wagenburgen. Von beiden Seiten wurden die gräßlichsten Grausamkeiten verübt. Die Serben zeichneten sich durch die lange Vertheidigung von Szent-Tamas und durch mehrere Siege aus, bis im August ihr Lager bei Perlaß von dem ungarischen General Kiß gesprengt wurde. Aber nun brach Jellachich mit einem starken Croatenheer von Agram auf und überschritt die Donau, um wirklich im Namen des Kaisers die Ungarn zu züchtigen, die nur zum Schein in seinem Namen handelten.

Das bewog Kossuth, eine große Deputation von 150 ungari-

ſchen Herren nach Wien zu ſchicken, um dem Kaiſer zu ſchmeicheln, da es aber mißlang, entfernten ſich die Deputirten und pflanzten, indem ſie das Dampfſchiff beſtiegen, welches ſie nach Peſth zurückbrachte, die rothe Fahne auf.

Eine zweite große Deputation, die Koſſuth nicht mehr an den Kaiſer, ſondern an die Nationalverſammlung in Wien ſchickte, wurde von der letztern nicht angenommen, fraterniſirte aber mit dem demokratiſchen Verein und gab die Looſung: Wien muß mit Ungarn ſiegen oder untergehen! Fröbel befand ſich ſchon in der Mitte der Wiener Demokraten, der Hauptredner jener Tage aber war der Jude Tauſenau, Koſſuths Agent. Man wollte die Bauern ins Intereſſe ziehen, durch ſie das Volksheer verſtärken. In Schaaren wurden ſie nach Wien gelockt, um am 24. dem Abgeordneten Kudlich, der am meiſten für die Bauernemancipation gethan, einen Fackelzug zu bringen. Auch diesmal hielt Tauſenau wieder eine Rede zum Volk gegen die Reaktionäre und ſchloß mit den Worten: die Hunde müſſen alle hängen! Koſſuth ſoll damals ausgerufen haben: eine Million für eine neue Revolution in Wien! Gewiß iſt, daß er viel Geld ausgab. Durch Pulszki empfingen die Juden Tauſenau und Goldmark damals Geldſummen von ihm. Auch an die Studenten wurde Geld vertheilt. Als derjenige aber, den man wegräumen müſſe, wurde der Miniſter Latour bezeichnet, weil Koſſuth fürchtete, derſelbe werde außer den Croaten bald auch deutſche und böhmiſche Truppen gegen Ungarn ſchicken.

Ein Verſuch des Erzherzog Palatinus Stephan, den Krieg aufzuhalten, mißlang. Er begab ſich in das ungariſche Heerlager bei Ofen, die Ungarn litten aber nicht, daß er ins Lager der Croaten gehe, wohin ihn Jellachich zur Unterhandlung eingeladen hatte, und da er endlich begriff, daß er nur zu lange von Koſſuths Partei mißbraucht worden, legte er ſein Amt nieder und ging nach Wien, am 21. September. Der Kaiſer aber ernannte den General Grafen Lamberg zu ſeinem Statthalter in Ungarn. Batthyanyi und ſein gemäßigter Anhang beſchloß in Koſſuths Abweſenheit, den neuen Statthalter anzuerkennen und mit Jellachich einen Waffenſtillſtand

abzuschließen. Kossuth kam aber zurück, widerrief Batthyanyi's Maßnahme und schwur dem Grafen Lamberg statt Gehorsam Tod. Als der arme Statthalter nun über die Donaubrücke fuhr, kam ihm schon ein Schwarm Sensenmänner entgegen, riß ihn aus dem Wagen und schlachtete ihn auf grausame Weise ab, während er wie erstaunt zu seiner Rechtfertigung das kaiserliche Schreiben noch hoch emporhielt, am 28. September. Nun war keine Versöhnung mehr möglich. Batthyanyi floh nach Wien. Die Generale Rott und Philippowich, die mit 8000 Mann zum Ban stoßen sollten, wurden von den Ungarn unter General Perczel umringt und gefangen.

Die Revolution in Wien, durch die sich Kossuth decken wollte, brach am 6. October aus. Ein Grenadierbataillon sollte von Wien zur Unterstützung des Ban abmarschiren, wurde aber durch Geld, Wein und Mädchen zur Insubordination gebracht. Als es dennoch, von andern Truppen begleitet, marschiren mußte, warfen Arbeiter, Nationalgarden und Studenten Barrikaden vor ihnen auf, zertrümmerten eine Eisenbahnstrecke und begannen offenen Kampf an der Taborbrücke, wo sie ein Paar Kanonen wegnahmen, den General Bredy und Oberstlieutenant Klein tödteten. Ein loyaler Theil der Nationalgarde hatte den Stephansthurm besetzt, damit nicht Sturm geläutet werde, die Garden aus den Vorstädten aber stürmten gegen sie an und es gab ein Blutbad in der Kirche. In andern Theilen der Stadt wurde das Militär angegriffen; der Palast des Fürsten Windischgrätz demolirt, das Zeughaus bedroht. Da verständigte sich der Reichstag unter Strobachs Vorsitz mit den im Kriegsministerium versammelten Ministern um freiwilligen Abzug der etwa 10,000 Mann starken Truppen unter dem Grafen Auersperg aus der Stadt, wogegen sich der Reichstag verpflichtete, die Minister zu schützen. Die Abgeordneten Borrosch, Schmolka und Goldmark übernahmen persönlich diesen Schutz. Kaum aber zog das Militär ab, so wälzten sich wüthende Schaaren gegen das Kriegsministerium. Die Compagnie Grenadiere, welche hier noch stand, hatte Befehl, nicht zu feuern. In ihrer Gegenwart nun stürmte der Pöbel ins Innere des Hauses, aus dem sich die übrigen Mi-

niſter noch zeitig genug entfernt hatten, und ſuchte Latour. Man hatte ihn verleugnet, aber Goldmark verſicherte den Pöbel, er ſey noch da. Der unglückliche Miniſter wurde nun geſucht, aus einem Winkel hervorgezogen und zuerſt von einem Ungarn mit einem Hammer auf den Kopf geſchlagen, dann mit unzähligen Schüſſen, Hieben und Stichen zerfetzt und im Hofe an den Laternenpfahl aufgehängt, noch den ganzen Tag hindurch umheult vom raſenden Pöbel, der nicht aufhören wollte, die Leiche zu ſchänden.

Ein Volkshaufe drang auch in die Nationalverſammlung ein. Präſident Strobach und faſt alle böhmiſchen Abgeordneten, die der Pöbel mit Tod bedrohte, entflohen. Schmolka nahm den Präſidentenſtuhl ein und die Verſammlung erließ eine Proclamation, worin Latours Mord nur als ein „Act ſchrecklicher Selbſthülfe des Volks“ bezeichnet und eine allgemeine Amneſtie verheißen wurde. Taufenau ließ durch den Studentenausſchuß vom Kaiſer die Zurücknahme aller gegen Ungarn beſchloſſenen Maaßregeln fordern. Dieſes Actenſtück verrieth den ganzen Zweck des Aufruhrs. Nicht nur Pulszki, auch Batthyanyi war den ganzen Tag mit Geldſpenden beſchäftigt, im engſten Verkehr mit dem demokratiſchen Verein, der vom Sperl aus den ganzen Aufruhr lenkte. Auch Bach und Weſſenberg ſollten ermordet werden. Die ganze Nacht hindurch wurde erſt das bürgerliche, dann das kaiſerliche Zeughaus vom Volk geſtürmt, zum Theil verbrannt. In letzterem wehrte ſich eine kleine Abtheilung Truppen unter Hauptmann Kaſtell aufs tapferſte und erhielt am Morgen freien Abzug. Die herrlichſten Waffen aller Zeit, Denkmäler des Ruhmes, wurden hier geſtohlen.

Der Kaiſer flüchtete nach Olmütz, von wo aus er gegen die Wiener proteſtirte und ihn die Nähe ſeines Feldherrn Windiſchgrätz ſchützte. Graf Auerſperg aber bezog ein Lager auf den Höhen von Belvedere bei Schönbrunn, während Jellachich von Raab aus, bis wohin er gekommen war, plötzlich ſich umwandte und dem bedrängten Wien zuzog, Windiſchgrätz in Prag aber gleichfalls Anſtalten traf, um mit aller ſeiner Macht gegen Wien aufzubrechen. Auch die böhmiſchen Abgeordneten proteſtirten gegen die Wiener

Vorgänge. Waren nun in Wien auch zahlreiche Streitkräfte gehäuft, so fehlte es doch an einheitlicher Leitung und an einer hinlänglichen Befestigung der Stadt. Ein Reichstagsausschuß, ein Studentenausschuß, ein demokratischer Verein, der neue Gemeinderath, das Hauptquartier des neugewählten Obercommandanten Messenhauser (eines schreibseligen Wiener Poeten) machten einander die Oberleitung streitig und alles redete, rieth und befahl durch einander. Messenhauser überließ die Anstalten zur Vertheidigung zu treffen dem polnischen Flüchtling, General Bem, und den Oberbefehl über die Artillerie einem andern polnischen Offizier, Jellowicky. Robert Blum hielt eine donnernde Rede in der Aula, worin er (Danton nachahmend) zum schonungslosen Morde aller „innern" Feinde in Wien selbst aufforderte. Wiener Blätter erklärten sich freimüthig dagegen und nannten es eine ehrlose Zumuthung. Auersperg vereinigte sich mit Jellachich, beide cernirten Wien so gut als möglich, warteten aber erst Windischgrätz ab, ehe sie den eigentlichen Angriff begannen. Je länger nun die Entscheidung auf sich warten ließ, je mehr gänzliche Einsperrung und Hungersnoth drohte, um so bänger wurde allen denen ums Herz, die nur renommirt hatten. Die akademische Legion löste sich bis auf ein schwaches Bataillon unvermerkt auf. Eine Menge bisheriger Schreier verschwand spurlos. Taufenau ging mit einer Summe Geldes durch, die ihm anvertraut worden war, um dem hungernden Volke Lebensmittel anzuschaffen.

Am 16. Oct. wurde Fürst Windischgrätz zum Oberbefehlshaber ernannt und am 20. erklärte er Wien in Belagerungsstand. Ein Versuch der vom Reichsverweser und dem Frankfurter Parlament zur Vermittlung entsendeten Reichsboten Welcker und Mosle mißlang gänzlich. Windischgrätz hatte 30,000, Jellachich 35,000, Auersperg 15,000 Mann. Der erste Kampf entbrannte am 23. und blieb unentschieden; erst am 28. erfolgte der Hauptangriff. Der Kampf war äußerst hartnäckig, besonders an der Jägerzeile und in der Leopoldstadt. Viele Häuser brannten ab, bis es den Truppen gelang, hinter die Barrikaden zu kommen. Am 29. erklärte Mes-

ſenhauſer, die Munition ſey ausgegangen, die Stadt laſſe ſich nicht länger halten. Da legte ein großer Theil der Nationalgarde die Waffen nieder und die Aula löste ſich auf. Bem und Pulszki waren ſchon entwiſcht. Am Morgen des 30. forderte ſowohl Meſſenhauſer, als der Gemeinderath jedermann zur Niederlegung der Waffen auf. Aber Robert Blum und Fröbel hockten hoch oben auf dem Stephansthurm und forſchten mit Fernröhren nach der ungariſchen Armee, die jetzt noch, in der letzten Stunde, den Wienern zu Hülfe kam. Moga rückte an der Schwechat vor. Man ſah vom Thurm den Blitz und Rauch der Kanonen. Da wurde ganz Wien allarmirt, zu den Waffen gerufen, an Meſſenhauſers Stelle der noch unfähigere Fenneberg, ein früher aus der öſterreichiſchen Armee ausgeſchiedener Lieutenant, zum Oberbefehlshaber ernannt und der Kampf erneuert. Nach kurzer Kanonade aber zog ſich das ungariſche Heer vor Jellachich ſchon wieder zurück. Da ſank den Wienern der Muth. Am 31. ſchoſſen die Soldaten das Burgthor zuſammen und drangen unaufhaltſam ins Innere der Stadt ein, aller Widerſtand hörte auf.

Windiſchgrätz benahm ſich großmüthig und ließ nur wenige Opfer fallen, ſo Jellowicky, Meſſenhauſer und Blum, der am 9. November, trotz der von ihm behaupteten „Unverletzlichkeit als deutſches Reichstagsmitglied," in der Brigittenau erſchoſſen wurde. Fröbel ſollte gehenkt werden, Windiſchgrätz ließ ihn aber als unbedeutend ſpringen. Die conſtituirende Verſammlung mußte nach Kremſier pilgern. In Olmütz erfolgte damals ein zur Rettung der Monarchie unerläßlich gewordener Umſchwung. Am 24. November trat der kühne, nichts fürchtende Fürſt Felix Schwarzenberg an die Spitze des Miniſteriums mit Bach, Krauß, Stadion, Bruck und Cordon, und am 2. Dezember legte Kaiſer Ferdinand die Krone, die ihm zu ſchwer geworden war, freiwillig nieder und trat ſie, da ſein Bruder Franz Karl entſagte, deſſen Sohn, dem jungen Erzherzog Franz Joſeph ab.

Die Vorgänge in Wien übten den ſtärkſten moraliſchen Rückſchlag auf Berlin. Hier ließ ſchon am 4. November der König den General Grafen von Brandenburg (Sohn Friedrich Wilhelms II.),

ein neues Miniſterium bilden und befahl am 8., die conſtituirende Verſammlung ſolle ſich nach der Stadt Brandenburg begeben. Sie proteſtirte. Allein am 10. rückte General Wrangel an der Spitze zahlreicher Truppen plötzlich in Berlin ein und — fand nicht den mindeſten Widerſtand. Die Demokraten waren klug genug, einen Kampf nicht zu wagen, in welchem ſie ſicher unterlegen wären. Die linke Seite der Verſammlung mit ihrem Präſidenten Unruh vereinigte ſich, nachdem ihr der Ständeſaal verſchloſſen worden, noch einigemal an andern Orten und verweigerte die Steuern, mußte ſich aber doch bequemen, nach Brandenburg zu gehen. Hier wollte ſie noch Scandal machen, aber ſchon am 5. löste der König die ganze Verſammlung auf, octroyirte eine ſchon vorbereitete Verfaſſung mit zwei Kammern und ſchrieb Neuwahlen aus.

5.

Die Unterwerfung Ungarns und Italiens.

Fürſt Windiſchgrätz führte die kaiſerliche Armee trotz des nahen Winters nach Ungarn und Koſſuth war ſo klug, ihm ohne Schlacht auszuweichen, weil die Jahreszeit ihm bald verderblich werden mußte. Er gab ſogar Peſth auf, von wo er die ungariſche Krone mitnahm. Inzwiſchen hatte er eine bedeutende Kriegsmacht und vertraute den Oberbefehl darüber dem Polen Dembinski, während ein anderes Armeecorps unter Arthur Görgey (einem geſchickten Chemiker und noch geſchickteren General) zwar gegen Windiſchgrätz focht, aber immer noch im Namen des abgedankten Kaiſers, den man als Ferdinand V. für den allein rechtmäßigen König von Ungarn erklärte. Görgey machte einen glänzenden Rückzug bei 20 Grad Kälte durch die Gebirge, um ſich mit Dembinski zu vereinigen. Der letztere aber ließ ſich am 28. Februar 1849 in einer Hauptſchlacht bei Kapolna ſchlagen. Dagegen erfocht Görgey wenige Tage ſpäter wieder einen kleinen Sieg. In Siebenbürgen bekämpfte der Pole Bem mit

den magyarischen Szeklern die Kaiserlichen unter Puchner und zugleich die Russen unter Lüders, die jenen von der Walachei her zu Hülfe kamen, mit genialer Ueberlegenheit und warf sie aus den Bergen hinaus.

Nicht nur Kossuth, sondern auch Palmerston bestürmten damals den König Karl Albert, die Oesterreicher noch einmal anzugreifen, um den Ungarn Luft zu machen. Er that es, hatte schon wieder 80 bis 90,000 Mann beisammen und gab ihnen den Polen Chrzanowski zum Befehlshaber, unter dem auch Ramorino ein Commando erhielt. Am 16. erklärte Karl Albert den Krieg, aber schon am 18. zog ihm der greise Radetzki, der 60 bis 70,000 Mann befehligte, von Mailand aus entgegen, fiel ihm in die linke Flanke und zertrümmerte ihm am 23. sein ganzes Heer bei Novara. Von diesem Blitzschlag getroffen legte Karl Albert sogleich seine Krone nieder und entwich voll Scham nach Portugal, wo er bald darauf gestorben ist. Sein Sohn und Nachfolger Victor Emanuel II. schloß sogleich einen Waffenstillstand, den ihm auch Radetzki wie den frühern und aus dem gleichen Grunde gewährte. In Brescia waren österreichische Soldaten und Offiziere vom empörten Volk grausam ermordet worden. Feldzeugmeister Graf Haynau (ein natürlicher Sohn des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen) eroberte die Stadt und nahm blutige Rache. Ramorino, der seine Truppen schlecht geführt hatte, wurde kriegsrechtlich erschossen.

So war die italienische Diversion zu Gunsten Ungarns mißlungen. Aber die Ungarn selbst siegten unter Görgey und Perczel auf den beiden Flügeln und zwangen dadurch das Centrum unter Windischgrätz zum Rückzug. An die Stelle des letztern trat Welden, richtete aber eben so wenig aus. Ofen wurde von Görgey erstürmt und der tapfere Commandant Henzi (ein Schweizer) mit der kroatischen Besatzung niedergehauen. Kossuth und der ungarische Reichstag erklärten in Debreczin das Haus Lothringen-Habsburg für abgesetzt und proclamirten die Republik.

Unterdeß hatte Kaiser Nicolaus, dessen Truppen noch immer in der Walachei standen, die europäische Verwirrung klug benutzt,

um dem Sultan am 1. Mai den Vertrag von Balta-Liman abzuzwingen. Darnach sollte Rußland das Recht haben, Truppen in die Donaufürstenthümer zu schicken, und in denselben sollte nichts geändert werden, ohne Rußlands Zustimmung. Lüders wurde verstärkt, daß er Bem endlich aus Siebenbürgen hinauswerfen konnte. Paskiewitsch aber mußte mit 30,000 Mann an die galizische Grenze rücken und Kaiser Nicolaus selbst kam mit dem jungen Franz Joseph in Warschau zusammen und bot demselben seine Hülfe an, weil weder Preußen noch das ohnmächtige deutsche Parlament helfen wollten und konnten. Denn wie viel man auch von einer deutschen Nationalpolitik schwatzte, so gab es doch keine. Haynau, der an Weldens Stelle den Oberbefehl erhielt, mißbilligte die russische Einmischung und wäre gar zu gern allein mit Ungarn fertig geworden, ehe die Russen kamen. Er schlug Görgey bei Comorn zurück und nachher auch das Hauptheer Dembinskis bei Sponwek am 5. August und noch einmal am 9. bei Temeswar, in welcher Festung die tapfere österreichische Besatzung unter Rukuwina nach langer Belagerung endlich entsetzt wurde. Görgey kam zu spät, um Dembinski zu retten, welcher jetzt mit Kossuth und Bem in die Türkei entfloh, weil eben auch das große Heer der Russen heranzog. Görgey nun mit dem Rest der Ungarn, noch 23,000 Mann stark, ergab sich freiwillig den Russen bei Vilagos am 13. August. Das Ganze sah wie eine Komödie aus, bei der sich Russen und Ungarn, gemeinschaftlich an der Tafel sitzend, auf Kosten der Oesterreicher lustig machten.

Das erklärt und rechtfertigt den Zorn Haynaus, der eine Anzahl ungarischer Generale (Vecsey, Aulich ꝛc.) in Arat hängen, andere (Kisz, Lazar ꝛc.) erschießen ließ, um zu beweisen, daß er Herr in Ungarn sey und nicht Paskiewitsch, der an den Kaiser Nicolaus schrieb: „Ungarn liegt Eurer Majestät zu Füßen.“ General Klapka kapitulirte in Comorn und erhielt freien Abzug, Görgey unter russischer Vermittlung einen freien Aufenthalt in Grätz. Kossuth ging aus der Türkei nach England, wo er mit Jubel aufgenommen wurde. Haynau wurde, hauptsächlich aus Rücksicht auf

Rußland, entlaſſen, war ſo unklug, ebenfalls nach England zu reiſen und wurde in London vom Pöbel mißhandelt. Ungarn verlor ſeine alte Verfaſſung, ſeinen Reichstag, womit indeß auch die Zollſchranken und manche alte Mißbräuche wegfielen. Es waren gewaltſame, aber auch nur proviſoriſche Zuſtände. Wenn alle notoriſchen Mißbräuche, ſowohl die öſterreichiſchen, als die magyariſchen wegfielen, konnte für Ungarn nichts erſprießlicher ſeyn, als mit Deutſchland verbunden zu bleiben, welches ſeine Rechte jedenfalls mehr achtet, als es Rußland thun würde.

Die Siege Oeſterreichs blieben nicht ohne Folgen für Mittelitalien. Der Papſt hatte ſich in der Noth ein liberales Miniſterium gefallen laſſen, jetzt aber ernannte er im Einverſtändniß mit Frankreich den früheren franzöſiſchen Geſandten Roſſi, einen italieniſchen Flüchtling, der durch ſein großes Talent in Paris zu Anſehen gelangt war, zu ſeinem erſten Miniſter. Da waren die Mazziniſten ſchnell bei der Hand und erdolchten ihn. Der Pöbel ſtürmte den Palaſt des Papſtes, zwang ihn, ein Mazziniſtiſches Miniſterium zu ernennen und ſeine treuen Schweizer zu entlaſſen. Man bewachte den Papſt ſtreng, doch wurde derſelbe in der Nacht des 25. November 1848 durch den bayriſchen Geſandten Grafen Spaur heimlich in deſſen Wagen gebracht und entkam glücklich nach der neapolitaniſchen Feſtung Gaëta. Die Einladung nach Frankreich wies er ab, um frei zu bleiben. Die ganze königliche Familie von Neapel beſuchte ihn und empfing ſeinen Segen. Unterdeß zog Garibaldi an der Spitze einer großen Freiſchaar in Rom ein, wohin auch Mazzini ging, um am 5. Februar 1849 eine conſtituirende Nationalverſammlung zu eröffnen, welche den Papſt abſetzte und die römiſche Republik proclamirte. Auch der Großherzog von Toskana wurde vertrieben. Als jedoch Karl Albert zum zweitenmal von Radetzki beſiegt war, trat ſein Nachfolger Victor Emanuel ſelbſt den Mazziniſten entgegen, die ſich in Genua gegen ihn empört hatten, während Oeſterreicher unter d'Aspre den Großherzog in Florenz wieder einſetzten und unter Wimpfen Bologna und Ancona einnahmen, im Mai und Juni.

In Rom selbst kamen die Franzosen den Oesterreichern zuvor, denn schon am 25. April landeten sie unter General Oudinot in Civitavecchia, und drei Tage später landeten auch einige tausend Spanier, die dem Papst helfen sollten, zu Terracina und der König von Neapel rückte gleichfalls gegen Rom vor. Oudinot nahm seine Aufgabe aber etwas zu leicht, ging mit zu wenig Mannschaft gegen Rom vor und wurde am 30. April von Garibaldis Freischaaren von den Mauern Roms zurückgeschlagen. Das bewog den König von Neapel, auch seine Truppen wieder zurückzuziehen. Oudinot ging einen Waffenstillstand ein, um sich unterdeß zu verstärken, während der französische Gesandte, von Lesseps, in Rom unterhandelte und den Republikanern weiß machte, es sey nicht die Absicht der französischen Republik, ihnen das Joch des Papstthums wieder aufzulegen. Als aber Oudinot stark genug war, wurde Lesseps desavouirt und der Angriff auf Rom begann mit solcher Energie, daß sich die Stadt, trotz Garibaldis heldenmüthiger Vertheidigung, am 4. Juli ergab. Er hatte den Angriff hauptsächlich von der Villa Pamphili aus begonnen. Von den Vertheidigern war die schöne Villa Borghese zerstört worden. Garibaldi zog mit seiner tapfern Schaar von Rom ab und entkam den Oesterreichern glücklich über St. Marino, in dessen Nähe er sich nach Genua einschiffte. Mazzini entkam ebenfalls. Sobald Oudinot einmarschirt war, setzte er eine Verwaltung im Namen des Papstes ein. Die Spanier durften sich in Rom nicht blicken lassen und spielten eine überflüssige Rolle, so lange sie an der Küste stehen blieben. Der Papst selbst blieb aber in Gaëta und bezeugte keine Lust, seine erhabene Person dem Schutz der französischen Bajonnette zu unterstellen.

Venedig hatte sich, durch seine Lage im Meere begünstigt, äußerst hartnäckig gegen die Angriffe der Oesterreicher seit dem Sommer 1848 vertheidigt. Eine Zeitlang wurde es von der See her durch die sardinische Flotte unterstützt, welche zu vertreiben die österreichische Marine zu schwach war. Venedig war durch eine eben erst gebaute prachtvolle Eisenbahnbrücke mit dem Festland verbunden, aber durch den stark befestigten Brückenkopf, das Fort Malghera,

Digitized by Google

geſchützt. Die Belagerung wurde durch die ſumpfigen Lagunen und ihre ungeſunde Ausdünſtung ungemein erſchwert, ſo daß es erſt am 27. Mai 1849 gelang, Malghera zu erobern, indem man es in einen Schutthaufen verwandelte. Von hier aus aber bedurfte es noch unſäglicher Mühe, um dem Brückendamm entlang einige Fortſchritte zu machen und mit kunſtreich verſtärkten Projectilen endlich die Stadt zu erobern, die nun durch das Bombardement und zugleich durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde, am 22. Auguſt. Im Innern hatte während der langen Belagerung der Advokat Manin inmitten einer gemeinen Demokratie geherrſcht. Nur wenige Tage lang hatte ſich Venedig bequemt, gleich Mailand dem Könige von Sardinien zu huldigen. Als dieſer geſchlagen war, ſtellte Manin augenblicklich die Republik wieder her. Die Capitulation war von Seiten Oeſterreichs großmüthig. Die fremden Freiſchaaren, namentlich Schweizer, erhielten freien Abzug, ſo wie auch Manin und mit ihm 40 der am meiſten Compromittirten. Oeſterreich ſoll 20,000 Mann bei der Belagerung, hauptſächlich durch die Sumpffieber, verloren haben.

Dem König von Neapel trotzte noch Sicilien. England arbeitete durch Lord Minto an einer Trennung Siciliens von Neapel und meinte, die Unabhängigkeit der Inſel ließe ſich durchſetzen, wenn ſie der Republik entſagten und einen König wählten. Er ſchlug ihnen den jüngern Sohn Karl Alberts, den Herzog Ferdinand von Genua vor, der auch vom Parlament in Palermo am 11. Juli 1848 zum König gewählt wurde. Admiral Parker, der auch Griechenland und Portugal maßregelte, und den Palmerſton wie eine Bulldog*) gegen alle ſchwachen Staaten, wenn ſie nicht pariren wollten, losließ, mußte ſich mit ſeiner Flotte vor Neapel legen, um den König daſelbſt von jeder Expedition gegen Sicilien abzuſchrecken. Da ſich derſelbe aber nicht abſchrecken ließ, ſondern im Auguſt eine

*) Ein engliſches Schiff, welches vorzugsweiſe an der ſicilianiſchen Küſte diente, geflüchtete Inſurgenten zu retten und den neapolitaniſchen Feldherrn zu geniren, führte wirklich den Namen Bulldog.

kleine Armee unter General Filangieri, bei der sich auch die beiden tapfern Schweizerregimenter Brunner und Muralt befanden, nach Sicilien schickte, wurde er von Parker nicht gehindert, wie es scheint aus Rücksicht auf Frankreich. Die Armee landete vor Messina, wo sich General Pronio in der Citadelle gegen die empörte Stadt behauptet hatte, und eroberte diese Stadt nach einem blutigen Kampfe, 7. September. Auch jetzt noch mischten sich die Engländer ein und verlangten einen Waffenstillstand, den der König auch einging und während dessen unterhandelt wurde. Da aber das Parlament in Palermo mit den Concessionen des Königs nicht zufrieden war, so wurde der Waffenstillstand am 19. März 1849 wieder aufgekündigt. Die Sicilianer hatten sich Mieroslawski kommen lassen und bildeten sich ein, unter ihm würden sie siegen. Als Filangieri vor Catanea zog und seine Neapolitaner beim ersten Angriff zurückgeworfen wurden, schrieen dieselben nach den Schweizern. Nun rückten 900 Schweizer unter Muralt mit dem Donnerruf: „Hurrah Bern" heran, und der bloße Schrecken ihres Namens reichte hin, die Mauern von allen Vertheidigern zu säubern. Die 24,000 Mann starke Besatzung Cataneas floh zu den hintern Thoren der Stadt hinaus und nach der Erstürmung nur einiger noch vertheidigter Batterien zogen die tapfern Schweizer in die Stadt ein. Ein Versuch Mieroslawskis, die Sicilianer wieder zu sammeln, mißlang und er schiffte sich ein. In Palermo selbst machten sich die compromittirtesten Personen heimlich aus dem Staube, und am 15. Mai zog Filangieri daselbst ein, um die alte Ordnung herzustellen.

6.

Die Mairevolution.

Die Paulskirche arbeitete fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie ließ sich in der Voraussetzung nicht beirren, daß ihr die volle Souverainetät der deutschen Nation inwohne, daß die von ihr be-

rathene Reichsverfassung, wenn sie erst fertig seyn würde, auch endgültig wäre, und daß selbst das wiedererstarkte Oesterreich und Preußen sich ihr zu unterwerfen hätten. Diese Voraussetzung ging aber nur bei den wenigsten aus wirklicher Verblendung hervor, vielmehr diente sie nur verschiedenen Zwecken als Mittel. Die Demokratie hielt an ihr fest, weil sie darin eine Legitimation zu neuen Wühlereien erkannte. Unter dem Vorwand, für die Nationalsouverainetät und Reichsverfassung zu kämpfen, konnte sie gegen die etwa renitenten Regierungen bequemer revolutioniren. Die geheimen und offenen Anhänger Preußens hielten an jener Voraussetzung nicht minder fest, weil sie für die Hülfe, die sie vom König von Preußen erwarteten, mit der deutschen Kaiserkrone ein werthvolles Gegengeschenk zu machen hofften. Die Anhänger Oesterreichs aber ließen auch ihrerseits jene Voraussetzung noch nicht fahren, um Sitz und Stimme in der Paulskirche zu behalten, den preußischen Plan zu durchkreuzen und schließlich, wenn alle Reformversuche mißlungen seyn würden, zum status quo ante, d. h. zum alten Bundestag zurückzukommen.

Man thut deshalb Unrecht, wenn man die langweilige Berathung der Grundrechte im Herbst den vielen Professoren in der Paulskirche als unpractische Ideologie vorwirft. Es sollte damit nur Zeit gewonnen werden. Die Grundrechte, erst am 21. Dezember allgemein verkündet, enthielten die ganze bisherige liberale Schablone. Nur in den Kirchenfragen erhob sich die geistvolle Opposition berühmter katholischer Lehrer, wie Ketteler (jetzt Bischof in Mainz), Philipps, Döllinger, Lasaulx, Dieringer, Gfrörer ꝛc. Die Katholiken wollten, wo so eine reiche Saat von Freiheiten ausgestreut wurde, vor allem auch der Kirche die ihrige wiedergeben. Daher die Versammlung deutscher Bischöfe zu Würzburg seit dem 22. October, unter dem Vorsitz des Cardinal Erzbischof von Salzburg, Fürsten Schwarzenberg, deren Ergebniß eine am 14. November veröffentlichte Denkschrift war, worin sie als altes unveräußerliches Recht der Kirche den Besitz und die Verwaltung des Kirchenguts, die Leitung der Priestererziehung und des Volks-

unterrichts, das Recht geistlicher Genossenschaften und den freien Verkehr mit Rom reklamirten. — Die Grundrechte wurden von Oesterreich, Preußen, Hannover, Bayern und Sachsen nicht angenommen oder ihre Anerkennung verschoben. Am 20. October begannen in der Paulskirche die Debatten über die künftige deutsche Reichsverfassung und dauerten den ganzen Winter fort. Alles drehte sich dabei um die Oberhauptsfrage und allen Einsichtigen war bald klar, daß es nur noch auf Preußen ankam, mit einem engern, von Oesterreich getrennten Bunde, oder auf Oesterreich mit dem alten Bundestage. Bunsen, der preußische Gesandte in England, suchte von dort aus seinen König für die Plane der Gagernschen Partei zu gewinnen und Gagern selbst, der am 16. Dezember an Schmerlings Stelle vom Erzherzog zum Reichsminister ernannt wurde, schlug schon am 18. vor, einen engern deutschen Bundesstaat (unter Preußen) in Union mit Oesterreich zu bilden. Von diesem Augenblick an standen sich in der Paulskirche nur noch zwei Parteien gegenüber, die preußische oder kleindeutsche und die österreichische oder großdeutsche. Oesterreich erklärte am 28. Dezember, es werde nicht dulden, daß man es vom deutschen Bunde ausschließe. Nach vielen geheimen Unterhandlungen beschloß die Mehrheit in der Paulskirche zum deutschen Reichsoberhaupt einen der bereits regierenden Fürsten zu wählen, ohne ihn noch zu nennen. Unter solchen Einflüssen nun entstand das preußische Umlaufschreiben vom 23. Januar, worin unter den größten Lobsprüchen auf Oesterreich doch nachgewiesen wurde, daß dieser Großstaat als solcher nicht in den deutschen Bund passe, und demnach ein engerer Bund (im Sinne des Gagernschen Programms) gutgeheißen und empfohlen wurde, mit dem auffallenden Zusatz, daß von diesem engeren Bunde außer Oesterreich auch Luxemburg und Holstein (mit Schleswig) sollte ausgeschlossen bleiben. Man betrachtete das letztere mit gutem Grund als eine Clausel Palmerstons.

Es war der Zeitpunkt, in welchem Oesterreich in Ungarn Unglück hatte und Karl Albert es von neuem angreifen wollte. Die kleindeutsche Partei glaubte also etwas wagen zu dürfen. Um so

heftiger widerſtrebten die Mittelſtaaten, Cabinette und Kammern, beſonders in Bayern der preußiſchen Hegemonie. Fürſt Schwarzenberg unterſtützte ſie, indem er feſt blieb, den Reichstag in Cremſier auflöste und am 4. März eine neue Verfaſſung octroyirte, welche die Einheit und Untheilbarkeit der öſterreichiſchen Monarchie ausſprach und dem Sonderthum aller ſeiner nationalen Glieder ein Ende machte. Am beſten drückte Palacky den öſterreichiſchen Gedanken aus: wenn Deutſchöſterreich von Frankfurt aus geleitet werden ſollte, ſo müßten auch die Lombardei und Venedig ſich vom revolutionären italieniſchen Nationalcongreß leiten laſſen und Oeſterreich wäre zerriſſen. Dänemark erneuerte am 26. März den Krieg gegen Deutſchland, um den deutſchen Gegnern Oeſterreichs eine Diverſion zu machen.

Nach der preußiſchen Erklärung vom 23. Januar, die mit dem Gagerniſchen Programm übereinſtimmte, hätte des Königs Wahl zum Kaiſer ſchon früher ſtattfinden können, die Wahl aber war nicht einmal ſicher, wenn in der Paulskirche die Demokraten nicht mit den Kleindeutſchen gegen die Großdeutſchen ſtimmten. Noch weniger war die Annahme der Wahl von Seiten des Königs geſichert, da ſich die Mittelſtaaten auf Seite Oeſterreichs ſo feindlich gegen ihn benehmen und er nichts uſurpiren, ſondern ſein Recht als künftiger Kaiſer nur auf freiwillige Anerkennung begründen wollte. Daher die Verzögerung der Wahl, bis die demokratiſchen Stimmen durch die Zuſicherung erkauft wurden, der künftige Kaiſer dürfe an der Reichsverfaſſung, wie ſie von der Verſammlung beſchloſſen ſey, nichts mehr ändern, müſſe auf das Veto verzichten und ſich ein demokratiſches Wahlgeſetz gefallen laſſen. Unter dieſen Bedingungen wurde am 28. März Friedrich Wilhelm IV. von doch nur 290 gegen 248 Stimmen zum Erbkaiſer der Deutſchen gewählt. Eine große Deputation begab ſich nun von Frankfurt nach Berlin, um dem König ſeine Wahl anzuzeigen, am 3. April. Er lehnte ſie jedoch ab, weil er ſich die demokratiſchen Bedingungen nicht gefallen ließ, nur auf Grund einer Vereinbarung mit den bisherigen deutſchen Bundesfürſten verfahren wollte und einen offenen Kampf ſcheute, umſomehr, als er die Nachricht von ſeiner Erwählung und die von neuem

großen Siege der Oesterreicher bei Novara am gleichen Tage erhalten hatte.

Oesterreich rief alle seine Abgeordneten aus Frankfurt ab, ließ aber den Erzherzog dort, um die auf ihn übertragenen Rechte des alten Bundestags zu wahren. Mit den Oesterreichern verließen auch die meisten übrigen Großdeutschen die Paulskirche. Der kleindeutsche und demokratische Rest des Parlaments machte nun noch einige thörichte Anstrengungen, seine Autorität zu wahren, ernannte einen Dreißigerausschuß zur Durchführung der Verfassung und überließ es im Uebrigen den Demokraten auf revolutionärem Wege diese Durchführung zu versuchen. Dieß geschah durch die s. g. Märzvereine, welche die wilde Aufregung der vorjährigen Märztage erneuern sollten, durch große Volksversammlungen und Sturmpeditionen, von denen namentlich der König von Württemberg bedrängt wurde, und endlich durch offenen Aufruhr, der jedoch nur in Sachsen, der Pfalz und Baden gefährlich wurde. Das waren die s. g. Mairevolutionen. Als der König von Sachsen sich der Reichsverfassung nicht unterwerfen wollte, begann am 3. Mai in Dresden ein furchtbarer Aufruhr. Der König mußte flüchten, eine provisorische Regierung wurde eingesetzt (die Triumvirn, Tzschirner, Heubner, Todt), die Stadt mit Barrikaden erfüllt. Die wenig zahlreichen Truppen behaupteten nur das Schloß, die Brühlsche Terrasse, die Elbbrücke und die Neustadt, und der Kampf dauerte hier sieben Tage lang, bis ein paar preußische Bataillone anlangten und die Aufrührer endlich vertrieben. Es dauerte so lange, weil die Eisenbahnen abgesperrt waren, so daß der Zuzug der Hülfstruppen sich verspätete, die Aufrührer aber ihrerseits trotz ihrer großen Zahl nicht kühn vorgingen, sondern sich immer in den Häusern versteckten, daher auch die Zahl der Todten sehr gering war, nur 31 vom Militär und 178 vom Volke. Der Russe Bakunin, der den ganzen Aufruhr geleitet hatte, wurde gefangen, aber geschont, nach Rußland ausgeliefert und dort nach einiger Zeit wieder frei.

Die sonst harmlos lebenslustige Bevölkerung der Rheinpfalz fing auch zu revolutioniren an, versagte der bayrischen Regierung,

weil ſie die Reichsverfaſſung nicht annahm, den Gehorſam und bildete am 2. Mai eine proviſoriſche Regierung in Kaiſerslautern. Der Abgeordnete Eiſenſtuck, der als Reichscommiſſär von Frankfurt in die Pfalz geſchickt wurde, erkannte die neue Regierung an, wurde aber desavouirt. Die kleinen deutſchen Conſtitutionellen, oder die Gagernſche Partei in der Paulskirche, wollte durch die Demokraten einen Druck auf die reichsverfaſſungsfeindlichen Regierungen üben und doch auch wieder kein ungeſetzliches Mittel, keine Revolution gut heißen. Die Demokraten hatten daher ganz recht, wenn ſie dieſelben verlachten, wie der Naturforſcher Karl Vogt. Aber die Demokraten ſelbſt frevelten, indem ſie eine große Revolution machen wollten und doch nichts verſtanden, als Redenhalten, Schreien, Renommiren und Trinken. Der Aufſtand pflanzte ſich von der Pfalz nach Baden hinüber. Die längſt von den Demokraten durch Wein und Dirnen verführten badiſchen Soldaten in der Bundesfeſtung Raſtatt empörten ſich am 9. Mai. Ebenſo in Freiburg. Am 13. beſchloß eine große Volksverſammlung zu Offenburg, mit der Pfalz gemeine Sache zu machen. An demſelben Tage rebellirte die Garniſon in Karlsruhe. Der Großherzog und die Miniſter flohen. Nur die Bürgerwehr vertheidigte muthig das Zeughaus. Einige Offiziere wurden von ihren eigenen Soldaten getödtet, alle fortgejagt, weil ſie ſich von lange her durch ihr Junkerthum unpopulär gemacht hatten. Aber die neuen Offiziere, welche ſich die Gemeinen aus ihrer Mitte wählten, fanden keinen Gehorſam und alles löste ſich in Anarchie auf. Der Advokat Brentano trat zwar an die Spitze einer proviſoriſchen Regierung und ein vormaliger Lieutenant Sigel, der ſchon Heckers Adjutant geweſen, ſollte das Kriegsweſen leiten, aber der wieder befreite Struve und die Freiſchärler Blenker, Benning ꝛc. wollten eine Republik haben und Brentano konnte ſich ihrer kaum erwehren. Wäre die badiſche Armee nicht ſo demoraliſirt und beſoffen geweſen, ſo hätte ſie immerhin bei raſchem Vorgehen die Revolution weit verbreiten können, denn in Württemberg wurde ihr von den Demokraten in Volksverſammlungen, Bewaffnungen und Aufläufen Hülfe zugeſagt, beſonders in

Heilbronn und Reutlingen. Ebenso im Darmstädtischen und im bayrischen Franken. Ein Theil der Truppen von Württemberg war schon verführt und im großen bayrischen Lager bei Donauwörth wurde Hecker hoch! gerufen und durfte der commandirende General, Fürst von Thurn und Taxis, nicht wagen, wie er anfangs sollte, gegen die Pfalz vorzurücken.

Indessen brach sich die revolutionäre Welle zuerst in einer Volksversammlung in Unterlaudenbach im Darmstädtischen. Hier mordete der demokratische Pöbel am 24. Mai den Regierungsrath Prinz, welcher beruhigen wollte, schändlich hinterrücks, was eine in der Nähe befindliche Compagnie hessischer Soldaten so sittlich empörte, daß sie unter die Mörder schossen, viele derselben tödteten und alle verjagten. Nun zog zwar Sigel mit der badischen Armee nach Laudenbach, wurde aber von den Hessen bei Heppenheim und noch einmal bei Weinheim jämmerlich in die Flucht geschlagen und ebenso Blenker aus Worms hinausgeworfen. Seitdem wagten die Demokraten nicht mehr vorzugehen.

Der König von Preußen rief alle preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche zurück, versprach aber in einem Manifeste vom 15. Mai, „das in Frankfurt begonnene Verfassungswerk mit den Bevollmächtigten der größern deutschen Staaten wieder aufzurichten.“ An demselben Tage erklärte sich die demokratische Linke in der Paulskirche für die Bewegung in der Pfalz, worauf der Erzherzog durch den neuen Reichsminister Gräwell sich ihre Einmischung in die Regierungsgewalt verbitten ließ, indem nur er zu regieren habe, bis er seine Gewalt in die Hände der Regierungen, aus denen er sie empfangen habe, zurückgeben werde. Da nun immer mehr Gemäßigte und Furchtsame aus der Paulskirche austraten, erhielt die Linke die Mehrheit und der Gagernschen Partei blieb nichts übrig, als gleichfalls auszutreten. Ihre Mitglieder verabredeten sich jedoch, in Gotha wieder zusammen zu kommen und sich an den kleinen Finger zu klammern, den ihnen Preußen noch hinhielt. Dem demokratischen Rest in der Paulskirche wurde nun Angst, er könne zwischen die Soldaten kommen, die der Reichsverweser aufbot, um

die pfälziſch-badiſche Revolution zu unterdrücken. Daher am 6. Juni der Abzug des ganzen Rumpfparlamentes nach Stuttgart, das ſich bei nur hundert Stimmen noch für beſchlußfähig erklärte. Hier prahlten ſie noch ein wenig fort, ſetzten den Reichsverweſer ab, ernannten eine proviſoriſche Reichsregentſchaft, der kein Menſch gehorchte, und wurden, als ſie das Volk gegen die einheimiſche Regierung aufhetzen wollten, nicht mehr in das Reithaus gelaſſen, wo ſie ihre letzten Sitzungen gehalten hatten, und konnten gehen, wohin ſie wollten, am 18. Juli.

Preußen hatte ſich unterdeß mit den Nachbarregierungen verſtändigt und Sachſen und Hannover ſchloßen mit ihm am 28. das Dreikönigsbündniß zum Schutz gegen die Revolution und zur Begründung einer neuen Bundesverfaſſung. Dem ſtimmte die nunmehr verwirklichte Gothaer Verſammlung zu. Anfang Juni war das Reichsheer beiſammen, welches der Erzherzog aus Heſſen, Mecklenburg, Bayern, Württemberg berufen hatte und über das er den bisherigen Reichskriegsminiſter, den preußiſchen General Peucker ſetzte. Es ſollte von Frankfurt aus vorgehen. Außer dem rückte am 13. Juni ein preußiſches Armeecorps unter General Hirſchfeld, bei dem ſich auch der Prinz von Preußen befand, in der Pfalz ein und fand beinahe gar keinen Widerſtand. Die Pfälzer Armee floh über den Rhein zu den Badenern. Peuckers Vorhut ſchlug am 12. Mai zuerſt die Hanauer Turner bei Waldmittelbach und ſäuberte den Odenwald, erlitt aber bei Ladenburg, indem ſie unvorſichtig vordrang, durch die Badener eine kleine Schlappe, und auch bei Großſachſen wurde noch unentſchieden gefochten. Sigel hatte das Commando an Mieroslawski abtreten müſſen, der ſchon in Polen nichts ausgerichtet hatte. Zwar gelang es ihm, dem combinirten Angriff, durch den ihn Peucker und Hirſchfeld in die Mitte nehmen wollten, zuvorzukommen, und den letztern mit großer Uebermacht am 21. bei Waghäuſel anzufallen, weil Peucker noch nicht heran gekommen war. Hirſchfeld aber konnte ſich behaupten, weil die badiſche Reiterei nicht fechten wollte. Indeſſen glückte es Mieroslawski, ſich zwiſchen ſeinen beiden Gegnern geſchickt durchzuwinden und ſich den Rückzugsweg nach der Schweiz zu ſichern. Er ſtellte ſich noch ein-

mal an der Murg bei Gernsheim, wich aber nach kurzem Gefecht und verschwand für seine Person. Die Pfälzer Armee löste sich ganz auf, ohne überhaupt einen Schuß gethan zu haben, prügelte aber vorher ihren General, den alten Polen Sznaide, halb todt. Blenker plünderte auf der Flucht die Schlösser in Neueberstein und Donaueschingen. Der ganze Schwarm der Flüchtigen entkam nach der Schweiz, von wo der Bundesrath die mitgenommenen Kanonen und Pferde zurückgab. Nur in Rastatt hielten sich die Insurgenten unter dem muthigen Commandanten, Major Tiedemann, noch eine Zeitlang, mußten aber doch Ende Juli kapituliren und der Commandant, ein abtrünniger Offizier, einige Freischaarenführer, der Sachse Tritzschler, der mit einer Geldkasse hatte entfliehen wollen, und ein radikaler Schulmeister wurden erschossen. Der Prinz von Preußen führte den betrübten Großherzog von Baden in seine Residenz zurück.

Damit hatte die deutsche Revolution ihr Ende erreicht.

7.

Nachwehen.

Die Dänen hatten wirklich den Krieg gegen Deutschland wieder angefangen. Es gab zwar eine scandinavische Partei, die ihn lieber vermieden und bei der Unsicherheit der dänischen Thronfolge Dänemark mit Schweden und Norwegen vereinigt hätte, um stark genug gegen Rußland zu seyn im Verein mit Deutschland, dem man Schleswig-Holstein überlassen hätte. In Schweden war Bernadotte 1844 gestorben und ihm sein Sohn Oskar nachgefolgt. Aber der dänische Particularismus duldete keine scandinavische Einheit, die auch England und Rußland durch jedes Mittel verhindert haben würden. Der Krieg begann nicht günstig für die Dänen. Ein großes Linienschiff und eine Fregatte derselben wurden am 5. April

1849 in der Bucht von Eckernförde durch widrige Winde zurückgehalten und durch eine holsteinische Strandbatterie am Ufer das erstere verbrannt, die andere zur Capitulation gezwungen. Der Oberfeuerwerker Preuß, der die Batterie commandirte, half die Mannschaft des Linienschiffes retten, verspätete sich dabei und flog mit in die Luft. Die Landarmee der Dänen wurde von der deutschen Bundesarmee unter dem preußischen General Bonin bei Düppel und noch einmal bei Colding geschlagen, blieb aber nachher vor der Festung Friedericia stehen, weil Rußland aus ihrem weitern Vorrücken einen casus belli machte. Die Dänen unter General Rye überfielen Bonin am 5. Juli (nicht ohne Verrath) und brachten ihm einen schweren Verlust bei. Fünf Tage später dictirten Rußland und England einen Waffenstillstand. Schleswig wurde den Dänen überlassen und die deutsche Partei dort hart gemaßregelt. Erst ein Jahr später am 2. Juli 1850 wurde der Frieden geschlossen, der Schleswig ganz den Dänen überließ. Die holsteinischen Truppen unter Willisen wollten das nicht leiden, wurden aber von den Dänen am 25. Juli bei Idstedt total geschlagen.

Um die verwirrten deutschen Angelegenheiten zu regeln, verständigten sich Oesterreich und Preußen im Herbst 1849 zu einem Interim und am 20. Dezember legte Erzherzog Johann in Frankfurt seine Gewalt in die Hände eines österreichischen und preußischen Commissärs, der Generale von Schönhals und von Radowitz, nieder. Im Beginn des Jahrs 1850 kaufte der König von Preußen den Fürsten von Hohenzollern (Hechingen und Sigmaringen) ihre kleinen Länder ab, gab Preußen am 6. Februar eine neue Verfassung mit einem Herren- und Abgeordnetenhause und entsprach seinen früheren Zusicherungen und dem Wunsche der Gothaer Versammlung, indem er durch Radowitz in Erfurt am 20. März eine Art Nachparlament eröffnen ließ, an dem Abgeordnete aller der deutschen Staaten Theil nahmen, welche geneigt waren, im kleindeutschen Sinne mit Preußen eine Union einzugehen. Nur die kleinen und kleinsten Staaten nahmen Theil. Oesterreich und die Mittelstaaten protestirten und in Preußen selbst die Partei der von Wagener geistvoll

redigirten Kreuzzeitung, an deren Spitze zwei Brüder von Gerlach (General und Präsident), und die Professoren Stahl und Leo standen, welche Preußen nicht wollten in Deutschland aufgehen lassen, und überhaupt die Monarchie, Aristokratie und Kirche gegen die liberal-demokratische Ueberfluthung vertheidigten. Der König war nicht fest entschlossen, die Fürsten, die in der Angst vor der Revolution noch der Union beigetreten waren, zeigten sich jetzt lau. Das Parlament wurde schon am 29. April wieder vertagt. Desto mehr rührte sich Fürst Schwarzenberg, armirte sich mit dem Katholicismus, schloß sich eng an Rom, gab den Bischöfen neue große Freiheiten, unterstützte alle Gegner Preußens im deutschen Bunde, verlangte den Eintritt von Gesammtösterreich in das deutsche Zollgebiet und reactivirte, ohne auf Preußen zu achten, am 10. Mai 1850 das Plenum des alten Bundestags und am 2. September auch den engeren Bundesrath. Das benutzte der Kurprinz von Hessen, um Hassenpflug wieder zum Minister zu machen und die vollständigste Reaction in seinem Lande durchzuführen. Vergebens protestirte der ständische Ausschuß, der Beamtenstand und sogar die Armee. Ueber 200 hessische Offiziere nahmen ihre Entlassung.

Da sich der Kurfürst früher der Union angeschlossen hatte, wollte Preußen die Rechte des hessischen Volks gegen ihn in Schutz nehmen und rüstete. Der Kaiser von Oesterreich aber kam mit den Königen von Bayern und Württemberg in Bregenz zusammen und rüstete auch. Kaiser Nicolaus kam nach Warschau und sagte dem Chef des preußischen Ministeriums, Grafen Brandenburg, so harte Dinge, daß dieser vor Unmuth erkrankte und bald nach seiner Rückkehr starb. Radowitz trat an seine Stelle. Ein preußisches Armeekorps unter von der Gröben rückte von Norden her in Kurhessen ein, aber sogleich auch ein bayrisches unter Thurn und Taxis von Süden her, am 1. November. Da entschloß sich der König von Preußen, seine Truppen zurückzuziehen und Radowitz zu entlassen. Der neue Minister von Manteuffel machte nun zwar die ganze preußische Armee mobil, aber nur, um den Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Die preußische Nachhut und bayrische Vorhut

trafen ſich am 8. November bei Bronnzell und ein paar öſterreichiſche Jäger, die den Bayern voran gingen, wurden erſchoſſen. Weiter floß kein Blut, obgleich ſchon eine furchtbare öſterreichiſche Armee unter Radetzki an der böhmiſchen Grenze ſtand. Es kam Gott ſey Dank zu keinem deutſchen Bürgerkriege. Der Frieden wurde vermittelt durch Manteuffel, der am 29. Nov. in Olmütz mit Fürſt Schwarzenberg und dem ruſſiſchen Geſandten von Meiendorf tagte. Preußen entſagte der Union, dem deutſchen Parlament, dem Schutze der kurheſſiſchen Verfaſſung, fügte ſich in eine „Pacificirung Holſteins“ und verſprach, eine Conferenz aller Bundesſtaaten in Dresden, wo die deutſche Verfaſſungsangelegenheit vollends erledigt werden ſollte, zu beſchicken. Dieſelbe wurde am 23. Dezember vom Fürſten Schwarzenberg eröffnet und ſchon am 28. empfing ein öſterreichiſches Armeekorps unter Legeditſch vom Bundestag die Vollmacht, durch Kurheſſen in Holſtein einzurücken. Hier erhielt der Kurfürſt ſeine volle Gewalt zurück und dort der König von Dänemark. Die mühſam aufgebrachte deutſche Flotte wurde theils an Preußen abgegeben, theils an den Meiſtbietenden verkauft.

Unter ruſſiſchem Einfluß wurde damals auch die Erbfolge in Dänemark und den dazu gehörigen deutſchen Herzogthümern feſtgeſtellt. Der regierende König Friedrich VII. hatte keine Kinder. In Dänemark galt die weibliche Nachfolge (der Prinzeſſin Louiſe, Gemahlin des Herzog Chriſtian von Glücksburg), in Schleswig und Holſtein die männliche Nachfolge (des Herzog von Auguſtenburg). Dieſer letztere hatte im Kriege auf deutſcher Seite gegen Dänemark geſtanden und ſollte, wie auch die ganze deutſche Nationalpartei, die ſich ſo warm für die Rechte Schleswig-Holſteins intereſſirt hatte, geſtraft werden. Kam der Auguſtenburger nach dem Tode des Königs in den Beſitz der deutſchen Herzogthümer, ſo waren dieſe für immer von Dänemark getrennt und dienten zur Verſtärkung des deutſchen Bundes. Eine ſolche Verſtärkung wollte Rußland nicht, da es überdies ſelbſt ein entferntes Erbrecht auf Dänemark anzuſprechen hatte. Auch England wollte keine Stärkung des deutſchen Bundes an der Nord- und Oſtſee. Frankreich war immer den Dänen günſtig. Oeſterreich wollte ſich

in Dänemark einen Bundesgenoſſen gegen Preußen erhalten und Preußen ſelbſt wurde einfach ans Schlepptau genommen. So kam am 8. Mai 1852 in London ein von allen Großmächten unterzeichnetes Protokoll zu Stande, welches den Auguſtenburger rechtswidrig und zum Hohne der deutſchen Nation von der Erbfolge in Schleswig und Holſtein ausſchloß und anmaßlich feſtſetzte, Chriſtian von Glücksburg ſolle Dänemark ſammt den deutſchen Herzogthümern erben. Doch hatte der Dänenkönig vorher die ihm am 26. Dezbr. 1851 von Oeſterreich und Preußen gemeinſchaftlich geſtellten Forderungen bewilligt, daß nämlich Schleswig nie in den däniſchen Geſammtſtaat incorporirt werden, daß es ſeine ſtändiſche Vertretung behalten und daß die deutſche Nationalität daſelbſt der däniſchen völlig gleichgeſtellt werden ſollte. Der Auguſtenburger ließ ſich zur Entſagung bewegen, aber ſein Sohn Friedrich legte ſpäter Proteſt ein und ohnehin konnte ſein gutes Recht ihm weder durch das Londoner Protokoll, noch durch ſeinen eigenen Vater abgeſprochen werden. Auch die Stände von Schleswig und Holſtein proteſtirten und der Bundestag nahm von dem ganzen Vorgang in London keine Notiz, da ihm keine offizielle Anzeige davon gemacht wurde.

Die Dresdener Conferenz zog ſich Monate hinaus, ohne daß man ſich über eine Reform der Bundesverfaſſung verſtändigte, denn bei der Uneinigkeit der deutſchen Cabinete konnte weder durchgeſetzt werden, was Oeſterreich, noch was Preußen, noch was die andern deutſchen Staaten, noch was das deutſche Volk, ſondern ausſchließlich was Rußland wollte. Der Kaiſer von Rußland war gegen das Parlament und die preußiſche Union, gegen den Eintritt Geſammtöſterreichs, gegen die dualiſtiſche Spitze, gegen die Trias und neue Staatengruppirung des bayriſchen Plans und verlangte einfach die Wiederherſtellung des alten Bundes. Und weil er es wollte, geſchah es. Denn durch Oeſterreich und die Mittelſtaaten überſtimmte er Preußen, durch Preußen und die Mittelſtaaten Oeſterreich und durch Oeſterreich und Preußen die Mittelſtaaten. Es blieb lediglich nichts übrig, als einfache Rückkehr zum alten Bundestage, und die Dinge hatten ſich ſo gewendet, daß es der Vortheil Preu-

Digitized by Google

ßens war, die Reactivirung des alten Bundes zu vollenden, um dadurch den Eintritt von Gesammtösterreich in den Bund zu verhindern. Am 15. Mai schloß die Conferenz in Dresden ihre Sitzungen und am 30. wurde der alte Bundesstaat reconstituirt. Am 20. August erklärte Franz Joseph, daß auch die Verfassung Oesterreichs in ihre Quelle zurückgezogen werde, nämlich in den souverainen Willen des Kaisers. (Die definitive Aufhebung der Verfassung wurde erst am 1. Januar 1852 proclamirt.) Das war eine nothwendige Folge des Einheitsstaates. Der König von Preußen aber hielt seine neue Verfassung fest und verstärkte den Zollverein durch Vereinbarung mit dem bisherigen Steuerverein (Hannover), eine Sonderverbindung, welche wieder direct gegen die österreichischen Zollanträge gerichtet war. Daher eine neue Erbitterung. Indessen rührte den Fürsten Schwarzenberg am 3. April 1852 plötzlich der Schlag und ihm folgte der minder hitzige Graf Buol Schauenstein.

In Kurhessen feierte die Reaction ihren vollen Triumph. In Württemberg wurden drei constituirende Versammlungen nach einander aufgelöst und die alte Verfassung hergestellt. In Hannover starb der greise Ernst August 1851 und ihm folgte sein blinder Sohn Georg V. Friedrich August II. von Sachsen starb 1854 auf einer Reise in Tirol durch einen Sturz aus dem Wagen. Ihm folgte sein hochgebildeter Bruder Johann.

In der Revolution im Anblick und unter dem Toben zuchtloser und demoralisirter Menschen war bei allen Bessern der religiöse Sinn wieder geweckt worden. Man sah nun die Saaten aufgehen, welche die Regierungen selbst durch Hintansetzung der Kirche und Bevorzugung der ganz unchristlich gewordenen Schule gepflegt hatten. Fürst Schwarzenberg sagte dem Josephinischen System ab und hoffte die kaiserliche Macht wieder durch die kirchliche zu stützen. Im ganzen katholischen Deutschland kam neues Leben in die Kirchen. Es bildeten sich große kirchliche Vereine, die zuerst vom Niederrhein ausgingen, der Piusverein „für Einheit und Freiheit der Kirche," der Borromäusverein zur Verbreitung guter Bücher; ein Gesellenverein, um der Corruption im Handwerkerstande entgegen-

zutreten. Im südwestlichen Deutschland, in Bayern und bis tief hinab am Rhein hielten Jesuiten, unter denen Pater Roh als Redner glänzte, Missionen ab. Die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz unter dem Vorsitz des Erzbischof Hermann von Freiburg verlangten in einer Denkschrift die ihrer Kirche seit der Rheinbundzeit vorenthaltenen Rechte, wurden aber nicht gehört. Als Großherzog Leopold von Baden 1852 starb und ihm sein noch junger Sohn Friedrich nachfolgte, gerieth dessen Minister Marschall in schweren Conflict mit dem Erzbischof. Der Staat hielt damals übermüthig an seinem Besitzstande fest, gewährte der Kirche nichts und machte am 7. November 1853 sogar die Gültigkeit jedes erzbischöflichen Befehls von der Unterschrift des Stadtdirectors in Freiburg abhängig, schloß das Priesterseminar und strafte alle Pfarrer, die dem Erzbischof gehorchten. Doch kam 1854 unter Vermittlung Oesterreichs ein erträglicheres Interim zu Stande und später schloß Baden, wie auch Württemberg ein Concordat mit Rom.

Auch im protestantischen Deutschland belebte sich der religiöse Sinn. Schon 1848 begannen die allgemeinen Kirchentage zur freien Besprechung religiöser Interessen, seitdem jährlich in einer andern Stadt abgehalten. Von Wichern in Hamburg ging ein umfangreiches Wirken für innere Mission aus. Auch die englische evangelical alliance verbreitete sich in Deutschland, ein nur allzu weit ausgedehnter Verein, der alle Meinungsverschiedenheiten der Reformation neutralisiren sollte. Andrerseits schlossen sich wieder die strengen Lutheraner schroff ab, zumal in Mecklenburg, Kurhessen und im bayrischen Franken. Die Partei des Unglaubens blieb indeß immer noch sehr mächtig. Fand sie keine Stütze mehr in der aus der Mode gekommenen Philosophie, so desto mehr in den rationalistischen Tendenzen berühmter Naturforscher.

In Italien glühte das gedämpfte Feuer nur unter der Asche fort. Die Franzosen blieben in Rom, wohin der Papst im Frühjahr 1850 von Gaëta zurückkehrte. Er sah in den Franzosen mehr Wächter als Beschützer, glaubte daher, der Welt zeigen zu müssen, daß er nicht bloß in dem kleinen Gebiete von Rom herrsche, und

wandte ſich von weltlichen Dingen geiſtlichen zu und berief 1854 eine große Verſammlung von Biſchöfen aus allen katholiſchen Ländern nach Rom. Hier beriethen ſie über das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä, welches der h. Vater am 8. Dezember ſanctionirte. Auch ſchloß ſich der Papſt, gedrängt von Frankreichs Zumuthungen, enger an Oeſterreich an. Den gehäſſigſten Feind aber fand er an Viktor Emanuel in Sardinien, den Palmerſton wieder aufhetzte. Die Turiner Preſſe wüthete von neuem gegen Oeſterreich und ebenſo gegen den Papſt. Der Juſtizminiſter Siccardi gab ſchon 1850 kirchenfeindliche Geſetze und ließ den Erzbiſchof Franzoni, der dagegen proteſtirte, verhaften. Als Graf Cavour erſter Miniſter wurde, hob unter ihm der Cultminiſter Ratazzi 1855 die Klöſter auf und ließ die Nonnen durch Gensdarmen aus ihren Aſylen reißen. Von Turin und von Teſſin wurde fortwährend die Lombardei unterwühlt. Am 6. Februar 1853 fielen Banden mit Dolchen bewaffnet in den Straßen von Mailand plötzlich über alle vereinzelten öſterreichiſchen Soldaten her, deren 20 getödtet, 100 verwundet wurden. Wenige Tage ſpäter wurde Kaiſer Franz Joſeph bei einem Spaziergang auf dem Wiener Walle von einem ungariſchen Mörder am Halſe verwundet, am 26. März 1854 der Herzog Karl von Parma ebenfalls auf einem Spaziergange ermordet. Seine Wittwe Louiſe war die Tochter des ermordeten Herzogs von Berry.

Je mehr Cavour die Kirche mißhandelte, um ſo eifriger unterſtützte ſie Oeſterreich. Daher das am 25. Sept. 1855 abgeſchloſſene Concordat Oeſterreichs mit Rom, wodurch der Klerus die ausgedehnteſten Rechte erhielt (freier Verkehr mit Rom, ausſchließliche Leitung der Prieſterſeminare, biſchöfliche Cenſur, Errichtung von Klöſtern, Selbſtverwaltung des Kirchenguts ꝛc.). Am 5. Juni deſſelben Jahres feierte Biſchof Ketteler von Mainz das 800jährige Jubiläum des h. Bonifacius zu Fulda und mahnte daran, daß Deutſchlands politiſche Einheit erſt möglich geworden ſey durch die kirchliche und daß ſie mit der kirchlichen wieder verſchwunden ſey. Das öſterreichiſche Concordat ſpiegelte ſich in einem von Württemberg 1857 geſchloſſenen ab.

Siebentes Buch.

Der Krimkrieg.

1.

Rußlands Uebermuth.

In unerwarteter Weiſe brach, nachdem kaum die Revolutionen verwunden waren, ein großer europäiſcher Krieg aus. Die Schuld daran trug Rußland. Kaiſer Nicolaus hatte den Orient nie aus den Augen verloren. Je mehr die Mitte und der Weſten Europas ſich in Revolutionen abſchwächten, um ſo gewiſſer mußte der Orient ſeine Beute werden. Das Jahr 1853 nahte heran, in welchem, einer alten Prophezeihung zufolge, der Halbmond, nachdem er gerade 400 Jahre lang in Europa geherrſcht hatte (ſeit der Eroberung von Conſtantinopel durch Muhamed II. 1453), für immer vertrieben werden ſollte.

Napoleon III. erwirkte gerade damals den Katholiken freien Zutritt zum heil. Grabe, der ihnen bisher durch die Griechen ſehr erſchwert worden war, im März 1852. Bald darauf ſah ſich auch Oeſterreich veranlaßt, ſich bei der Pforte wegen Montenegros zu beſchweren. Die Montenegriner, von Rußland aufgehetzt, raubten auf türkiſchem Gebiet. Ein türkiſches Heer unter dem genialen Renegaten Omer Paſcha bekriegte ſie hart an der öſterreichiſchen

Grenze, im Januar 1853. Oeſterreich forderte gebieteriſch Ruhe und erhielt ſie. Aergerlich über dieſes Vorgehen Frankreichs und Oeſterreichs, ſagte Kaiſer Nicolaus zum engliſchen Geſandten in St. Petersburg, Lord Seymour: „Wenn wir einig ſind, bin ich ohne Sorge, was den Weſten Europas anlangt. Was Andere denken oder thun, iſt im Grunde von wenig Wichtigkeit. Der Türkei droht der Einſturz, es iſt wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverſtändniß kommen. Glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen ſchwer kranken Mann. Es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages hinfallen ſollte, ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären.“ Er fügte hinzu: „Ich begreife die Wichtigkeit Aegyptens für England. Will es davon Beſitz nehmen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden. Ich ſage daſſelbe von Candia.“ England aber lehnte die Anträge Rußlands höflich ab. Nun wandte ſich Nicolaus an Frankreich und ſoll ihm das linke Rheinufer als Preis einer Allianz angeboten haben, Napoleon III. aber hielt es lieber mit England.

Unbekümmert jedoch um die Weſtmächte ſchickte Kaiſer Nicolaus ſeinen Admiral Fürſten Menzikof, nachdem derſelbe mit großer Oſtentation zu Sebaſtopol die ruſſiſche Flotte und ein Landungsheer von 30,000 Mann gemuſtert hatte, nach Conſtantinopel, um für Rußland nichts Geringeres als das Protectorat über alle griechiſchen Chriſten zu verlangen. Dabei zeigte er abſichtlich ſolche Verachtung der Türken, daß er am 2. März in dem feſtlich gekleideten Divan im Paletot und in ſchmutzigen Stiefeln erſchien. Fuad Effendi aber ſagte geiſtreich: „der ruſſiſche Koloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger ſehen, daß ſie thönern ſind.“ Der Sultan behielt Muth. Menzikof ſtellte vergeblich noch ein Ultimatum und reiste endlich am 21. Mai unverrichteter Dinge ab, aber mit der Drohung: das erſtemal ſey er im Paletot erſchienen, das zweitemal werde er in voller Uniform kommen.

Hierauf erließ der Sultan im Juni einen Ferman, worin er den Chriſten ſeines Reichs alle ihre Rechte aufs feierlichſte beſtätigte, um Rußland jeden religiöſen Vorwand zu nehmen. Die Weſtmächte

rüſteten ihrerſeits ihre Flotten, die am 14. Juni in der ſchönen Beſikabai am Eingang der Dardanellen ankerten. Sechs Tage ſpäter hielt Kaiſer Nicolaus in St. Petersburg eine große Militärparade und einen feierlichen Gottesdienſt ab, und zehn Tage ſpäter überſchritten die erſten ruſſiſchen Truppen den Pruth und begannen den Krieg, den er ausdrücklich als einen Glaubenskrieg wollte angeſehen wiſſen. Das Heer unter dem Oberbefehl des Fürſten Gortſchakof beſetzte die Moldau und Wallachei. Die Türken blieben auf dem rechten Donauufer, aber auch die Ruſſen begnügten ſich den Sommer über nur das linke zu beſetzen. Denn die Diplomatie war in großer Thätigkeit, den Frieden zu erhalten.

Kaiſer Nicolaus gab ſich die größte Mühe, Preußen und Oeſterreich für ſich zu ſtimmen. In Preußen war ihm die „kleine, aber mächtige Partei“ der Kreuzzeitung bereits blind ergeben. In Oeſterreich neigte man ſich mehr zu Frankreich. Kaiſer Franz Joſeph war ſchon im Frühjahr von ſeiner Wunde vollkommen wieder hergeſtellt und verlobte ſich an ſeinem Geburtstage, den 18. Auguſt, mit der Prinzeſſin Eliſabeth, Tochter des Herzog Maximilian von Bayern. Als gutes Omen für ſeine Zukunft mußte angeſehen werden, daß man bald darauf im Anfang des September die von Koſſuth auf ſeiner Flucht bei Orſowa vergrabene Krone ſammt andern Reichskleinodien des Königreichs Ungarn wieder auffand und dem rechtmäßigen Herrn überlieferte. Am 24. September kam Kaiſer Nicolaus in Olmütz mit dem Kaiſer Franz Joſeph zuſammen und reiste von da nach Berlin, um auch ſeinen Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. zu begrüßen. Er hoffte eine Tripelallianz gegen die Weſtmächte zu Stande zu bringen, oder wenigſtens ſich der Neutralität der beiden Großmächte zu verſichern.

Unterdeß hatte ſich der Sultan entſchieden, und ſofern die Ruſſen nicht ſofort die Donaufürſtenthümer räumten, am 4. October den Krieg erklärt. Omer Paſcha wurde Oberbefehlshaber an der Donau und erfocht am 4. November einen kleinen Sieg bei Oltenitza. Bald darauf wurde eine Conferenz der Großmächte zu Wien eröffnet (am 20. November), um über die Mittel einer friedlichen

Ausgleichung des Conflictes zu berathen, die beiden Weſtmächte aber ſicherten der Pforte (am 27. Nov.) in einem Vertrage ſchon ihren Schutz zu. Nun überfiel aber Nachimof, Admiral der vor Sebaſtopol liegenden ruſſiſchen Flotte, die zur Unterſtützung Selim Paſchas in Aſien beſtimmte, aus dem Bosporus nach Batum ſegelnde Flotte unter Osman Paſcha unterwegs im Hafen von Sinope unter dem Schutz eines Nebels und zerſtörte ſie gänzlich. Die meiſten Türken fielen, Osman ſelbſt wurde ſchwerverwundet gefangen. Doch hatten ſich die Türken ſo gut gewehrt, daß auch mehrere ruſſiſche Schiffe ſanken. Da brach die Ungeduld in der engliſchen Preſſe los. Daß es Rußland gewagt, im Angeſicht einer großen engliſchen Flotte einen Seeſieg zu erfechten, war die tiefſte Beleidigung, die dem engliſchen Volke widerfahren konnte. Von nun an war der offene Bruch unvermeidlich. Doch erfolgte die Kriegserklärung der Weſtmächte erſt am 28. März 1854, nachdem alle Vermittelungen erſchöpft waren.

2.

Rußlands Demüthigung.

Inzwiſchen verfolgte Rußland ſeinen Plan. Gortſchakof ließ einen Angriff auf Kalafat machen, den von den Türken verſchanzten Brückenkopf von Widdin. Wäre es ihm hier durchzubrechen gelungen, ſo hätte er in Serbien feſten Fuß gefaßt, wo er durch die ſtarke Partei des abgeſetzten Fürſten Miloſch den Fürſten Alexander zu ſtürzen hoffte. Aber General Anrep, dem die Einnahme von Kalafat anvertraut war, konnte mit 50,000 Mann doch nicht zum Ziele gelangen, denn der tiefe Koth machte die türkiſchen Verſchanzungen unangreifbar. Am 6. Januar ließen ſich die Ruſſen bei Cetate (vor Kalafat) von den Türken überfallen und ſchlagen und unternahmen dann nichts mehr, weil die Oeſterreicher ihr Truppencorps an der Grenze, befehligt von Coronini, auf 50,000 Mann verſtärkten.

Der Aufstand der slavischen Serben, Bulgaren, Bosnier, der den Russen den Weg nach Constantinopel hätte öffnen sollen, unterblieb nun und nur im Süden brachen die von Rußland bestochenen griechischen Klephtenführer los, um nach ihrer Gewohnheit Beute zu machen. Am 7. Februar lief die Besatzung von Athen, trotz der königlichen Abmahnung, den Insurgenten zu. Aber schon am 23. Mai ankerte eine kleine westmächtliche Flotte im Piräus und eine französische Brigade landete, um dem König von Griechenland die Mittel zu gewähren, seine eignen Unterthanen im Zaum zu halten. In demselben Frühjahr kam eine neue große Bewegung in die russischen Lager. Der greise Fürst Paskiewitsch, der niebesiegte, sollte Oberfeldherr werden, schickte aber den Chef seines Generalstabs, Schilder, voran, um einstweilen über die Donau zu gehen und Silistria zu belagern. Die Westmächte schlossen mit der Türkei am 12. März ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland ab und ließen Landtruppen einschiffen, England 20,000 Mann unter Lord Raglan (der bei Waterloo einen Arm verloren); Frankreich 40—50,000 Mann unter Marschall von St. Arnaud. Die von Canrobert befehligte erste Division verließ Marseille am 1. April. Ihr gesellte sich auch Prinz Napoleon, Sohn Jeromes, des ehemaligen Königs von Westphalen, bei. Ihr erster Landungsort war Gallipoli unterhalb der Dardanellen. Unterdeß machten die Flotten einen Angriff auf Odessa, wo sie am 22. April eine Anzahl Handelsschiffe und einige Häuser in Brand steckten, ohne die Stadt zu bombardiren.

Preußen hatte von Anfang an zugegeben, daß Rußland im Unrecht sey und daß es im preußischen Interesse nicht liege, die ungeheure Macht Rußlands durch Einverleibung der Türkei noch mehr anzuschwellen. Nur den Frieden wollte Preußen erhalten wissen. Es ging also auf das ihm von Oesterreich angetragene Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April ein, worin es sich verpflichtete, mit Oesterreich gemeinsam Rußland den Krieg zu erklären, wenn dessen Heer den Balkan überschreiten oder auch nur die Donaufürstenthümer Rußland förmlich incorporirt werden sollten. Aber

Kriegsminiſter von Bonin wurde (5. Mai) entlaſſen, weil er die bloße Möglichkeit einer Allianz Preußens mit Rußland einem „Vatermorde“ verglichen hatte. Dennoch wollte Kaiſer Nikolaus nicht nachgeben. Fürſt Paskiewitſch ſollte Siliſtria erobern, dieſe Feſtung wurde jedoch vom Commandanten Muſſa Paſcha und von dem preußiſchen *) Artillerieoffizier Grach aufs tapferſte vertheidigt. Wüthende Stürme vom 27—29. Mai wurden abgeſchlagen, General Schilder beim Rückzug und bei der Verfolgung tödtlich verwundet, ebenſo aber auch Muſſa innerhalb der Stadt von einem Granatſplitter. Am 8. Juni erhielt Fürſt Paskiewitſch ſelbſt eine Contuſion, die ihn nöthigte das Lager zu verlaſſen, und am 21. gab er die Belagerung Siliſtrias auf und befahl den Rückzug der ganzen ruſſiſchen Armee über die Donau, ja ſelbſt über den Pruth. Denn ſchon am 14. hatte Oeſterreich mit der Pforte einen Vertrag geſchloſſen, der ihm geſtattete, die Donaufürſtenthümer mit öſterreichiſchen Truppen zu beſetzen. Das zwang die Ruſſen zum Abzug. Die Oeſterreicher zogen in die Wallachei und Moldau ein, ſobald die Ruſſen dieſelben verließen, und trennten ſomit die beiden kriegführenden Parteien. Ein unkluger Verſuch der Alliirten, von Varna aus in die Dobrudſcha vorzudringen, endete kläglich, weil das unfruchtbare Land und die Hitze die Leute erſchöpfte. Die Cholera raffte in wenigen Tagen 2000 von ihnen hinweg (Ende Juli). Der Krieg war eigentlich damals ſchon entſchieden. Von dem Augenblick an, in welchem Oeſterreich und Preußen ſich durch den Rückzug der Ruſſen befriedigt zeigten, und die europäiſche Türkei, das Balkan- und Donaugebiet aufhörte, Kriegsſchauplatz zu ſeyn, waren die Weſtmächte theils zu ſchwach, theils fanden ſie zu wenig angreifbare Grenzen des ruſſiſchen Reichs, um entſcheidende Erfolge erringen zu können.

Der Verſuch einer engliſchen Flotte unter Admiral Charles

*) Schon mehrere Jahre vor dem Kriege waren Artillerieoffiziere auf Bitte des Sultans von Seite des Königs von Preußen nach Conſtantinopel geſchickt worden, um die türkiſche Artillerie einzuüben.

Napier, der auch eine französische sich beigesellte, Kronstadt, die Inselfestung, welche den Zugang zur russischen Hauptstadt St. Petersburg beschützt, zu erobern, scheiterte an der Unangreifbarkeit dieser Festung. Ein schlechter Ersatz war die Eroberung der kleinen Festung Bomarsund auf den russischen Alandsinseln. Einige englische Schiffe waren auch in das weiße Meer eingedrungen, blokirten Archangel und zerstörten den Hafen von Kola. Andere zerstörten die russische Küstenstadt Petropaulowsk in Kamtschatka.

Aegypten wagte damals keine Sonderpolitik mehr, sondern leistete dem Sultan treue Lehnspflicht durch Zusendung von Schiffen und Landtruppen. Der alte Mehemet Ali starb geistesschwach 1849, sein energischer Sohn Ibrahim schon 1848, des letztern Sohn Abbas blieb dem Sultan ergeben.

Die Landtruppen der Westmächte waren nach Varna versetzt worden, litten aber außerordentlich an schlechter Verpflegung, an der Hitze des Climas, Ruhr und Cholera. Da sie indeß nicht umkehren durften, wurden sie noch 55,000, in der Wirklichkeit vielleicht etwas weniger stark, nebst 6000 Türken nach der Krim eingeschifft, wo sie am 14. September bei Eupatoria landeten. Die Krim ist eben, größtentheils unbebaut und wasserarm, nur den Südrand nimmt ein Gebirge ein. In dieses Gebirge läuft von Westen her eine Meeresbucht hinein und in sie mündet das Flüßchen Tschernaja. Auf der Südseite dieser Bucht aber liegt die befestigte Stadt Sebastopol, auf der Nordseite liegen starke Festungswerke. Innerhalb der Bucht befand sich damals die russische Flotte des Admiral Nachimof im Hafen eingeschlossen, 54 Segel, die es nicht wagten, auszulaufen und sich mit den Flotten der Westmächte zu messen. In der Festung waren ungeheure Vorräthe von schwerem Geschütz und Munition gehäuft, die Ausrüstungsmittel für große Flotten auf lange Zeit. Der Obergeneral, Admiral Fürst Menzikof, hatte zwar weniger Truppen bei der Hand, als die Verbündeten, nahm aber jenseits der Alma auf dem Gebirge mit 33,000 Mann eine so feste Stellung ein, daß er hoffte, die Macht des Feindes werde sich hier brechen und erschöpfen; ja er war so zuversichtlich,

daß er die Damen von Sebaſtopol einlud, nach ſeinem Lager zu fahren und die Vernichtung des Feindes mit anzuſehen. Als aber die Verbündeten am 20. September an die Alma heranrückten, erſtieg General Bosquet mit den tapfern Zuaven*) die beinah ſteilrechten Uferfelſen in der linken Flanke der Ruſſen und brachte ſogar Kanonen in ſolcher Schnelligkeit hinauf, daß Menzikof zum Rückzug gezwungen wurde. In einem Kriegsrath, dem Marſchall St. Arnaud zum letztenmal anwohnte, indem ihn die Cholera nur noch wenige Tage leben ließ, wurde beſchloſſen, eine Stellung ſüdwärts von Sebaſtopol zu nehmen, auf einer Hochebene, die durch das enge Thal der Tſchernaja gegen einen Angriff von Oſten her geſchützt wird und im Süden durch die Bucht von Balaklava, im Weſten durch die Bucht von Kamieſch die Verbindung mit den Flotten offen ließ. In dieſer Stellung gegen einen etwaigen Angriff einer Entſatzarmee gedeckt, konnten die Verbündeten hoffen, Sebaſtopol eher zu erobern, ſofern es gerade auf dieſer Seite damals noch viel weniger befeſtigt war. Ein raſcher Sturm wäre wahrſcheinlich gelungen, aber St. Arnauds tödtliche Krankheit brachte Stocken in die Unternehmungen der Franzoſen, während die Engländer überhaupt immer langſamer und methodiſcher handelten. Der Sturm wurde nicht gewagt. Menzikof konnte die Beſatzung der Feſtung verſtärken. Das Glück gab ihm in dem Artilleriehauptmann Tottleben einen Gehülfen, wie er ihn brauchte, denn dieſer geniale Offizier ſchuf in wunderbarer Schnelligkeit rings um die Südſeite der Stadt her neue, aufs vortrefflichſte angelegte Redouten, Gräben, Minen ꝛc. und machte den Zugang faſt unmöglich. Gleich nach der Schlacht an der Alma hatte Menzikof ſchon den Eingang vom Meer zum Hafen durch Verſenkung ſieben großer Schiffe auch für die Flotten der Weſtmächte unnahbar gemacht.

---

*) Urſprünglich eingeborene Afrikaner, die von den Franzoſen in Algier angeworben wurden, nach und nach aber erſetzt durch Franzoſen, welche nur die muhamedaniſche Tracht beibehielten. Cavaignac war eine Zeitlang ihr Chef geweſen. Sie galten für die feurigſten und unbeſieglichſten Truppen der Armee.

St. Arnaud konnte noch auf ein Schiff gebracht werden, ſtarb aber am 29. September auf dem Meere. Er war ſehr fromm und pflegte unter den Truppen jene hohe Achtung für die Religion, durch die ſich die Franzoſen in der Krim ſo auffallend auszeichneten.

3.

Sebaſtopol.

General Canrobert übernahm den Oberbefehl und begann die langweilige Belagerung der Südſeite von Sebaſtopol. Die Eröffnung von Laufgräben war wegen des felſigen, nur von einer dünnen Erdſchicht bedeckten Terrains äußerſt ſchwierig. Am 17. Oct. ſcheiterte ein Angriff der Flotte an den zu ſtarken Mauern. Seitdem wagten die Flotten gar keinen Angriff mehr und dienten nur noch, Lebensmittel, Munition und Verſtärkungen nach der Krim und Verwundete von dort zurückzubringen. Am 25. October befahl Menzikof, nachdem ihm Verſtärkungen zugekommen waren, dem General Liprandi, die Engländer bei Balaklava anzugreifen. Die engliſche Reiterei ſtürzte ſich allzu blind in den Kampf und erlitt ungeheuren Verluſt. Mit 51,000 Mann wurde nun die engliſche Stellung abermals forcirt, bei Inkermann. Allein die Franzoſen unter dem ſchnellblickenden Bosquet retteten die Engländer. Nun aber fiel der Herbſtregen in Strömen nieder, ſetzte die ganze Gegend unter Waſſer, füllte die Gräben aus und die Belagerung ſtockte. Dann kam der Winter. Die elenden Ortſchaften boten keine Quartiere, kaum Räume genug zu Lazarethen dar. Man mußte alſo unter Zelten oder in Baraken wohnen, welch letztere jedoch wegen Holzmangels nicht leicht herzuſtellen waren. Die Franzoſen ſtanden ſich beſſer, theils weil die Regierung mehr für ſie ſorgte, theils weil ſie, erfinderiſch in Auffindung von Auskunftsmitteln, immer raſch und in unverwüſtlicher guter Laune ſich ſelbſt zu helfen wußten.

Die Engländer aber litten unſäglich, weil die Generale ſich nicht um die Armeeverwaltung bekümmerten, die Verwaltung ſelbſt unglaublich pedantiſch und gewiſſenlos handelte. Ganze Schiffe mit Lebensmitteln, warmen Kleidern, Lagerutenſilien aller Art kamen an, blieben aber am Ufer unausgepackt liegen, ja wurden zum Theil zurückgeſchickt, weil die Ausweispapiere in Unordnung gekommen waren und kein Beamter etwas ablieferte, wozu er nicht beordert war. Hunderte ſtarben in dünner Kleidung unter ſchlechten Zelten in ſtolzer Reſignation, während eine Stunde davon Pelze, warme Wollenkleider, Nahrungs- und Arzneimittel in Fülle lagen, die aber niemand aus den Kiſten und Ballen herauszunehmen wagte. Im November wurde das ſchwarze Meer von ſchrecklichen Stürmen gepeitſcht und viele Schiffe gingen dabei zu Grunde, auch ſolche, welche reiche Vorräthe nach der Krim bringen ſollten. Alle Lazarethe waren überfüllt und immerwährend gingen Schiffe voll Kranker nach Konſtantinopel ab. Hier und in der Krim ſelbſt leiſteten die barmherzigen Schweſtern und eine Geſellſchaft engliſcher Jungfrauen, die berühmte Miß Nightingale an der Spitze, die treueſten Dienſte.

Mittlerweile herrſchte immerfort noch die lebhafteſte Bewegung in den europäiſchen Cabinetten, Oeſterreich ſtellte ein großes Heer in Siebenbürgen, ein zweites in Galizien auf und ſchloß ſich den Weſtmächten näher an. Preußen aber blieb neutral und ein großes ruſſiſches Heer ſtand in Polen, um Galizien zu bedrohen. Unter dieſen Umſtänden konnte Oeſterreich nicht offenſiv gegen Rußland vorgehen. Napoleon III. hatte ſich ſchon bereit erklärt, Oeſterreich die Ruhe in Italien zu garantiren, wenn es das Schwert gegen Rußland ziehen wolle. Das letztere unterblieb nun, folglich auch die Garantie, und neue, für Oeſterreich ſehr bedenkliche Combinationen traten ein. Sardinien nämlich ſchloß ein enges Bündniß mit den beiden Weſtmächten, rüſtete 15,000 Mann unter General La Marmora gegen die Krim aus und erkaufte ſich dadurch die Duldung, ja Förderung ſeiner italieniſchen, in ihrem letzten, noch verborgenen Ziele Oeſterreich verderblichen Politik.

Kaiſer Nicolaus befahl am 10. Febr. 1855 eine allgemeine Bewaffnung des ruſſiſchen Volkes und ſchickte Truppen über Truppen nach der Krim. Aber der Weg war weit, der Winter kalt. In der ſüdruſſiſchen Steppe wurden ganze Compagnien im Schnee begraben oder ſtarben vor Hunger und Kälte. Große Hoffnungen ſetzte der Kaiſer auf eine Expedition gegen Eupatoria, wo Omer Paſcha ſtand, um die Alliirten, die vor Sebaſtopol lagen, zu unterſtützen, Der Angriff erfolgte am 16. Februar, wurde jedoch abgeſchlagen. Von wie geringem Nutzen ſelbſt eine Eroberung dieſer Stadt für die Ruſſen geweſen wäre, ſo ſoll doch den Kaiſer Nicolaus ihr Mißlingen ſtark alterirt haben. Er war ſchon etwas kränklich und ſtarb unerwartet ſchnell am 2. März.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. war friedlicher geſinnt, Rußland hatte in dieſem Kriege ſchon 250,000 Menſchenleben verloren und nach Dolgoruckis Angabe Papiergeld für mehr als 700 Mill. Silberrubel ausgegeben (deren Entwerthung die gegenwärtige Finanzkriſis verſchuldet). Der junge Kaiſer hätte alſo gerne den Krieg geendet, ſetzte ihn aber noch fort, um beſſere Friedensbedingungen zu erlangen. Er rief den Anſtifter des Kriegs, Menzikof, ab und Gortſchakof erhielt den Befehl in der Krim. Hier eröffneten die Verbündeten am 6. April ein vierzehntägiges Feuer auf Sebaſtopol aus 500 ſchweren Geſchützen mit Bomben von 1 bis 2 Centner Gewicht, aber vergebens. Tottleben hatte ein noch zahlreicheres Geſchütz und ließ alle zertrümmerten Schanzen immer raſch herſtellen. Nachimof fiel auf den Mauern. Um die Zufuhr nach der Feſtung vom Aſowſchen Meere her abzuſchneiden, nahm die alliirte Flotte im Mai Kertſch ein, wo eine koſtbare Alterthumsſammlung zerſtört wurde, und verbrannte einige Hafenplätze, unter andern Taganrog, konnte aber nicht in das ſeichte, ſ. g. Faule Meer eindringen.

Canrobert beſorgte, die Erſtürmung Sebaſtopols werde zu viele Menſchenleben koſten und dankte ab. Nun bekam Peliſſier den Oberbefehl und wagte am 18. Juni einen Sturm, aber mit großem Verluſt und vergebens. Der alte Raglan ſtarb an der Cholera und

ihn ersetzte Simpson. Die Königin von England ging nach Paris, um einen frühern Besuch Napoleons III. zu erwidern und ihre Einigkeit zu beweisen. Der englische Admiral Dundas bombardirte in der Ostsee Sweaborg ohne Erfolg und zündete ohne Noth friedliche Hafenplätze in Finnland an. — Am 16. August machten die in Sebastopol sehr verstärkten Russen einen Angriff auf das alliirte Lager von der Tschernaya aus, wurden aber zurückgeschlagen, stopften sich an der Brücke und erlitten ungeheuren Verlust. Unmittelbar darauf überschüttete Pelissier die Stadt mit Kugeln.

Am 17. August fielen in Sebastopol 1500 Russen durch in die Stadt geschleuderte Kanonenkugeln und Bomben, vom 18.—21. täglich 1000, von da bis zum 5. September täglich 5—600 Mann. Der Gesammtverlust der Franzosen und Engländer betrug täglich nur gegen 300 Mann. Zugleich wurde rastlos gegraben, minirt und contreminirt. Als die französischen Gräber den russischen Schanzen am Malakofthurm bis auf 35 Schritte nahe gekommen waren, erkannte Gortschakof die ganze Schwierigkeit, jetzt noch einen neuen Sturm abzuschlagen, und ließ eine große Schiffbrücke über den Meerbusen legen, der die beiden Hälften der Stadt trennt, um rasch die Südseite der Stadt räumen zu können, wenn es Noth thäte. Auch ließ er alle Forts auf der Südseite unterminiren, um sie in die Luft zu sprengen, ehe der Feind hineindränge. Vom 5. September an verdoppelten die Alliirten aus 800 Geschützen des schwersten Calibers das Feuer und vier Tage und Nächte lang fiel über Sebastopol ein Hagel von Kugeln, wie er so dicht und schwer noch niemals auf Erden gefallen war. Die Bomben flogen über die Stadt hinweg in den Hafen und entzündeten mehrere Schiffe, die in Flammen aufgingen. In der Stadt selbst war kein Mensch mehr, der die bombenfesten Kasematten verließ, weder in noch außer den Häusern sicher und innerhalb der vier Tage wurden gegen 5000 Russen auf den Wällen und in den Straßen und Häusern durch feindliche Kugeln oder herabstürzende Steine zerschmettert. Am 8. September Schlag 12 Uhr schwieg der wochenlange Donner der Kanonen plötzlich und in diesem Augenblick begann der Sturm. Den Hauptangriff rich-

teten die Franzoſen gegen den Malakofthurm, den zweiten die Engländer gegen den ſ. g. Redan. Dem tapfern General Bosquet war die Eroberung des Malakof vertraut, unter ihm erkletterten Mac Mahons Leute binnen wenigen Minuten den Malakofthurm. Aber im Innern deſſelben leiſteten ihnen die in einem Labyrinth von bedeckten Gängen verſteckten Ruſſen einen verzweifelten Widerſtand. Vier ruſſiſche Generale fielen hier. Um 5 Uhr erſchütterte eine furchtbare Exploſion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine Mine war geſprungen und hatte hunderte von ſtürmenden Franzoſen mit ihrem General Matterouge begraben. Aber der Malakof ſelbſt war gerettet und blieb in den Händen der Franzoſen, während die Engländer vom Redan weichen mußten. Da der hochgelegene Malakof die ganze Stadt beherrſcht, konnten die Ruſſen ſich nicht länger halten und Gortſchakof ließ mit Einbruch der Nacht die Truppen abziehen, den Redan, die ſtolzen Baſtionen unter furchtbarem Krachen durch Minen ſprengen, die ganze große ruſſiſche Flotte, ein einziges Dampfſchiff ausgenommen, ins Meer verſenken. Peliſſier ſtörte ſeinen Rückzug nicht, um nicht in das gefährliche Gebiet der Minen zu gerathen. Auch blieben die Befeſtigungen am andern Ufer in den Händen der Ruſſen.

Unterdeß hatte Schamyl vom Kaukaſus her einen vergeblichen Verſuch gemacht, gegen Tiflis vorzudringen, die Alliirten und Türken hatten ihn nicht unterſtützt. Vielmehr gelang es den Ruſſen unter Murawiew am 29. September die türkiſche Feſtung Kars wegzunehmen, nachdem ſie vom Engländer Williams meiſterhaft vertheidigt worden war. Somit war wie für Frankreich durch die Eroberung Sebaſtopols, ſo auch jetzt für Rußland durch die von Kars die Ehre gerettet und man neigte ſich zur Verſöhnung. Am 25. Februar 1856 wurde ein Congreß in Paris eröffnet und am 30. März der Frieden geſchloſſen. Rußland bequemte ſich, die Donaumündungen mit einem ſehr kleinen Landſtrich am linken Ufer zunächſt dem ſchwarzen Meere an die Türkei abzutreten, dem einſeitigen Protectorat über die Chriſten in der Türkei, ſowie über die beiden Do-

naufürſtenthümer zu entſagen und auch Kars wieder herauszugeben. Dagegen lieferten die Weſtmächte auch Sebaſtopol (nach Zerſtörung der Hafenbauten daſelbſt) und alle andern von ihnen beſetzten Puncte wieder aus. Die beiden Donaufürſtenthümer ſollten von öſterreichiſchen Truppen beſetzt bleiben, bis über ihre Zukunft durch die ſämmtlichen Großmächte würde Beſchluß gefaßt ſeyn. Kriegskoſten wurden niemand auferlegt. Rußland verpflichtete ſich, am ſchwarzen Meere keine Seearſenale mehr zu errichten und künftig nur ſo viele Schiffe auf dieſem Meer zu halten, wie die Pforte. Die Donauſchiffahrt wurde unbedingt frei erklärt.

Frankreich trug aus dieſem Kriege die größte Ehre davon. Die Kaiſerin Eugenie gebar am 16. März einen Sohn und ſie und ihr Gemahl wurden mit Schmeicheleien überſchüttet, wobei der ruſſiſche Geſandte Graf Orlow es allen zuvorthat.

4.

Wachſender Verfall der muhamedaniſchen Reiche.

Rußlands Niederlage im Krimkriege war nur durch die chriſtlichen Weſtmächte bewirkt worden und diente dem türkiſchen Reiche nur zu längerer Friſtung ſeines Siechthums, nicht zu einer großartigen Erhebung und Wiedergeburt. Aber alle muhamedaniſchen Staaten waren im gleichen Verfall. Mißkennen wir nicht, daß ſich darin ein göttliches Gericht offenbart, denn der Islam iſt nicht in der Wahrheit gegründet, und welche rühmlichen Eigenſchaften ihm auch inwohnen, ſo kann er doch den Charakter des falſchen Prophetenthums nicht verleugnen. Der Fanatismus, den er den Völkern einpflanzt, bedingt nicht nur deren Todesverachtung im Kriege, ſondern auch deren Stumpfſinn im Ueben und Dulden des Despotismus. Der Muſelmann kann nur Herr oder Sklave ſeyn. Seine Vorſtellungen von der andern Welt ſind grobſinnlich, ſein Glauben bannt den Geiſt ins Fleiſch, anſtatt ihn von demſelben zu befreien.

Da ist kein Fortschritt möglich, weder im staatlichen Leben, noch im Geiste.

Der türkische Sultan Abdul Medschid war gutmüthig und schwach und unter seinen Augen wurde übel gewirthschaftet. Die Damen seines Harems verschwendeten ungeheure Summen trotz allem, was die beständigen Kriege und Empörungen verschlangen. Die Schatzmeisterin im Serail konnte ein Privatvermögen von 150 Mill. Piastern sammeln, die sie jedoch dem Sultan hinterließ. Dieser selbst starb am 25. Juni 1861 an Erschöpfung in noch nicht vorgerücktem Alter. Im Hause Osman gilt das Seniorat, also wurde nicht des verstorbenen Sultans Sohn (Mehemed Murat), sondern sein Bruder Abdul Aziz sein Nachfolger. Dieser änderte die häßliche Tracht der Truppen ab und machte sie wieder kleidsamer und alttürkischer.

Sobald die Moldau und Wallachei nicht mehr unter russischem Einfluß standen, geriethen sie unter den französischen. Napoleon III. wandte sein Nationalitätenprincip auch auf die Rumänen (Wallachen) an, um an der untern Donau allmälig ein größeres rumänisches Reich zu gründen, welches außer dem zur Türkei gehörigen auch noch das russische Bessarabien und einen Theil des österreichischen Siebenbürgen umfassen sollte, weil auch hier Rumänen wohnen. In St. Petersburg begriff man schnell, das weit entfernte Frankreich werde auf die Rumänen weniger Einfluß üben können, als das nahe Rußland, stimmte also Frankreich zu. So wurde intriguirt, um zum erstenmal die Moldau und Wallachei unter einem gemeinschaftlichen Hospodar zu vereinigen. Zu einem solchen wählten die Bojaren beider Fürstenthümer 1859 den Fürsten Alexander Couza, der sich bald darauf theils von Rußland, theils von der europäischen Revolutionspropaganda mißbrauchen ließ, um geheime Rüstungen zu fördern, davon die einen berechnet waren, im russischen Interesse die Aufstände der Slaven in der Türkei, die andern im französisch-italienischen Interesse eine Erhebung Ungarns gegen Oesterreich und Polens gegen Rußland zu unterstützen. Doch blieb es bei den bloßen Vorbereitungen.

In Serbien gelang es denselben Intriguen, den Fürsten Ale-

rander, den ſchwachen Sohn Kara Georgs, weil er dem Sultan treu und Oeſterreich befreundet war, 1858 abzuſetzen und den alten Miloſch Obrenowitſch an ſeine Stelle zu bringen, der ſich zum Werkzeug der ausländiſchen Agenten hergab. Auch aus der Feſtung Belgrad ſollten die Türken durch eine ſerbiſche Ueberrumpelung vertrieben werden; es mißlang aber, hauptſächlich weil Oeſterreich ſogleich bereit war, den Türken Hülfe zu leiſten. Der alte Miloſch ſtarb 1860 und ihm folgte ſein Sohn Michael, der den Verſuch auf die Feſtung Belgrad eben ſo vergeblich erneuerte. Im Winter von 1862 kamen 700 Wagen mit ruſſiſchen Waffen in Serbien an, was damals großes Aufſehen erregte, doch bald wieder vergeſſen wurde, weil alles nur Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufſtande der Slaven in der Türkei waren, der noch nicht zur Ausführung kam. Wenigſtens blieben die blutigen Aufſtände in der Herzegowina und in Bosnien 1858 vereinzelt und auch die wilden Montenegriner übten nur ihre gewöhnlichen Räubereien ſeit 1856 in größerm Maaße und begingen abſcheuliche Grauſamkeiten in den türkiſchen Dörfern, bis ein türkiſches Heer unter Omer Paſcha ſie 1862 zu Paaren trieb. Ihr Fürſt Danilo, das blinde Werkzeug Rußlands, war 1860 ermordet worden, ihm folgte Nitizza, ein eben ſo fanatiſcher Türkenfeind. — In Bulgarien wirkten franzöſiſche Agenten den ruſſiſchen dergeſtalt entgegen, daß eine beträchtliche Zahl griechiſch-kirchlicher Bulgaren, ihre Geiſtlichen an der Spitze, zur katholiſchen Kirche übertraten, ſeit 1860.

Die ärgſten Intriguen wurden in Griechenland geſpielt. Hier arbeitete England dem ruſſiſchen Einfluß entgegen. Im Jahr 1862 tumultuirte die griechiſche Garniſon in Nauplia, unterwarf ſich aber wieder, weil es noch zu früh war. Erſt als König Otto mit ſeiner Gemahlin auf einer Rundreiſe von Athen abweſend war, brach am 22. October 1862 daſelbſt eine Revolution aus, welche vollſtändig ſiegte. Das Königspaar und alle Anhänger des Königs mußten flüchten. Rußland und Frankreich verſtändigten ſich, den Herzog von Leuchtenberg zu Ottos Nachfolger zu ernennen, England aber ſchob den engliſchen Prinzen Alfred

vor und zog ihn nur wieder zurück, sofern auch Leuchtenberg entsagen mußte. Palmerston feierte einen großen Triumph. Indem er die Griechen durch die Absicht bestach, er werde ihnen die jonischen Inseln abtreten, bewog er ihre s. g. Nationalversammlung, d. h. einen Klub bezahlter Räuber, 1863 den dänischen Prinzen Wilhelm (seitdem Georgios genannt), dessen Schwester so eben den englischen Thronfolger geheirathet hatte, zum König zu wählen. Otto mußte nach München heimkehren. Das war der Dank für die Millionen, welche Bayern den Griechen geopfert hatte, aber eine gerechte Strafe für die Thorheit, mit der man sich in die Vorstellung hineingelogen hatte, die slavischen Räuber in Morea seyen immer noch die alten Hellenen.

Die Fäden der Intrigue in der Levante durchkreuzten sich aufs mannigfachste, denn heute standen England und Frankreich gegen Rußland, morgen wieder Frankreich und Rußland gegen England zusammen. Auch die Revolutionspropaganda wurde von den Diplomaten wie ein böser Hund an der Kette gehalten, um hier oder dort losgelassen zu werden, und es kam vor, daß Rußland dieselben Waffen in den Donaufürstenthümern bezahlte, die es in Polen bekämpfte.

Französische Agenten waren auch in Syrien thätig, um die christlichen Bevölkerungen vom russischen und griechischen Interesse zum französischen und katholischen herüberzuziehen, und fanden besonders guten Boden unter den Maroniten (Ueberreste der alten Monotheleten, nach ihrem Stifter Maro genannt), welche jedoch (1845 und 1860) durch die ihnen benachbarten tapfern Drusen alsbald mit Krieg überzogen, und durch Plünderung und Verbrennung ihrer meisten, am Libanon liegenden Dörfer grausam dafür bestraft wurden, daß sie den gewohnten Frieden nicht gehalten, sondern sich durch das Ausland zu Aufhetzereien hatten brauchen lassen. Unbefangene Zeugen sagen aus, die Maroniten seyen, wie alle Christen im Orient, weit verderbter, als die rohen, aber ehrlichen Drusen, daher man nicht alles glauben dürfe, was französische Nachrichten zu Gunsten der Maroniten schreiben. Gleichzeitig mit den Schreckens-

ſcenen im Libanon fielen ähnliche vor in der großen Stadt Damaskus, wo die Türken eine Menge Chriſten mordeten (9. Juli 1860). Ein türkiſches Heer unter Fuad Paſcha ſtellte die Ruhe her und ſtrafte die Mörder. Napoleon III. begnügte ſich nicht damit, ſondern wollte die Hände unmittelbar im Spiele haben, und ſchickte wirklich 12,000 Mann nach Syrien, mußte ſie aber bald wieder vertragsmäßig zurückziehen, wenn er nicht in ſchweren Conflict mit England kommen wollte.

In Aegypten hatte die franzöſiſche Intrigue noch beſſere Erfolge. Abbas Paſcha wirkte ihr entgegen und wurde deshalb in franzöſiſchen Blättern als roher Wüſtling verſchrien und am 13. Juli 1854 fand man ihn plötzlich erdroſſelt. Sein Oheim und Nachfolger aber, Said Paſcha, ließ ſich wieder ganz von Frankreich beherrſchen und machte demſelben die größte Conceſſion, indem er ihm den Bau und die künftige Beherrſchung des wichtigen Suez-Canals überließ. Der Bau des Suez-Canals wurde von einer Actiengeſellſchaft in Paris übernommen, wobei aber der Vicekönig von Aegypten nicht weniger als 85 Procent der Actien auf ſich nahm. Die Geſellſchaft erhielt ungeheure Privilegien. Die ägyptiſche Bevölkerung mußte ihr zum Bau frohnen. Der zum Canalbau nöthige Landſtrich wurde ihr geſchenkt. Der franzöſiſche Geſandte, Herr v. Leſſeps, durfte dazu noch das ganze Wadi Tumeilat (das alte berühmte Land Goſen) um ein Spottgeld kaufen, um eine große franzöſiſche Colonie daſelbſt anzulegen. Dieſe Colonie durfte eine militäriſche ſeyn, angeblich um die Raubanfälle der Beduinen zu verhindern. Endlich wurde der Geſellſchaft der Beſitz, die ausſchließliche Verwaltung und der ganze Zollertrag des Canals auf 99 Jahre zugeſichert. Man erkennt daraus, daß, wenn der Canal unter dieſen Bedingungen wirklich zu Stande kam, Frankreich die Meerenge von Suez militäriſch beherrſchen und den kürzeſten Weg zwiſchen Europa und Oſtindien den Engländern, die das meiſte Intereſſe dabei hatten, öffnen oder verſchließen konnten. Grund genug für England, den Bau zu hintertreiben. Said Paſcha ließ ſich ſoweit mit Frankreich ein, daß er ein Negerregiment von 4—500 Mann mit der franzöſiſchen

Armee nach Meriko schickte, welches aber größtentheils im Hafen von Vera Cruz Seuchen erlag. Eben als dieses Ereigniß großes Aufsehen in Europa erregte, starb Said Pascha, im Januar 1863 und sein Nachfolger, Ismael Pascha, befolgte ein anderes System, indem er, gestützt auf die Pforte und England, den französischen Forderungen hinsichtlich des Suez-Canals widerstand. Die bisherige Frohnarbeit der Aegypter am Suez-Canal wurde vom Pascha eingestellt und freie Arbeiter in hinreichender Zahl zu bekommen, war den Franzosen nicht möglich. Prinz Napoleon begab sich im Frühjahr nach Kairo, um den französischen Einfluß wo möglich herzustellen, aber der Pascha berief sich darauf, daß er nur Unterthan der Pforte sey und ohne deren Zustimmung nichts bewilligen könne. Der Sultan beehrte ihn dafür durch einen Besuch im April, eine seltene Auszeichnung, da die Sultane nur höchst selten reisen. Natürlicherweise steckte England dahinter, welches um jeden Preis die Absperrung seiner nächsten Verbindung mit Ostindien durch die Franzosen in Aegypten verhindern mußte.

England hatte sich bereits im rothen Meere festgesetzt. Im Jahr 1839 kauften die Engländer den arabischen Stämmen südwestlich von Mokka die felsige Halbinsel Aden um 20,000 Pfund Sterling und eine Pension für die benachbarten Häuptlinge ab und machten daraus ein zweites Gibraltar, um den Eingang ins rothe Meer zu beherrschen. Die verblendeten Häuptlinge erkannten zu spät, welchen Pfahl sie sich ins Fleisch gesetzt hatten, und 1845 predigte Hussein, Scherif von Mokka, den heiligen Krieg gegen Aden, um die Engländer von dort wieder zu vertreiben; aber diese saßen schon zu fest und schlugen den Sturm zurück. Im Jahr 1857 besetzten die Engländer auch noch die kleine Insel Perim dicht am Eingang ins rothe Meer, worüber ein kleiner Federkrieg in Europa entstand. Noch mehr wurden die Araber aufgereizt, als der Sultan sich durch seine Alliirten, England und Frankreich, 1856 gezwungen sah, den Sklavenhandel in allen seinen Staaten zu unterdrücken. Mokka empörte sich vergebens. Dagegen dauerte die Unzufriedenheit in Jeddah fort. Hier wurde der Pöbel durch einen Streit des Cadi

mit dem engliſchen Conſul Page gereizt, ſtürmte in der Nacht des 15. Juli 1858 das engliſche und franzöſiſche Conſulargebäude und ermordete 21 Chriſten, darunter Herrn Page und auch den franzöſiſchen Conſul Eveillard, deſſen heldenmüthige Tochter, ein 20jähriges Mädchen, ihn vertheidigte und einen Säbelhieb über das Geſicht bekam, aber ihr Leben rettete. Obgleich nun der Sultan ſogleich volle Genugthuung verſprach, begann die engliſche Fregatte Cyclops doch am 25. Juli Jeddah zu bombardiren und die im Hafen liegenden arabiſchen Schiffe zu zerſtören.

Perſien zerfiel nach dem Tode des großen Eroberers Nadir Schah 1747. Im Südoſten gründeten die Abdalli das neue Afghanenreich, im Nordoſten die türkiſchen Kadſcharen das neue Perſerreich. Das letztere regierte im Anfang unſres Jahrhunderts Feth Ali, welcher ſein Reich erobernd ausdehnen wollte, aber in Choraſan auf die Engländer, in Georgien auf die Ruſſen ſtieß und die Klauen bald einziehen mußte. Napoleon hetzte ihn gegen Rußland, aber das perſiſche Heer war dem ruſſiſchen nicht gewachſen und Perſien mußte 1811 Dagheſtan, Baku, Mingrelien, Kachetien, Imeretien, Gurien, Abchaſien ꝛc. am caſpiſchen Meer und im öſtlichen Kaukaſus den Ruſſen abtreten. Nachher war Feth Ali ſo unvernünftig, als die Türkei 1822 den ſchweren Kampf gegen die empörten Griechen zu beſtehen hatte, ihr in den Rücken zu fallen und Bagdad zu belagern, ſein Heer ließ ſich aber von den Türken bei Erzerum ſchlagen. Der Schah war ein ſchmutziger Geizhals, der niemand Gehör gab, der ihm nicht Geſchenke brachte. Leute, von denen er wußte, ſie ſeyen reich, ließ er feſt nehmen, martern oder umbringen, um ſie zu berauben.*) Ebenſo raubten ſeine Beamten. Wo ſeine Steuererheber hinkamen, entleerten ſich die Dörfer von Menſchen, feſte Städte lei-

*) Fraſer erzählt von einem Reichen, der ſich täglich habe prügeln laſſen, um ſich für den Fall abzuhärten, wenn ihn der Schah einmal holen laſſen würde. Das Aergſte, was von Feth Ali geſagt wird, iſt, daß er ſeine Gunſtbezeugungen an reiche Damen „verkaufte“ und ſogar in ſeinen eigenen Harem nur reiche Töchter aufgenommen und ſie nach dem Maaß ihrer Geldopfer bevorzugt habe.

steten ihnen zuweilen bewaffneten Widerstand. Das Land liegt größtentheils wüste. Nirgends werden Bäume gepflanzt oder wird für die Nachwelt gesorgt. Die Perser sind sehr höflich und abgeschliffen, weshalb man sie die Franzosen Asiens nennt, aber verderbt und treulos. Man findet unter ihnen viele Suffies (Philosophen, Zweifler). Abbas Mirza, der älteste Sohn des Schah, ein Mann von Geist und Feuer, gab sich alle Mühe, die persische Armee auf den Fuß der europäischen zu bringen, wenigstens annähernd, unterlag aber in dem Kampf, den er 1826 unvorsichtig unternahm, der Ueberlegenheit der Russen. Er starb frühe. Sein Sohn Muhamed Mirza, seit 1834 Schah geworden, war der Spielball des englischen und russischen Gesandten.

Im Reiche der Afghanen hatte seit Nadirs Tode die Familie der Durani geherrscht, auch Abdalli genannt von dem großen Achmed Abdallah, der, wie früher erzählt ist, öfters in Indien einfiel und die Mahratten schlug. Sein friedliebender Sohn Timur starb 1793 und hinterließ Söhne und Enkel, unter denen Zwietracht ausbrach. Sie regierten in verschiedenen Reichen, zu Kandahar, Kabul, Peschawer und Herat, während die Sikhs Kaschmir einnahmen. Die vielen Theilungen des alten duranischen Reichs ließen Rußland eine leichte Eroberung hoffen. Es reizte daher den jungen Schah von Persien durch seinen Gesandten Simonitsch zur Unterwerfung aller afghanischen Reiche, zunächst aber Herats an, in der Hoffnung, dem Vordringen der Engländer von Ostindien her eine Grenze zu setzen, 1838. Zu derselben Zeit und zu demselben Zwecke rüstete Kaiser Nicolaus den Zug gegen Chiwa aus, welcher jedoch mißlang. Vergebens strengte der englische Gesandte Mac Niel sich an, den Feldzug gegen Herat zu hintertreiben, der ehrgeizige Schah, Muhamed Mirza, ließ sich verlocken, mit großer Heeresmacht, wozu Simonitsch Geld und Kanonen geliefert hatte, vor Herat zu ziehen. Hier vertheidigte sich Kamran oder eigentlich sein Vezier Yar Mahmud mit Hülfe englischer Offiziere, namentlich Pottingers, aufs tapferste, stellte aber endlich doch Herat unter persische Hoheit, weil der zu Kabul regierende Durane Dost Muhamed selbst damals den Persern

half. England lag alles daran, die ruſſiſche Vormundſchaft aus Perſien und Afghaniſtan zurückzuweiſen. Alſo wurde ein großer Kriegszug aus Oſtindien gegen Afghaniſtan betrieben, um mit Schudſchah die duraniſche Dynaſtie herzuſtellen, und ein anderes Heer zur See in den perſiſchen Golf geſchickt. Die Engländer eroberten Kabul und landeten am perſiſchen Ufer im Golf. Da bekam der Schah Angſt und bewilligte 1841 alle Forderungen Englands, große Privilegien der engliſchen Agenten und Kaufleute in Perſien und das Recht, perſiſche Schiffe im Golf zu durchſuchen.

Die Verwaltung Perſiens unter dem Vezier Hadſchi wurde wo möglich noch räuberiſcher geſchildert, als die frühere. Zu allem Elend des Volks kam noch 1846 die Cholera. Muhamed Mirza ſtarb 1848, worauf ſein Sohn Naſureddin den Thron beſtieg. Gegen ihn erhob ſich eine von Mullah Sadik geſtiftete altperſiſche Secte, welche die turkomanniſche Kadſcharendynaſtie nicht anerkannte, aber durch zahlreiche Hinrichtungen entkräftet wurde. Im Jahre 1852, in welchem die Sectirer (die Babi genannt) einen Mordanſchlag auf den Schah machten, wurden 400 Babi auf die martervollſte Weiſe umgebracht. Gleiches Schickſal erlitt der Vezier Mirza Taghi, angeblich, weil er dem Schah die Ausſchweifungen ſeiner Mutter verrathen hatte.

Im Jahr 1846 erfuhren die chriſtlichen Neſtorianer in Kurdiſtan eine grauſame Verfolgung durch die muhamedaniſchen Kurden, weil Miſſionäre gekommen waren, welche die Kurden für engliſche Spione hielten. In dem Uzbekenſtaat Bochara waren ſchon 1843 die engliſchen Agenten Oberſt Stoddart und Capt. Conolly auf Befehl des dort regierenden Emirs Naſſer Allah ermordet worden, um England das Spioniren zu verleiden. Im Jahr 1853 kämpfte dieſer Emir mit Doſt Muhamed, dem Freund der Engländer, um den Beſitz von Balkh. Die Ruſſen aber unterwarfen damals die usbekiſchen und turkomanniſchen Horden am Aralſee, Graf Perowski, dem 1839 der Feldzug gegen Chiwa mißrathen war, erfocht während des Donau- und Krimkriegs bedeutende Erfolge am Aralſee, indem er 1853 Acmetſchet und das obere Flußgebiet

des Sir-Darja eroberte, den Khan von Kokand demüthigte, und 1854 endlich auch den Khan von Chiwa. Als der letztere auf ruſſiſchen Antrieb gegen Perſien ziehen ſollte, wurde er unterwegs ermordet, 1855.

Rußland ſuchte auch Meiſter in Perſien zu werden, wo ihm aber England im Wege ſtand. Auf ruſſiſchen Antrieb nahmen die Perſer 1856 Herat ein. Doſt Muhamed von Afghaniſtan ſuchte es ihnen wieder abzunehmen und ein engliſches Heer unter General Outram half ihm, landete im perſiſchen Golf und ſchlug ein großes perſiſches Heer. Damals vermittelte Napoleon III. den Frieden und Perſien mußte auf Herat verzichten. Inzwiſchen ſpann ſich der alte Zwiſt immer wieder an und 1863 eroberte der alte Doſt noch einmal Herat, ſtarb aber bald darauf. Ihm folgte ſein Sohn Schir Ali.

Achtes Buch.

Der lombardiſche Krieg.

1.

Italieniſche Anzettelungen.

Sardinien würde für die Weſtmächte in der Krim keine Opfer gebracht haben, wenn ihm nicht ein reicher Lohn in Italien wäre zugeſichert worden. England hatte längſt in Italien gewühlt, Napoleon war froh, ſich aus dem opferreichen Krimkriege loswickeln zu können, durfte aber ſeine Franzoſen nicht unbeſchäftigt laſſen und hatte eine gewiſſe Verpflichtung gegen die Italiener. Er hatte im Jahr 1831 als junger Menſch der damaligen revolutionären Partei in der Romagna einen fürchterlichen Eidſchwur geleiſtet, für die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens leben und ſterben zu wollen. Die Mazziniſten verfehlten nicht, ihn daran zu erinnern und jenen Eid veröffentlichen zu laſſen. Endlich ſchien er ihrer Mahnung nachzukommen. Aber ſie trauten ihm nicht. Mazzini trat auch bald genug der ſardo-franzöſiſchen Politik offen entgegen und hielt ſich mehr an England.

Obgleich nun Frankreich und England noch keine Anſtalten trafen, weder Oeſterreich noch den Papſt außer Beſitz ſetzen zu wollen, durfte doch Sardinien unter dem geheimen Schutz der beiden weſt-

lichen Großmächte seine Wühlereien fortsetzen. In Turin sammelten sich alle Unzufriedenen aus der Lombardei und Venedig, alle österreichischen Deserteure ꝛc.

Oesterreich hatte sich während des Krimkriegs Rußland feindlich bezeugt. Also hatten Frankreich und Sardinien keine Mühe, jetzt Rußland auf ihre Seite zu ziehen. Das geheime Einverständniß zwischen den Tuilerien und St. Petersburg geht desfalls vielleicht weit zurück und gehört noch unter die Motive des schnellen Friedensabschlusses. Die Kaiserin Mutter Alexandra von Rußland reiste in die Bäder von Nizza (im Herbst 1856) und wurde vom König Victor Emanuel aufs ehrenvollste begrüßt. Ihr Sohn, Großfürst Constantin, leitete einen Kauf des Hafens von Villafranca in der Nähe von Nizza ein. Kaiser Franz Joseph machte eine Rundreise durch die Lombardei, um überall Wohlthaten zu spenden und die Verleumdung, als regiere er hart, zu widerlegen. Am 25. Januar 1857 erließ er eine unbedingte Amnestie und ging nur zu weit in der Milde, weil man sie ihm als Schwäche auslegte.

Palmerston hatte Neapel nie aus den Augen verloren, ließ fortwährend durch die englische Presse die Regierung daselbst verleumden und durch die Mazzinisten das Land unterwühlen. Plötzlich forderten England und Frankreich gemeinschaftlich von König Ferdinand II. politische Reformen. Er antwortete mit Würde und verbat sich die fremde Einmischung. Da brachen die Westmächte ihre Verbindung mit ihm ab und ein Mörder verwundete ihn bei der Parade, am 11. Dezember 1856. Zugleich brach ein Aufstand in Sicilien aus, der jedoch unterdrückt wurde. Eine große Fregatte mit 70,000 Gewehren für den König geladen, wurde heimtückisch in die Luft gesprengt, ein sardinisches Schiff dagegen, auf welchem Insurgenten an der neapolitanischen Küste gelandet waren und welches man weggenommen hatte, mußte in Folge der Drohungen von England herausgegeben werden. Täglich verbreiteten Palmerstons Zeitungen Nachrichten über das Privatleben des Königs und berichteten über Verschwörungen, Verhaftungen und massenhafte Hinrich-

tungen, die gar nicht exiſtirten. Ebenſo wurde alle Tage die römiſche Regierung verleumdet, was auch die deutſche Preſſe immer nachſchrieb, obgleich der franzöſiſche Geſandte Rayneval öffentlich Zeugniß ablegte, der Kirchenſtaat ſey beſſer regiert als viele andere Staaten; man zahle weniger Steuern und das Syſtem ſey mild. Auch regierten dort nicht die Pfaffen, denn unter etwa 4400 Beamten gäbe es nur 92 Geiſtliche.

Die Kaiſer von Frankreich und Rußland beſuchten am 27. September 1857 den König von Württemberg an ſeinem 76. Geburtstage in Stuttgart, wo ſie Dinge verabredeten, die Italien betrafen und die durch das eilige Herbeikommen Franz Joſephs, der den ruſſiſchen Kaiſer auf der Rückreiſe in Weimar aufſuchte, nicht alterirt wurden.

Den Mazziniſten gefiel das Abhängigwerden der italieniſchen Frage von der Entſcheidung der Großmächte nicht und Napoleon ſchien ihnen mehr als jemals verdächtig und gefährlich. Daher die Mordverſuche. Am Abend des 14. Jan. 1858 ſollte Napoleon III. mit ſeiner Gemahlin zu Paris in die Oper fahren. Wie immer war viel Polizeiperſonal vor dem Opernhauſe verſammelt, um über die Sicherheit zu wachen. Man verhaftete hier unter den Zuſchauern einen gewiſſen Pieri, einen italieniſchen Flüchtling, und fand bei ihm einen Dolch, einen Revolver und eine eigenthümlich conſtruirte Bombe, in Birnenform und ſo mit Zündhütchen geſpickt, daß ſie, wo ſie auch auffiel, explodiren mußte. Kaum war die Verhaftung erfolgt, als ein ſtarker Knall die Häuſer erſchütterte. Eine ganz ähnliche Bombe war ſo eben dem kaiſerlichen Wagen, als er in die Straße Lepelletier einlenkte, nachgeworfen worden und hatte ihn zwar nicht mehr erreicht, aber an zwanzig Perſonen auf der Straße niedergeworfen. Raſch darauf platzte eine Bombe dicht am kaiſerlichen Wagen und riß ein Pferd deſſelben nieder. Nun mußte der Wagen halten und in dem Augenblick, in welchem das kaiſerliche Paar ausſtieg, platzte die dritte Bombe unter dem Wagen. Dem Kaiſer wurde nur der Hut durchſchoſſen und die Naſe leicht von einem Glasſplitter, der Kaiſerin nur ein wenig die Haut am Auge

geritzt. Beide verloren keinen Augenblick die Beſonnenheit, begaben ſich ruhig in die Oper und wohnten derſelben bis zu Ende bei. Draußen aber war grauſige Verwirrung. Alle Häuſer umher waren von Bombenſplittern durchſiebt, alle Fenſter zerſchmettert, die Straßen voll Blut. Man zählte über 100 Todte und Verwundete, darunter über 30 von der Polizei. Durch einen Diener, der einen Verwundeten ſuchte, wurde deſſen Herr, derſelbe Felix Orſini entdeckt, der vor Kurzem aus Mantua entflohen war, und der durch die von ihm ſelbſt geworfene Bombe verwundet, jetzt in ſeinem Pariſer Verſteck aufgefunden und verhaftet wurde. Seinem heroiſchen Charakter gemäß gab er ſich ſelbſt als das Haupt der Mörder an. Es waren ihrer außer Orſini nur noch drei, Pieri, Gomez und Rudio. Die Unterſuchung ergab, daß ſie ſämmtlich mit engliſchen Päſſen gekommen und daß ihre Bomben in Birmingham verfertigt worden ſeyen.

Der Schrecken des Augenblicks wurde benützt, um die Zügel der Gewalt ſtrammer zu ziehen. Durch das Sicherheitsgeſetz vom 28. Januar wurden auch bloß Verdächtige, oder ſolche Perſonen, die früher einmal wegen politiſcher Meinungen angeklagt geweſen waren, mit Polizeiaufſicht oder Deportation bedroht, ſo daß eigentlich niemand mehr ſeiner Freiheit ſicher blieb, wenn er nicht unbedingt dem kaiſerlichen Syſtem huldigte. Um jede etwaige Bewegung im Lande raſch zu unterdrücken, wurde Frankreich in fünf Marſchallate getheilt, in denen je ein Marſchall die Militärdictatur üben ſollte, ſobald Gefahr drohe. Eine Erhebung der Demokraten, die am 24. Februar an vielen Orten zugleich ausbrechen ſollte, wurde unterdrückt. Am auffallendſten erſchien am 8. Februar die Ernennung des rauhen Generals Espinaſſe zum „Miniſter des Innern und der allgemeinen Sicherheit.“ Dieſer Haudegen ſagte ſeinen Civilbeamten, indem er zum erſtenmal unter ſie trat: „Der Kaiſer will unbedingte Ergebenheit; wer von Ihnen ſchwankt, wird caſſirt.“ Die Preſſe wurde aufs äußerſte geknebelt, Espinaſſe aber im Juni wieder entlaſſen. Sehr ſtreng war damals auch die Fremdenpolizei an den Grenzen. Nur gegen England nahm Napoleon III.

viel Rückſicht. Bertrand, ein erwieſener Mitverſchworener Orſinis, wurde unter großem Jubel des engliſchen Publicums von der Jury freigeſprochen. Palmerſton, der ſich zu ſtark durch ſeine franzöſiſchen Sympathien compromittirt hatte, trat auf einige Zeit ab. Doch war ſein Nachfolger Derby nicht geſonnen, die England ſo nützliche Allianz mit Frankreich zu verſcherzen.

In dieſer immerhin für Napoleon III. etwas kritiſchen Zeit entſchloß ſich derſelbe, in Italien vorzuſchreiten, aufs dringendſte dazu gemahnt von Cavour. Man nimmt zwar an, die Verträge zwiſchen Napoleon und Cavour ſeyen erſt im Herbſt 1858 im Bade Plombières geſchloſſen worden, allein die Verabredungen datirten von früher. Die italieniſchen Fanatiker ſollten belehrt werden, daß ſie Unrecht gehabt hätten, dem Kaiſer der Franzoſen nach dem Leben zu trachten; es ſollte durch ihn wirklich etwas für Italien geſchehen. So wurde nicht ohne Oſtentation am 25. Februar ein Brief Orſinis an den Kaiſer Napoleon veröffentlicht, worin er ſagte: „Erinnern Sie ſich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergoſſen haben. Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 25 Millionen Bürgern wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten.“ Orſini und Pieri wurden am 13. März enthauptet, Gomez zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Auch Rudio ſollte hingerichtet werden, der Kaiſer ſchenkte ihm jedoch das Leben. Am 31. März erſchien in einer Turiner Zeitung ein angeblicher zweiter Brief Orſinis, vom 11. März datirt und gleichfalls an den Kaiſer gerichtet. Darin heißt es: Die von Ew. Majeſtät ertheilte Erlaubniß, daß mein Brief vom 11. Februar der Oeffentlichkeit überliefert werde, iſt mir ein klarer Beweis Ihrer Großmuth und überzeugt mich, daß die darin zu Gunſten meines Vaterlandes ausgeſprochenen Wünſche in Ihrem Herzen ein Echo gefunden haben. Mögen meine Landsleute, anſtatt Vertrauen in das Syſtem des politiſchen Mordes zu haben, daſſelbe von ſich abweiſen.“ Das ſollte der Politik Cavours dienen. Mazzini proteſtirte dagegen und traute dem Kaiſer nicht. In Genua und Pavia gab es Tumulte.

Im Laufe des Jahres 1858 machte Frankreich große Kriegs-

rüstungen, namentlich ließ der Kaiser gezogene, auf weite Entfernungen sicher treffende Kanonen verfertigen. Am Neujahrstage 1859 überraschte er sodann die Welt durch die Worte, mit denen er die üblichen Glückwünsche des österreichischen Gesandten, Baron von Hübner, beantwortete: „Ich bedaure, daß unsere Beziehungen nicht so gut sind, als ich sie zu sehen wünsche, aber ich bitte Sie zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für den Kaiser stets die nämlichen sind.“ Nun war Frankreich auf keine Weise von Oesterreich beleidigt oder bedroht worden. Frankreich hatte den Hader mit Oesterreich angefangen und vom Zaun gebrochen, indem es den völlig unberechtigten Forderungen Sardiniens zustimmte. Oesterreich antwortete auf eine würdige Art, indem es sogleich große Truppenverstärkungen nach Mailand schickte. Uebrigens accompagnirte Victor Emanuel in Turin die bedrohlichen Neujahrsworte in Paris durch eine Thronrede, in der er sagte: „Wir sind entschlossen, den Eventualitäten entgegenzugehen. Wenn wir die Verträge achten, sind wir andererseits nicht unempfindlich für den Schmerzensschrei, der sich von so vielen Seiten Italiens zu uns erhebt. Stark durch Eintracht und auf unser gutes Recht vertrauend“ ꝛc. Zugleich vermählte er seine erst 16jährige Tochter Chlotilde mit dem Prinzen Napoleon, Jeromes Sohn. Die Heirath verbürgte die Hülfe Frankreichs gegen Oesterreich. Die Kriegslust wurde durch Wühlereien aller Art genährt. Am 10. Januar tumultuirten die Studenten zu Padua. Am 29. fielen im Theater zu Mailand die Zuschauer plötzlich alle in das Geschrei: guerra! guerra! ein.

Cavour formulirte die italienischen Forderungen aufs neue und legte besonderes Gewicht auf die von Oesterreich mit den mittelitalienischen Staaten früher abgeschlossenen Separatverträge, die er für völkerrechtswidrig erklärte. Dieselben waren mit Toscana schon 1815, mit Modena und Parma erst 1847 abgeschlossen worden und sicherten diesen in Revolutionsfällen die österreichische Hülfe zu, woran bisher niemand Anstand genommen hatte, da Frankreich selbst dem Papst gegen die Revolution die gleiche Hülfe geleistet hatte und seine Truppen immer noch in Rom standen. Da trat plötzlich Rußz-

land mit dem Vorſchlag zu einem Congreſſe hervor. Alle Mächte, auch Preußen, ſtimmten für den Congreß, auf dem die italieniſche Frage entſchieden werden ſollte, in einem Sinn, als ob Sardinien als berechtigter Ankläger, Oeſterreich aber als ſchon halbgeſtändiger Schuldiger dabei erſcheinen ſollte. In der Mitte des März erließ der Moniteur eine Erklärung für Deutſchland und insbeſondere Preußen, um dieſelben zu „desintereſſiren," ſie der friedlichſten Geſinnungen Frankreichs zu verſichern und ihnen „die Localiſirung des Kriegs" zu empfehlen, d. h. haltet euch ſtill und laßt mich in Italien machen, was ich will.

Oeſterreich hatte ſich den geheimen Vertrag zu verſchaffen gewußt, in welchem Sardinien ſich verpflichtet hatte, Savoyen an Frankreich abzutreten, wogegen Mailand und Venedig an Sardinien fallen ſollten, ſobald man ſie den Oeſterreichern würde entriſſen haben, und legte dieſen Vertrag den neutralen Mächten vor, die jedoch keine Miene machten, das ſchwerbedrohte Recht Oeſterreichs zu ſchützen. Auch der Congreß kam nicht zu Stande. Er war nur ein Aushängeſchild, die Unterhandlungen ſollten nur dazu dienen, Oeſterreich zu verzweifelten Schritten zu verleiten, welche ihm die Neutralen abwendig machen und die Schuld, den Krieg unvermeidlich gemacht zu haben, auf Oeſterreich ſelbſt wälzen ſollten. Oeſterreich hatte ſchon monatlang ein Heer von 200,000 Mann in Italien und noch zweimal ſo viel im Innern des Reichs und an der ruſſiſchen Grenze ſtehen. Es verausgabte dafür täglich eine Mill. Gulden. Sollte es das ganze Jahr dieſe Laſt tragen? Um ein Ende zu machen, blieb ihm nichts übrig, als an Sardinien ein Ultimatum zu ſtellen und, wenn daſſelbe nicht angenommen würde, in Gottesnamen loszuſchlagen. Es forderte am 19. April: Sardinien ſolle binnen drei Tagen entwaffnen, oder Oeſterreich, deſſen beiſpielloſe Langmuth und Geduld endlich erſchöpft ſey, werde angreifen!

2.

Verluſt der Lombardei.

Das öſterreichiſche Ultimatum wurde von Sardinien abgelehnt. Victor Emanuel hatte ſich längſt bis an die Zähne gerüſtet, eine Armee von 80,000 Mann aufgeſtellt und dieſelbe noch durch Tauſende von Freiwilligen vermehren laſſen, die aus dem mittlern und untern Italien zuſtrömten und unter dem Namen der Alpenjäger von Garibaldi organiſirt wurden. Napoleon III. aber hielt eine Armee von 200,000 Mann bereit, um ſie raſch auf der Eiſenbahn an den Fuß der Alpen zu führen und hatte einen Theil derſelben ſchon bis dicht an die Grenze vorgeſchoben, bei Culoz. Hier überſchritten die franzöſiſchen Regimenter ſchon am 25. April 1859 die ſavoyiſche Grenze, und andere wurden ſchnell über Marſeille nach Genua eingeſchifft, indeſſen die Oeſterreicher ſelbſt auf die Antwort von Cavour warteten und auch, als ſie dieſelbe erhalten hatten, noch zauderten und erſt am 29. über die piemonteſiſche Grenze gingen. Sie hätten nothwendig früher aufbrechen und ſchon in Turin und Genua ſeyn müſſen, ehe ein Franzoſe hätte kommen können.

Sardinien und Frankreich verfehlten nicht, in ihren Proklamationen ein Staunen und Bedauern auszudrücken, daß Oeſterreich den Frieden gebrochen habe. Auch England ging in dieſen heuchleriſchen Ton ein und ſelbſt Lord Derby ließ ſich zu der albernen Aeußerung hinreißen: das Vorgehen Oeſterreichs ſey eine „verbrecheriſche“ Handlung! Auch Rußland ſpielte den Sittenrichter. Die liberale Preſſe in Deutſchland nahm Partei für die Sache der Freiheit in Italien gegen den öſterreichiſchen Deſpotismus, und für die ſardiniſchen Reformen gegen den Papſt und das öſterreichiſche Concordat. Doch war das nicht die Stimme des Volkes. In Süddeutſchland begann eine lebhafte Bewegung in der Preſſe und in den Kammern, wodurch der Bundestag und Preußen moraliſch ge-

nöthigt werden ſollten, „den Rhein am Po ſchützen zu helfen.“ Eine ungeheure Menge Schlachtvieh und beſonders Pferde waren aus Deutſchland für Rechnung Frankreichs über den Rhein geführt worden. Das deutſche Volk begriff nicht, wie man das ſo lange dulden könne, und Kammern und öffentliche Blätter mahnten und zürnten, bis endlich am 5. März von Seiten des Zollvereins die Pferdeausfuhr, aber nach allen, mithin auch nach der öſterreichiſchen Grenze hin, verboten wurde.

In Bayern brach ein Sturm los gegen das Miniſterium, weil es das Heerweſen allzulange verſäumt und nicht offen und deutſch genug aufgetreten ſey, und König Max II. entließ es. Und als Ende Mai das öſterreichiſche Armeecorps, welches Graf Clam-Gallas durch Tirol führen ſollte, auf der Eiſenbahn Bayern paſſirte, wurde daſſelbe überall mit Jubel empfangen. Auch in Schwaben, Heſſen und in allen vormaligen Rheinbundſtaaten herrſchte beim Volk nur eine Stimme. Man wollte Oeſterreich helfen, nicht um Oeſterreichs, ſondern um Deutſchlands willen. Franzöſiſche Blätter nannten dieſe ſtarke Gährung des ſüddeutſchen Patriotismus nur ein „Brummen von Schmeißfliegen,“ und lobten Preußen wegen ſeiner Haltung. Rußland erließ ein drohendes Umlaufſchreiben, welches der ſächſiſche Miniſter v. Beuſt würdig beantwortete. Indeſſen geſchah doch, was Rußland wollte. England erklärte, wenn der deutſche Bund etwa Oeſterreich beiſtehen wolle, ohne von Frankreich angegriffen zu ſeyn, werde es auch die deutſchen Handelsſchiffe nicht gegen franzöſiſche Kriegsſchiffe und Kaper in Schutz nehmen.

Preußen glaubte ſeine Bundespflicht gegen Oeſterreich nicht weiter ausdehnen zu dürfen, als ihm die Bundesgrenzen vorſchrieben. Die Lombardei war kein deutſches Bundesgebiet. Der preußiſche General von Alvensleben mußte an den Höfen von Dresden, München und Stuttgart beſonnene Mäßigung empfehlen. In dieſe kritiſche Periode fällt der plötzliche Rücktritt des Grafen Buol von ſeinem Poſten in Wien, am 14. Mai. Die Friedenspartei bildete ſich ein, Oeſterreich habe damit eine Conceſſion an Rußland machen wollen, weil Gortſchakof von den früheren Wiener Verhandlungen

her einen tiefen Groll gegen Buol gehegt habe. Wahrſcheinlicher iſt, daß Buol ſeine Stelle niederlegte, weil er ein diplomatiſches Abwickeln des Knotens dem Durchſchneiden mit dem Schwert vorzog, und die Verantwortung für einen Schritt nicht übernehmen wollte, den er nicht gebilligt hatte. Gewiß iſt, daß ſein Nachfolger im Amt, Graf Rechberg, bisher öſterreichiſcher Bundesgeſandter in Frankfurt a. M., daſelbſt der unbeugſamſte Gegner der preußiſchen Politik geweſen iſt.

Napoleon III. erließ am 4. Mai ein Kriegsmanifeſt, worin er ſich als den unſchuldig Angegriffenen darſtellte, ſich nunmehr auch für berechtigt halte, die gute Sache der Italiener zu ſchützen und Italien bis ans adriatiſche Meer zu befreien. Dabei verſicherte er, er wolle für ſich keine Eroberungen machen.

Die öſterreichiſche Armee betrug nicht mehr als 180,000 Mann, weitere 80,000 hielten im Rücken die Feſtungen. Sie glühte aber vor Kampfluſt, der Geiſt Radetzkis lebte noch in ihr. Kaiſer Franz Joſeph hatte jedoch dieſer herrlichen Armee den unfähigſten ſeiner Generale zum Feldherrn gegeben. Graf Franz Gyulai war erſt 1816 in die Armee eingetreten, hatte keinen Krieg mitgemacht, 1848 nur Trieſt und Umgegend geſchützt und war 1849 Kriegsminiſter geweſen. Er war ſehr reich und galt für einen der ſtolzeſten und hochfahrendſten Magnaten, dem in ſeinem vornehmen Selbſtbewußtſeyn und ungariſchen Phlegma auch das Wichtigſte gleichgültig ſey und der die Geſchäfte nur wie nebenbei behandle. Graf Grünne, Flügeladjutant und wie ihn die öffentliche Meinung allgemein kennzeichnete, der böſe Genius des Kaiſers, hatte die verderbliche Ernennung hauptſächlich zu verantworten.

Die Offenſive Gyulais erfolgte zu ſpät. Die dreitägige Friſt war längſt abgelaufen, aber man zauderte noch immer, weil der engliſche Geſandte noch in der letzten Stunde zwiſchen Turin und Gyulais Hauptquartier vermitteln wollte.

Natürlicherweiſe mußte der Plan des öſterreichiſchen Feldherrn ſeyn, mit ſeinen überlegenen Streitkräften die Sardinier zu ſchlagen, ehe die Franzoſen ſich mit ihnen vereinigen konnten. Gyulai aber

ließ den Franzoſen Zeit, heranzukommen und ſich unbehindert mit den Sardiniern zu vereinigen. Napoleon und Victor Emanuel begrüßten ſich und nahmen eine feſte Stellung unter dem Schutz der Feſtung Aleſſandria. Aus Furcht, im Rücken gefaßt und von Mailand abgeſchnitten zu werden, hatte Gyulai ſeinen rechten Flügel eingezogen, um den linken zu verſtärken. Doch war es eine Thorheit, zu glauben, gerade hier, wo er am ſtärkſten war, wo ihn die Flüſſe Po und Teſſin und die feſten Plätze Pavia und Piacenza ſchützten, werde angegriffen werden. Er ließ am 20. Mai nach dieſer Richtung hin durch 12,000 (nach andern 20—30,000) Mann unter Graf Stadion eine große Recognoscirung vornehmen. Stadion ſtieß bei Montebello auf die franzöſiſchen Vorpoſten unter General Forey, der anfangs wich, aber von Baraguay d'Hilliers Verſtärkungen erhielt und zuletzt die Oeſterreicher zurückwarf. Gyulai hielt es nunmehr für gewiß, daß die Hauptmacht des Feindes auf ſeinem linken Flügel ſtehe, und combinirte damit die von den Piemonteſen in Maſſa und Carrara, Parma und Modena verſuchten Inſurrectionen und die Landung des Prinzen Napoleon mit einem franzöſiſchen Armeecorps in Livorno. Alles ſchien ihm auf einen großartigen Angriff von Süden her zu deuten und er vernachläſſigte deshalb ſeinen rechten Flügel, während Napoleon und Victor Emanuel ihre bereits begonnene Bewegung nordweſtwärts raſch mit Hülfe der Eiſenbahnverbindung vollendeten. Ihnen wirbelte damals das Alpenjägercorps des Garibaldi wie eine Staubwolke voran und kam bis Como.

Wie es ſcheint, hielt Napoleon III. für möglich, mittelſt einer Rechtsſchwenkung ſeiner ganzen Armee im Rücken Gyulais über den Teſſin zu kommen und Mailand ohne Schwertſtreich zu erreichen, ehe die Oeſterreicher ſich würden beſinnen und auf ihren linken Flügel concentriren können. Wenigſtens kamen ſeine erſten Truppen nicht in gehöriger Zahl und Ordnung über den Teſſin und ſtießen auf einen Widerſtand, den ſie nicht erwartet hatten. Denn obgleich das Corps von Zobel, welches ſie an der Seſiabrücke bei Paleſtro fanden, nach einem furchtbaren Verzweiflungskampf durch Canrobert

zurückgeworfen wurde und hier viel Oeſterreicher, von den Zuaven beſtürmt, ſich ins Waſſer ſtürzen mußten (am 31. Mai), ſo war doch ſo eben das öſterreichiſche Armeecorps, welches Clam-Gallas über Tirol herbeiführte, bei Buffalora am Teſſin angekommen, ſtand Zobel bei Robbio, und hatte Gyulai ſelbſt, der endlich die Gefahr inne wurde, noch zwei Armeecorps raſch nordwärts dirigirt. Das Lichtenſteinſche Armeecorps ſtand nur noch eine Stunde weit von Zobel und das Schwarzenbergſche bei Mortara. Hätten ſich nun alle dieſe Corps concentrirt, ſo wären ſie im Stande geweſen, die einzeln ankommenden franzöſiſchen und ſardiniſchen Corps aufzufangen und mit relativer Uebermacht zurückzuwerfen. Aber es fehlte an Pulver, um die Brücke bei Buffalora zu ſprengen. Es fehlte an Lebensmitteln. Wucheriſche Armeecommiſſäre und Lieferanten hatten ſich Millionen bezahlen laſſen und nichts dafür angeſchafft. Man hörte ſpäter von ungeheuern Ochſenheerden, Brod- und Weinvorräthen, welche verſchwunden, d. h. theils nie beſchafft, theils an den Feind verkauft worden ſeyen. Als am 4. Juni die einzeln wirkenden Corps Napoleons III. bei Magenta auf die zerſtreuten Corps der Oeſterreicher ſtießen, konnten ſich die erſtern concentriren und waren wohlgenährt, während die letztern in zerſtreuter Stellung verharrten, keinen Befehl zur Sammlung erhielten und nichts zu eſſen hatten. Ganze Regimenter haben 36 Stunden, ohne einen Biſſen zu genießen, bis zur äußerſten Erſchöpfung gekämpft.

Napoleon III. hatte nicht erwartet, ſo viele Oeſterreicher vor ſich zu finden, als er mit ſeiner Garde an der Brücke von Buffalora ankam und wartete bis gegen Mittag (4. Juni), damit Mac Mahon eine Bewegung gegen die Flanken in dem Rücken der Oeſterreicher ausführen konnte. Als er endlich angriff, wurden ſeine Gardezuaven von den unvergleichlich tapfern Salzburgern, die mit ihrem Jodelgeſang anrückten, zurückgeworfen und der Kaiſer ſelbſt war eine Zeitlang in Gefahr, gefangen zu werden. Aber Clam-Gallas hatte, da er eben erſt ankam, noch nicht Truppen genug beiſammen, und das geſchwächte Corps von Zobel und das von Lichtenſtein reichte nicht aus, den Stoß auszuhalten, als Nachmittags nicht nur

Mac Mahon, ſondern auch Canrobert und Niel anrückten und mit großer Uebermacht die ſchwachen und getheilten Corps der Oeſterreicher bei Magenta angriffen. Man ſchlug ſich mit der äußerſten Erbitterung. Wie vorher die Gardezuaven, ſo wurden im Verlauf des Kampfes auch die gefürchteten Turcos (dunkelfarbige Afrikaner aus Algerien) mit ſchrecklichen Schlägen (von den Böhmen) niedergeſchmettert. Die verhungerten und von ihrem eigenen Feldherrn ſchmählich im Stich gelaſſenen Oeſterreicher übten Wunder der Bravour, mußten aber gegen Abend endlich zurückweichen und waren in einem Zuſtand äußerſter Erſchöpfung. Der einſt als Miniſter ſo verrufene General Eſpinaſſe wurde von einer Kanonenkugel in zwei Stücke geriſſen.

Gyulai befahl den Rückzug und zwar bis zur Minciolinie, indem er nicht nur Mailand, ſondern auch die Feſtungen Pavia und Piacenza räumen, die öſterreichiſchen Beſatzungen aus Ancona, Bologna und Ferrara zurückziehen ließ und wie die Lombardei, ſo auch ganz Mittelitalien Preis gab. Am 8. zogen Napoleon III. und Victor Emanuel triumphirend in Mailand ein. In Florenz wurde der Großherzog Leopold II. zur Abreiſe gezwungen und eine proviſoriſche Regierung eingeſetzt. Am 23. Mai landete Prinz Napoleon in Livorno. Am 7. Juni floh die Herzogin Louiſe aus Parma, wenige Tage ſpäter auch der Herzog Franz V. von Modena, dem ſeine treuen Truppen auf das öſterreichiſche Gebiet folgten. Auch Bologna empörte ſich und rief die Dictatur Victor Emanuels aus.

Unterdeß zog ſich das öſterreichiſche Hauptheer in guter Ordnung hinter den Mincio zurück. Zwar erſchien Kaiſer Franz Joſeph ſelbſt, um den Oberbefehl zu übernehmen, den Gyulai verlor, und alles in ſeinem Lager athmete wieder Siegesluſt; allein es wurden neue Fehler begangen.

Man behauptet, es ſey dem Kaiſer dringend gerathen worden, ſich in dem Feſtungsviereck hinter dem Mincio defenſiv zu verhalten, weil die Feinde, zumal während der großen Sommerhitze, ſich in vergeblichen Angriffen gegen dieſe Bollwerke erſchöpfen würden, der

Kaiſer habe jedoch die Offenſive befohlen. Seine Hoffnung ſcheint geweſen zu ſeyn, die Franzoſen in ihrem Vorrücken, da ſie wieder wie vor Magenta zerſtreut waren und überhaupt keinen Angriff im Sinn hatten, bevor Prinz Napoleon zu ihnen geſtoßen ſeyn würde, durch einen concentriſchen Angriff zu überraſchen. Aber Napoleon III. wurde davon unterrichtet, und empfing die Oeſterreicher am Morgen des 24. (dem Johannistage), früher, als ſie erwartet hatten, denn ſie hatten ſich, um von drei Seiten her concentriſch auf ihn zu drücken, in einen viel zu langen Halbkreis ausgedehnt. Heß ſoll gerathen haben, zurückzugehen und den Feind nach ſich zu ziehen, um ihn unter ein fürchterliches Feuer bedeckter Batterien zu bringen. Allein der Kaiſer ließ die Vorwärtsbewegung nicht mehr hemmen und bald entbrannte der Kampf. Napoleons Plan war, mit Uebermacht das feindliche Centrum zu ſprengen. Der entſcheidende Punkt im Centrum war die Höhe von Solferino, von der auch die Schlacht den Namen erhielt. Die Oeſterreicher erleichterten ihm dieſe Operation dadurch, daß ſie gar kein Centrum hatten, ſondern in zwei Armeen getheilt waren. Auf dem linken Flügel der Oeſterreicher im Süden hielt Wimpfen gegen Mac Mahon (der unterdeß zum Herzog von Magenta ernannt worden war), gegen Niel und Canrobert Stand. Auf dem rechten Flügel der Oeſterreicher focht in iſolirter Stellung am weiteſten nördlich Benedek allein gegen die ſardiniſche Armee und ſchlug ſie zurück. Allein ſein Sieg konnte in der Hauptſache nichts entſcheiden, weil unterdeß im Haupttheil des rechten Flügels, der das Centrum hätte bilden ſollen, alles verſäumt wurde. Auf der Höhe von Solferino, wo man nicht Streitkräfte genug vereinigen konnte, weil dies der Punkt war, wo Napoleon durchbrechen wollte, befand ſich anfangs nur eine öſterreichiſche Brigade, die ſich indeß gegen die ungeheure Uebermacht wieder eben ſo heldenmüthig ſchlug, wie bei Magenta und unerſchrocken ausdauerte, bis Verſtärkungen kamen. Dieſe aber reichten bei weitem nicht aus, weil Graf Schlick, der hier commandirte, den Entſcheidungskampf bei Solferino lange nur für ein bloßes Vorpoſtengefecht nahm. So fiel endlich das blutgetränkte Bollwerk, worauf Napoleon ſogleich

den Hauptſtoß von Solferino gegen Cavriano fortzuſetzen befahl. Hier fand er noch einmal Widerſtand, weil der linke Flügel der Oeſterreicher eine Schwenkung machte und man öſterreichiſcherſeits noch einmal zum Angriff übergehen wollte. Allein es war ſchon zu ſpät und die Befehle verwirrten ſich, weil Kaiſer Franz Joſeph bei Cavriano von ſeinem Generalſtab getrennt worden war und zu viele, der Kaiſer, Schlick, Wimpfen, ſogar der auch noch herbeigerufene alte Nugent, alle durch einander und von verſchiedenen Punkten aus befahlen, Niel aber, die Wichtigkeit des Augenblicks erkennend, alle Kräfte zuſammenraffte, um den Stoß auf Cavriano auszuführen. Kaum war ihm dieß, hauptſächlich durch ſeine überlegene Artillerie, die aus weiter Ferne ganze öſterreichiſche Batterien demontirte, ehe dieſe das Feuer erwidern konnten, gelungen, als ein furchtbares Gewitter den Donner der Schlacht übertönte und dichter Hagel vom Himmel herab die Kämpfenden trennte. Wie wenn Gott ſpräche, ſchwiegen plötzlich die Menſchen, von einer heiligen Scheu ergriffen. Als Hagel und Regen aber aufhörten und die Gegend wieder erkennbar wurde, hatten ſich die Oeſterreicher im Centrum und auf dem linken Flügel ſchon in guter Ordnung zurückgezogen, während Benedek zum zweitenmale die Sardinier von San Martino hinabgeworfen hatte und als Sieger mit finſterer Miene den Rückzugsbefehl geben mußte, weil er, ohne abgeſchnitten zu werden, ſeinen Sieg nicht verfolgen konnte.

So endete die unglückliche Schlacht, in welcher die Oeſterreicher, wie bei Magenta elend commandirt und mit leerem Magen, auch hier wieder durch die heilloſen Unterſchleiſe der Armeeverwaltung verrathen, dennoch wie die Löwen fochten. Welche Schmach für die, welche Radetzkis herrliche Armee ſo nichtswürdig ruinirten! Die Oeſterreicher verloren an dieſem Tage 3300 Todte (darunter 91 Offiziere), 10,500 Verwundete (darunter an 500 Offiziere) und 9000 Vermißte und Gefangene (darunter 59 Offiziere), die Franzoſen 12,000 Todte und Verwundete, darunter 150 todte und 550 verwundete Offiziere, die Sardinier im Ganzen 5500 Mann. Niel war der eigentliche Held des Tages, ſeine Truppen hatten am

ſchwerſten gelitten. Die öſterreichiſche Armeeverwaltung hatte das Sanitätsweſen ſo gewiſſenlos wie alles vernachläßigt, daher es überall in den Spitälern an Aerzten, Verbänden und Pflege fehlte. Was fortzubringen war, ſchaffte man nach Tirol hinein. Indeſſen wurden Garibaldis Schaaren, als ſie am 8. Juli das Stilfſer Joch angriffen, durch die Tiroler hinabgeworfen. Die franzöſiſche Flotte war im adriatiſchen Meer. Eine Landung bei Pola ſtand in Ausſicht und würde mit einer Unternehmung gegen Ungarn (Koſſuth und Klapka bildeten bereits im Piemonteſiſchen eine ungariſche Legion) gedient haben, wenn der Krieg fortgeſetzt worden wäre. Indeß hatte Oeſterreich hier zur Deckung der Küſten und Ungarns eine große Landmacht aufgeſtellt, die es vielleicht beſſer bei Magenta und Solferino verwendet haben würde, wo ihm Reſerven in der Nähe mehr Noth thaten, als in der Ferne. Damals war auch Prinz Napoleon von Livorno aus vorgerückt, um ſich mit ſeinem kaiſerlichen Vetter am untern Po zu vereinigen. Die Inſurrectionen wurden jedoch nicht in ſeinem, ſondern im Namen Victor Emanuels gemacht. In Modena leitete Farini die proviſoriſche Regierung. Nach Bologna wurde d'Azeglio als ſardiniſcher Commiſſär für die Romagna geſchickt, der h. Vater war aber nicht geſonnen, ſich ohne Widerſtand alles gefallen zu laſſen, ſondern ſchickte ſeine Schweizer unter General Kalbermatten nach dem auch ſchon empörten Perugia, um es wieder zu unterwerfen. Die tapfern Schweizer ſtürmten die Stadt, wobei ſie ihren Hauptmann Abyberg verloren, und behaupteten ſie, umheult von Verwünſchungen, denn die revolutionäre Preſſe log ihnen alle erdenklichen Greuel an. Auch in Ancona, Forli, Ravenna und Ferrara wurde die Autorität des Papſtes aufrecht erhalten.

Nach der Niederlage bei Solferino glaubte der Prinzregent von Preußen, den Franzoſen Halt gebieten zu ſollen, und nachdem er ſchon am 14. Juni alle ſeine Armeecorps mobil gemacht hatte, ließ er am 5. Juli mehrere derſelben an den Rhein marſchiren. Napoleon III. konnte ſein erſchöpftes Heer in der Gluth des Sommers nicht vollends im Sturm auf das furchtbare Feſtungsviereck der

Oeſterreicher (Verona, Peschiera, Mantua und Legnano) aufopfern und zugleich am Rhein die Preußen und die ſchon am 25. Juni aufgebotenen ſüddeutſchen Contingente beſtehen, entſchloß ſich daher raſch, den Krieg abzubrechen, und ſuchte ſich mit Oeſterreich zu verſöhnen. Franz Joſeph hoffte gleichfalls nicht mehr auf Siege und wurde durch einen Brief Moſtiers, des franzöſiſchen Geſandten in Berlin, den ihm Napoleon III. vorlegte, über die ehrliche Abſicht Preußens getäuſcht, mißtraute daher der Hülfe Preußens und ſchloß am 8. Juli zu Villafranca mit Napoleon den vorläufigen Frieden ab, deſſen einzelne Punkte in dem neutralen Zürich noch näher beſtimmt werden ſollten. Oeſterreich trat die Lombardei an Frankreich ab. In Toscana und Modena ſollten die alten Dynaſtien bleiben, wenn die Mehrheit der Bevölkerungen zuſtimme. Italien ſollte einen Staatenbund unter Vorſitz des Papſtes bilden. Darauf kehrte Napoleon triumphirend nach Paris zurück.

Aber er ließ argen Hader hinter ſich. Preußen war im höchſten Grade beleidigt, als es ſeine Rüſtungen umſonſt gemacht hatte und ſeinen Truppen Befehl zum Rückmarſch ertheilten mußte, als Oeſterreich, dem es hatte helfen wollen, hinter ſeinem Rücken Frieden machte und die Schuld nun noch dazu offiziell auf Preußen geſchoben wurde. Herr von Schleinitz wies die Verleumdung mit edlem Ernſt zurück. Der öſterreichiſche Correſpondent gab in einem halboffiziellen Artikel eine Täuſchung in Bezug auf die Facta, aber nicht auf die Geſinnung zu, was noch mehr verletzte. Dennoch aber erfuhr die Welt nicht lange nachher durch eine Mittheilung Kinglakes (der nicht widerſprochen worden iſt) im engliſchen Parlament, Napoleon III. habe zu Villafranca dem Kaiſer Franz Joſeph die Lombardei zurückgeben wollen, wenn dieſer ihm geſtatte, dafür die preußiſchen Rheinprovinzen zu nehmen, Franz Joſeph aber habe einfach geantwortet: „nein, ich bin ein deutſcher Fürſt!“

3.

Die Zerwühlung Italiens.

Napoleon III. war seinem Programm, Italien bis zur Adria frei zu machen, nicht treu geblieben. Die Schwärmer für italienische Einheit waren daher sehr unzufrieden mit ihm, hatten ihm indeß doch viel zu danken und durften, weil er desfalls ein Auge zudrückte, angereizt von Palmerston, in Mittel- und Unteritalien fortwühlen. Garibaldi erklärte schon am 19. Juli, er werde trotz des Friedens die Waffen nicht niederlegen. In Toscana wurde eine Nationalversammlung einberufen, welche von Garibaldi und Cavours Agenten terrorisirt, am 16. August den Großherzog absetzte und einstweilen die sardinischen Farben aufzog. Ebenso verfuhr man in Modena und Parma und veranstaltete unter dem Terrorismus der herrschenden Partei Volksabstimmungen, welche die Beseitigung der alten Dynastien bestätigten, damit Oesterreich sich nicht beschweren könne, daß die Bedingung des Friedens von Villafranca nicht erfüllt worden sey. Dann kam der Papst an die Reihe. Da derselbe sich nicht zum Werkzeug napoleonischer Politik hergab, beschützte ihn der französische Kaiser zwar in Rom, verkürzte ihm aber seine Gewalt im Kirchenstaat und duldete, daß in der s. g. Aemilia im Norden des Apennin (Bologna) gewühlt und die sardische Fahne aufgezogen wurde. Hier benahm sich Garibaldi gewissermaßen als Dictator. Durch diese Duldung erhielt sich Napoleon III. die Gunst der italienischen Einheitspartei und bewies zugleich, daß es von ihm allein abhinge, auch Rom dem Sarden zu geben, falls der Papst sich der französischen Politik nicht gefügiger zeigen würde.

Zu den schmeichelhaftesten Vorstellungen der französischen Gesandten machte der Papst eine Miene, wie einer, der ins Buch sieht, ohne zu lesen, oder anwesend ist, ohne zu hören, wandte sich endlich zu einem Crucifix und rief aus: Ecco quello che non ha mai ingannato; in lui é la mia fiducia. (Dieser ists, der nie betro-

gen hat, auf ihn vertraue ich.) Er unterließ aber auch nicht, gegen jede fremde Einmischung im Kirchenstaat zu protestiren, und blieb fest dabei, nicht ein Dorf vom Kirchenstaate abtreten zu wollen, da derselbe nicht ihm, sondern der Kirche gehöre. Das verkündigte er allen Bischöfen der katholischen Welt, aus deren weitem Umfang ihm hinwiederum die Bischöfe und am feurigsten die französischen zustimmten.

Der Frieden wurde definitiv in Zürich am 10. November 1859 abgeschlossen. Oesterreich entsagte der Lombardei, welche Frankreich empfing und an Sardinien abtrat, Oesterreich behielt aber den Titel. Sardinien übernahm drei Fünftel der Schuld des lombardisch venetianischen Leihhauses und 40 Millionen Gulden vom Nationalanleihen von 1854. In §. 18 des Vertrages verpflichteten sich Oesterreich und Frankreich, die italienische Conföderation zu fördern. Im §. 19 wurden dem Großherzog von Toscana und den Herzogen von Modena und Parma ihre Rechte ausdrücklich vorbehalten und gesagt, „der Territorialbestand ihrer Länder könne nicht ohne Mitwirkung der Mächte, durch die er festgesetzt worden sey, verändert werden."

Jetzt erst rückten Frankreich und Sardinien damit heraus, daß sie schon vor dem Kriege verabredet hatten, Sardinien solle, wenn es die Lombardei erhalte, dafür das Herzogthum Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich abtreten, obgleich Napoleon III. beim Einmarsch in Italien feierlich versichert hatte, er diene bloß der italienischen Sache und wolle nichts für sich. Die Abtretung erfolgte am 24. März 1860 und wurde in der Urkunde „Zurückforderung" (revendication) genannt, womit ein Wink gegeben schien, Frankreich werde noch mehr (Belgien, das linke Rheinufer ꝛc.) zurückfordern. Die Annexirung wurde nicht gebilligt, aber auch nicht zu verhindern gesucht. Nur Garibaldi, der Ritter ohne Furcht und Tadel, erklärte sich in der Kammer zu Turin aufs entschiedenste gegen die Abtretung seiner Vaterstadt Nizza und entrüstete sich, daß man die Befreiung und Einigung Italiens damit anfange, eine alte italienische Provinz, das Schutzgebirge, demselben Nachbar abzu-

treten, gegen den es Italien schützen solle. Im gleichen Sinne protestirten die Nordsavoyer und sammelten 12,000 Unterschriften für den Anschluß an die Schweiz. Savoyen beherrscht den Genfer See und die ganze Südwestseite der Schweiz. Deshalb war in den Verträgen von 1815 der Schweiz nicht nur ewige Neutralität zugesichert, sondern man hatte damals auch das erwähnte savoyische Gebiet von Chablais und Faucigny neutralisirt und die Bestimmung getroffen, dieses Gebiet dürfe im Kriegsfall von keinen andern Truppen besetzt werden, als von schweizerischen.*) Wie sollte nun diese alte Bestimmung mit der Uebertragung des Besitzes an Frankreich bestehen? Die Schweiz sah sich schwer bedroht, und zwar plötzlich gegen alle Erwartung von einem Fürsten, mit welchem der Schweizer Radicalismus gewohnt war, als mit einem lieben Mitbürger und großen Gönner zu prahlen. Sie protestirte, aber vergebens. Die Verträge von 1815 waren längst zerrissen. Niemand wollte sich der Schweiz annehmen. Selbst England unterließ es, denn obgleich es sich bitterböse äußerte, war ihm doch der Bund mit Frankreich mehr werth, als ein Dank der Schweizer.

In Neapel starb König Ferdinand II. und sein junger schwacher Sohn Franz II. wurde durch Verschworene irre geleitet, daß er sich selbst entwaffnete. Man überredete ihn nämlich, den vier tapfern Schweizerregimentern, die seines Vaters Thron geschützt hatten, ihre alten Privilegien und Fahnen zu nehmen und sie einfach in die neapolitanische Armee unterzustecken. Das war gegen ihren Eid und ihr Recht, ein Theil von ihnen weigerte sich daher mit den Waffen in der Hand, wurde aber getödtet oder zu den Galeeren verurtheilt, alle andern kehrten heim. Die neapolitanische Armee selbst aber wurde unterwühlt, sonderlich den Offizieren von Turin aus große

*) Artikel 92 der Wiener Congreßacte: Les provinces de Chablais et de Faucigny et tout le territoire de Savoye au nord d'Ugine feront partie de la neutralité de la Suisse. En conséquence toutes les fois que les puissances voisines se trouveront en état d'hostilité, aucunes autres troupes ne pourront traverser ni stationner dans les provinces et territoires susdits, sauf celles que la confédération Suisse jugerait à propos d'y placer.

Verſprechungen gemacht. Hierauf ſchiffte ſich am 6. Mai 1860 Garibaldi von Genua aus mit Freiſchaaren nach Sicilien ein, landete dort von engliſchen Schiffen unterſtützt und revolutionirte die Inſel, wo ſchon alles vorbereitet war. Im Auguſt ging er ſodann auf das Feſtland über. Die neapolitaniſchen Truppen wehrten ſich ſchlecht oder gar nicht. In Neapel ſelbſt waren die Offiziere, die Miniſter ſogar mitverſchworen und Franz II. mußte mit ſeiner jungen Gemahlin, Tochter des Herzog Max von Bayern, nach der Feſtung Gaëta flüchten. Am 7. September zog Garibaldi triumphirend in Neapel ein.

Zu derſelben Zeit hatte der berühmte franzöſiſche General Lamoricière als treuer Katholik dem Papſt ſeinen Degen angeboten und an der Spitze einer kleinen, aus Freiwilligen aller Länder gemiſchten Armee eine Stellung bei Ancona genommen, um das weitere Vordringen der Inſurgenten im Kirchenſtaate zu hindern. Die franzöſiſchen Truppen, die unter Goyon in Rom ſtanden, verhielten ſich neutral dabei. Dagegen beeilte ſich eine ſardiſche Armee unter Cialdini, jene kleine heilige Schaar verrätheriſch bei Caſtelfidardo zu überfallen und faſt ganz zu vernichten, am 14. September. Hier fand Oberſt Pimodon mit vielen edeln Franzoſen und Belgiern den Heldentod. Lamoricière ſelbſt wurde gefangen, aber bald wieder frei. Er beklagte ſich bitter über den Verrath, denn man hatte ihm bündige Verſicherungen gegeben, Frankreich werde den Einmarſch der Sarden in den Kirchenſtaat nicht dulden.

Nun aber zwang ein franzöſiſcher Befehl dieſelben Sarden, dem Garibaldi entgegenzuziehen und ihm die Herrſchaft in Neapel zu entreißen, weil er im Bunde mit Mazzini für engliſches und nicht für franzöſiſches Intereſſe focht. Garibaldi konnte mit ſeinen Freiſchaaren Capua nicht einnehmen und verſtändigte ſich mit den Sarden. Am 26. October zog er ſein berühmtes rothes Hemd aus und kam in ſardiniſcher Generalsuniform zu Trano mit Victor Emanuel zuſammen. Da indeß Garibaldi nicht durchſetzen konnte, als Statthalter in Neapel zu bleiben, ging er trotzig fort und der Sarde griff den Reſt des neapolitaniſchen Heeres am Gagliano an, warf es

ins römiſche Gebiet zurück und begann die Belagerung Gaëtas. Eine franzöſiſche Flotte im Hafen ſchien anfangs das geflüchtete Königspaar ſchützen zu ſollen, zog ſich aber endlich zurück und nun wurde die Stadt mit Bomben überſchüttet. Den größten Ruhm erwarb ſich damals die junge Königin von Neapel, die bayriſche Maria, durch den Muth, womit ſie unter dem Kugelregen aushielt, die Verwundeten tröſtete und dem ſchwachen König eine würdige Haltung gab. Erſt als durch Sprengung der Mauern und ſchreckliche Pulvererploſionen die Feſtung unhaltbar geworden war, capitulirte ſie am 13. Februar 1861. Das Königspaar wurde frei entlaſſen und begab ſich nach Rom. Von hier aber wurde die junge Königin Maria durch die ſchändlichſten Verleumdungen vertrieben, welche die Bosheit der Sarden erſann, um ihren edlen Ruf zu ſchmähen und ihr die wohlverdiente Bewunderung der Welt zu rauben. Sie ging in ein Kloſter in Bayern, kehrte jedoch nach einem Jahre wieder nach Rom zurück.

Victor Emanuel machte ſich ohne weiteres zum Herrn von Neapel. Es fehlte jedoch viel, daß ihn das Volk gern geſehen und ihm gehorcht hätte. In der Hauptſtadt ſelbſt wiederholten ſich Tumulte und Verſchwörungen gegen die fremde Regierung. Ueberall in den Provinzen bildeten ſich bourboniſche Freiſchaaren, die nur den vertriebenen König anerkannten und gegen den eingedrungenen fochten. Cialdini erklärte ſie lediglich für Räuber (briganti) und ließ die Gefangenen erſchießen. Die Inſurgenten nahmen aber blutige Rache und der Krieg wurde von beiden Seiten mit derſelben Grauſamkeit geführt. Cialdini vermehrte dadurch nur den ſchlechten Ruf, den er ſchon wegen des Verraths von Caſtelfidardo verdiente, und weil er die Unverſchämtheit hatte, ſich ſeines Sieges über Lamoricière als eines Sieges der Italiener über Franzoſen zu rühmen, ſchrieb ihm Marſchall Peliſſier einen offenen Brief, worin er ihm ſagte, er ſey bereit, ihm das Certificat der Ehrenhaftigkeit mit dem Stiefelabſatze zu geben. — Inzwiſchen erhielt Victor Emanuel, weil er jetzt auch Herr von Unteritalien geworden war, von Napoleon III. die Erlaubniß, ſich zum König von Italien ausrufen zu laſſen, was am

14. März durch eine in Turin zusammenberufene italienische Nationalversammlung geschah. Napoleon sah jedenfalls lieber den Sarden, als den von Mazzini beeinflußten Garibaldi in Neapel herrschen. Doch war der neue Titel eines italienischen Königs eigentlich noch unverdient, so lange noch Venedig in Oesterreichs und Rom in Napoleons Gewalt war. Deshalb schrien auch die Mazzinisten und Garibaldianer Zeter über Victor Emanuel und seinen Minister Cavour, als bloße Werkzeuge Frankreichs, und wollten nicht ruhen, bis Rom die ihrige, die freie Hauptstadt des freien und ganzen Italien werde. Cavour erlag den Anstrengungen und Sorgen seiner Stellung und starb unerwartet schnell. Ihm folgte im Ministerium der grimmige Kirchenfeind Ricasoli, der im Kirchenstaate sogleich alle Klöster aufhob und alles Kirchengut einzog, und später Ratazzi, dessen Aufgabe es blieb, dem Könige Frankreichs Gunst zu erhalten und die enragirten Garibaldianer und Mazzinisten möglichst zu beschwichtigen und hinzuhalten.

Um den Papst einzuschüchtern und ihm Concessionen abzulocken, um scheinbar mit dem Sarden gemeine Sache zu machen und den erzürnten Garibaldi zu vertrösten, endlich auch um den Engländern ein wohlfeiles Compliment zu machen und die englische Presse bei guter Laune zu erhalten, nahm Napoleon III. wiederholt die Miene an, als wolle er seine Truppen aus Rom zurückziehen und den Papst seinem Schicksal, d. h. der Rache seiner italienischen Feinde überlassen. Gegen diese Politik erhoben viele Bischöfe in Frankreich ihre Stimme und traten furchtlos dem Kaiser entgegen, vor allen Bischof Dupanloup von Orleans. Gleiche Zustimmung fand der Papst im ganzen katholischen Europa, weshalb er eine große Versammlung von Bischöfen nach Rom berief, um die einst in Japan grausam umgebrachten Märtyrer heilig zu sprechen. Es fanden sich 250 Bischöfe ein, unter deren Assistenz die Heiligsprechung am 9. Juli 1862 erfolgte. Hierauf erklärten die Bischöfe gemeinsam, daß die Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papstes von der ganzen katholischen Welt gefordert werde.

Diesen Muth des Papstes und seiner Anhänger zu brechen,

bereitete Garibaldi einen großen Schlag vor. Sein Feldgeschrei war: „Rom oder der Tod.“ Er wollte um jeden Preis Rom erobern und begab sich wieder nach Sicilien, um von hier aus zum zweitenmal ein großes Volksheer zu organisiren und die Truppenmacht des Sarden im Neapolitanischen aufzurollen, wie er vor wenigen Jahren die des König Franz aufgerollt hatte. Dann wollte er mit aller Macht Rom angreifen und die Franzosen von dort verjagen. Als er aber mit etwa 1200 Mann von Sicilien herüberkam und in Calabrien landete, umringte ihn Cialdini mit einer großen Uebermacht am Berge Aspromonte und nach kurzer Gegenwehr wurde Garibaldi verwundet und gefangen, am 28. August. Man stellte ihn vor Gericht, doch ließ ihn Victor Emanuel freisprechen und nach seinem Asyl auf der Insel Caprera zurückkehren. Somit war der unbesonnene Plan der Italianissimi vereitelt und Victor Emanuel hatte bald darauf die Genugthuung, mit einziger Ausnahme Oesterreichs, von allen Großmächten als König von Italien anerkannt zu werden, indem Rußland und Preußen sich durch Rücksichten auf Frankreich und England dazu bewegen ließen.

4.

Frankreich unter Napoleon III.

Napoleon III. hatte wie in der Krim, so in der Lombardei Lorbeern eingesammelt und sich eine Stellung in Europa erkämpft, die derjenigen seines großen Oheims immer ähnlicher zu werden schien, doch schadete ihm, daß man besorgte, er werde mehr und immer mehr wollen, bis er das ganze Reich des Oheims hergestellt habe, und daß ihm doch die Mittel dazu fehlten. Er mußte vorsichtig seyn. Er durfte namentlich nicht weiter gehen, als ihm Palmerston erlaubte, denn nur so lange ihm dieser zur Seite stand, brauchte er die argwöhnischen Continentalmächte nicht zu fürchten.

Digitized by Google

Die Rückſicht auf England war es auch, die ſeinen ruſſiſchen Sympathien die Schranke zog.

England brauchte Frankreich. Schwer bedrängt durch die große Revolution in Oſtindien, geärgert durch die Yankees, denen es doch wegen Canada nicht trotzen durfte, und im Orient ſtets mit Rußland in Conflict, mußte es Frieden mit Frankreich zu halten ſuchen. Die ſtolze Königin Victoria ließ ſich daher herab, einer Einladung Napoleons III. nach Cherbourg zu folgen, um dieſen Kriegshafen, obgleich alle ſeine Kanonen gegen England gerichtet waren, einweihen zu helfen, am 5. Aug. 1858. Aber Palmerſton maskirte jede Demüthigung Englands durch ſeinen guten Humor und machte die wichtigſten Geſchäfte ab mit genialer Gleichgültigkeit und Nachläßigkeit, wie ein Kutſcher, einen Fuß noch auf dem Boden und den andern ſchon auf dem Wagen, und einen Zweig nachläßig zwiſchen den Zähnen kauend, wie ihn das Witzblatt „Punch" abzubilden pflegte. Jeder Zoll an dieſem Greiſe war immer noch der frivole Dandy, der er in ſeiner Jugend geweſen.*)

Die großen Continentalmächte waren durch das Zuſammenhalten Englands mit Frankreich paraliſirt und nicht einmal einig unter ſich. Daher die Niederlage Rußlands in der Krim, die Oeſterreichs in der Lombardei, der nun noch eine Niederlage Preußens folgen zu müſſen ſchien. Als Napoleon III. Savoyen und Nizza mit Frankreich vereinigte, war der alte Weg der Eroberung wieder betreten und hätte dem das alte Syſtem der Coalitionen entgegengeſetzt werden ſollen. Aber Europa duldete es, weil es nicht einig war. Mann nannte das in England „die Politik der

*) Wie er einſt den Frack trug und das Halsband anlegte, war Geſetz für die ganze Gentry Altenglands. Als Modetyrann, als Excluſivſter der Excluſiven, als ariſtokratiſcher Urgeck verrückte er zugleich den Weibern den Kopf. Erſt 23 Jahre alt kam der vergötterte und verhätſchelte Stutzer ſchon als Lord der Admiralität ins Miniſterium. Später fand er einen Hautgout darin, ſich mit dem Auswurf aller Revolutionäre der Welt zu umgeben und die der altengliſchen Ariſtokratie gebührende Würde in dem intimen Verkehr mit Mazzini, Koſſuth ꝛc. gänzlich außer Acht zu ſetzen.

bewaffneten Furcht," an der übrigens England selber Theil nahm. Man schrieb Napoleon III. die Absicht zu, das linke Rheinufer an Frankreich „zurückzubringen," unter allen Umständen aber war es seine natürliche Politik, Deutschland uneinig und schwach zu erhalten. Zu diesem Zweck verständigte er sich mit Rußland namentlich gegenüber von Oesterreich, und suchte andrerseits Oesterreichs und Preußens gegenseitige Eifersucht zu nähren. Auch schmeichelte er jedem von beiden mit der Hegemonie in Deutschland, wenn nur ihm das linke Rheinufer abgetreten würde. Diese Hegemonie soll er dem Kaiser Franz Joseph in Villafranca, dem König Wilhelm I. von Preußen in Baden-Baden, obwohl vergeblich, angetragen haben.

Seine Hauptwaffe gegenüber den nordischen Mächten war aber sein berühmtes „Nationalitätenprincip." Jeder Nation sollte, so ermahnte er, ihr natürliches Recht werden. Wie die Italiener, so sollten auch die Ungarn, Rumänen, Polen selbständig und von Oesterreich und Rußland unabhängig werden. Dadurch mußten die bestehenden Großmächte geschwächt und Frankreich, sofern es das Protectorat der emancipirten Nationen übernahm, um so mehr gestärkt werden.

Im Uebrigen empfahl Napoleon III. bei jeder Gelegenheit den Frieden, schloß mit England, Belgien, der Schweiz, endlich auch mit Preußen Handelsverträge, ahmte seines großen Oheims Beispiel nach in öffentlichen Bauten und nützlichen Organisationen aller Art und rechtfertigte damit den Beruf, die Civilisation auszubreiten, dessen er sich gern rühmte. Auch in dieser Beziehung wetteiferte er mit England. Als in London 1851 die erste große Weltindustrieausstellung alle Produkte des Erdenrundes zahllosen Neugierigen aus allen Nationen zum erstenmal vor Augen stellte, wurde dies Beispiel auch bald in Paris nachgeahmt. Nur im Kolossalen ließ sich England nicht übertreffen. So baute es 1857 den Great Eastern, ein Riesenschiff von 700 Fuß Länge und 150 Fuß Breite, das 10,000 Mann fassen konnte und „Leviathan" genannt wurde, gleichsam Gott zum Trotze. In demselben Jahr legte man den „atlantischen Kabel," ein ungeheures Tau zwischen Valentia in Irland und

St. Johns in New-Foundland durch das Meer, um die alte und neue Welt durch einen elektromagnetiſchen Telegraphen zu verbinden. Aber das Tau verſagte.

Viele Noth hatte Napoleon mit den Finanzen. Doch lag ein Schleier darüber, der ſich nur ſelten lüftete. Der Kaiſer hatte den löblichen Gedanken, ſich von dem Joche zu befreien, welches das jüdiſche Haus Rothſchild allen Majeſtäten in Europa über den Nacken gezogen hatte. Er verſuchte es mit einem Nationalanlehen, dann mit einer Concurrenz, wozu er ſich anderer von Rothſchild unabhängiger Juden, der ſ. g. „kleinen Judenſchaft" bediente, die aber (namentlich Mirès, d. h. der Jude Meyer) ſo ungeheuer ſchwindelten, daß das ganze Syſtem ſich als unhaltbar zeigte und der Kaiſer reumüthig dem großen Rothſchild auf deſſen Luſtſchloß bei Paris ſeinen Beſuch machte. Der Jude gab ihm eine Jagd mit unerhörtem Luxus und ſchloß bald eine neue Anleihe mit ihm ab.

Im geſetzgebenden Körper hatten ſich bisher nur wenige Stimmen gegen die kaiſerliche Regierung erhoben. Er wagte es, eine größere Zahl zuzulaſſen, denn er wollte liberal ſcheinen, hauptſächlich um die Engländer bei guter Laune zu erhalten. Im Beginn des Jahres 1863 erweiterte er die Befugniſſe des Hauſes; nun wären gern die von ihm am 2. Dezember Verjagten alle wieder gewählt worden, aber der Kaiſer ließ durch den Miniſter Perſigny eine offene Erklärung abgeben, die hauptſächlich gegen den alten Thiers gerichtet war, drohend zugleich und voll Verachtung. Die meiſten liberalen Bewerber fielen bei den Wahlen durch. Der Kaiſer hatte ſich auch diesmal überlegen gezeigt. Das gebildete Frankreich verdiente dieſe Demüthigung, denn ſeine Deputirten hatten immer nur zu ſchwatzen, zu tadeln, zu verleumden, jede Regierung unmöglich zu machen gewußt, ohne weder etwas Beſſeres gründen, noch auch ihren eigenen Sturz und ihre wohlverdiente Verjagung aufhalten zu können. Napoleon III. hat in wenigen Jahren viel mehr für Frankreich geleiſtet, als alle jene berühmten Schwätzer.

Paris war von jeher ein neues Babylon. Wenn in der jüng-

sten Zeit die Prostitution noch frecher geworden ist,*) so mag allerdings der Umstand mitgewirkt haben, daß die Pariser, weil ihre Redefreiheit auf dem politischen Gebiet so sehr beschränkt war, Langeweile hatten und sich auf andere Art entschädigen wollten.

Die Kirche wurde von Napoleon III. geschont und doch zugleich gemaßregelt und geärgert, weil er sie zu seinen Zwecken brauchte, es aber auch mit dem antikirchlichen Liberalismus, besonders in England, nicht verderben wollte. Deshalb schützte er den Papst in Rom, aber immer nur provisorisch, immer nur drohend. Deshalb duldete er die Reisen der französischen Bischöfe zum Concil in Rom, maßregelte aber einzelne derselben, um sie seine Gewalt fühlen zu lassen, und erlaubte den Druck des schändlichen Buches von Renan, worin derselbe (1863) das Leben Jesu in dem irreligiösen Sinn bearbeitet hatte, wie es in Deutschland längst üblich war. Man sagte, Napoleon III. stehe durch seine Gemahlin Eugenie den Kirchlichen und durch seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, den Revolutionären gleich nahe und schaukle zwischen beiden, wie zwischen England und Rußland, wie zwischen Preußen und Oesterreich. Es mit keinem ganz zu verderben, um ihn gelegentlich wieder ausnutzen zu können, aber sich auch keinen über den Kopf wachsen zu lassen, schien das Geheimniß der französischen Politik zu seyn. Als Odillon Barrot alle Uebel in Frankreich aus dem tyrannischen Uebergewicht der verdorbenen Hauptstadt, aus dem Centralisationssystem ableitete und dringend die Decentralisation und größere Autonomie der Provinzen und Gemeinden empfahl, billigte der Kaiser diese Ansicht und doch war bei der Fortdauer der eisernsten Centralgewalt niemand mehr interessirt, als er. Am 16. Juli 1857 starb der berühmte Volksdichter Beranger und Napoleon ließ ihn, um einer Volksdemonstration abzuwehren, auf kaiserliche Kosten mit großem

*) In den Romanen fing man an (seit Montépins Vorgang), alles beim Namen zu nennen. Die berüchtigte Rigolboche ging noch weiter und legte 1860 in ihren Memoiren die unerhörteste Schamlosigkeit an den Tag. Was nicht geschrieben war, wurde photographirt.

militairiſchem Pomp beſtatten. Staunend ſah das Volk ſeinen Lieblingsdichter, den cyniſchen Alten, der ſich immer nur unter dem Pöbel wohlgefühlt hatte, jetzt einem Feldmarſchall gleich im Geleite vieler Regimenter und durch ein Spalier von noch viel zahlreicheren Bajonetten hindurch zu Grabe tragen. Am 12. Auguſt 1857 ſtiftete Napoleon III. die Helenamedaille für alle noch übrigen Soldaten der weiland großen Armee Napoleons I. außerhalb wie innerhalb Frankreichs. Man glaubte, er wolle dadurch die Kameradſchaft ſeiner franzöſiſchen Truppen mit künftigen Rheinbundstruppen vorbereiten. Allein mit wenigen Ausnahmen alter Rheinbundſoldaten, welche die Medaille wirklich annahmen, wurde ſie in Deutſchland überall als eine bösliche Verſuchung abgelehnt.

5.

Spanien und Portugal.

In Spanien hatten bis zu Ludwig Philipps Sturz die Moderados unter General Narvaez, im Einverſtändniß mit Frankreich, für die junge Königin Iſabella und deren Mutter Chriſtine regiert. Der Umſturz in Frankreich öffnete nun wieder den Progreſſiſten und dem engliſchen Einfluß die Thore. Palmerſton erließ eine freche Note an den ſpaniſchen Hof und der engliſche Geſandte in Madrid, Bulwer, mußte daſelbſt einen Aufſtand organiſiren. Doch blieb Narvaez Meiſter und jagte Bulwer aus dem Lande, was ſich Palmerſton wegen Frankreich gefallen ließ, ohne Krieg zu erklären. Nun begannen ſchnöde Intriguen. Iſabelle befand ſich nämlich in guter Hoffnung und der König, ihr Gemahl, wurde veranlaßt, die Entfernung des Narvaez als den einzigen Preis zu bezeichnen, um den er die Legitimität des Kindes anerkennen würde. Die junge Königin ſagte dem Narvaez alles und bat ihn um Rath. Da ließ derſelbe augenblicklich dem König eine

Wache geben. Zum Glück ſtand er in gutem Einvernehmen mit Louis Napoleon, dem er durch ſeine Heirath mit einer Tacher verwandt geworden war. Aber eine Expedition zur Eroberung der ſpaniſchen Inſel Cuba von Nordamerika aus, heimlich von England begünſtigt, ließ Spanien empfinden, wie ſehr es der Freundſchaft Englands bedürfe, und da Louis Napoleon ſelbſt dieſe Freundſchaft pflegte, ſo gereichte dem Narvaez ſeine feindſelige Stellung zu England alsbald zum Vorwurfe. Und da Iſabelle mit einem todten Kinde niederkam und inſofern ihre Verlegenheit aufhörte, und die Königin Mutter nichts ſehnlicher wünſchte, als Gebieterin über die ſpaniſche Staatscaſſe zu werden, um ihren Privatintereſſen reichlicher genügen zu können, ſo mußte Narvaez doch noch fallen. Die junge Königin fügte ſich ungern in dieſe Intriguen und entließ Narvaez nicht, ohne bitter um ihn zu weinen, in dem ſie ihren einzigen wahren Freund erkennen mußte, am 11. Januar 1851.

Chriſtine regierte nun eine Weile mit dem neuen Miniſter Bravo Murillo, rechnete und muthete bei der Reorganiſation der Finanzen den Staatsgläubigern große Opfer zu, wich aber noch nicht aus der conſtitutionellen Bahn, bis der Staatsſtreich des 2. Dezember in Frankreich ihr erſt Muth machte,*) und die Niederkunft Iſabellens mit einer geſunden Tochter (am 20. Dezember) auch die Thronfolge ſicherte. Die Folge war zunächſt ein ſehr ſtrenges Preßgeſetz, die Entfernung conſtitutionell geſinnter Männer. Ein Meſſerſtich, mit welchem der Mönch Merino die Königin Iſabella bei ihrem erſten Kirchgang nach ihrem Wochenbette verwundete, war nur eine That vereinzelter Verrücktheit ohne politiſches Motiv, am 2. Februar. Im Verlauf des Sommers wurde an dem

*) Sie bot Louis Napoleon 10 Millionen an, wenn er eine ihrer Töchter von Munnoz heirathe. Zu derſelben Zeit aber ging dieſe ihre Tochter mit dem Koch des Palaſtes durch, zum unauslöſchlichen Gelächter ihrer königlichen Schweſter Iſabella. Ihr Gemahl Munnoz aber vergeudete in Paris im Börſenſpiel die Millionen, welche Chriſtine ihrer Tochter und dem Königreich Spanien durch unerhörten Mißbrauch des mütterlichen Anſehens geraubt hatte.

Plan gearbeitet, die Verfassung im absolutistischen Sinne umzuändern, aber als derselbe den Cortes vorgelegt wurde, fand er Widerstand. Am meisten schadete Christinen die Aufdeckung ihrer Wuchergeschäfte vor den Cortes. Sie hatte fortwährend die Krone und den Staat geplündert, um den Reichthum Spaniens allein ihren illegitimen Kindern zuzuwenden. Bald erhob sich Aufruhr gegen sie. Der erste zu Saragossa, im Februar 1854, mißlang. Aber als in Madrid selbst O'Donnel*) und Serrano das Militär empörten, am 28. Mai, mußte die junge Königin schon das Ministerium ändern, und als am 20. Juli vollends das Volk in Madrid sich erhob und gleichzeitig die meisten Provinzen sich pronuncirten, wurde Christine vollständig gestürzt, gefangen gehalten und bedroht und endlich nur aus Gnade nach Portugal entlassen.**) An die Stelle des bisherigen Absolutismus trat nun aber wieder der extremste Progressismus. Espartero erhielt die Oberleitung zurück, und die unglückliche Kirche wurde aufs neue verfolgt. Da aber in Spanien nichts Bestand haben kann, so unterlag auch Espartero wieder und wurde schon nach zwei Jahren durch einen Soldatenaufstand unter O'Donnell gestürzt.

Dieser General bemächtigte sich der Regierung und hatte die romantische Anwandlung, Spaniens kriegerischen Ruhm zu erneuern. Die Romantik schien in Spanien wie ausgestorben und die ganze Bildung im Bann der französischen Mode. Nur ein junger Redner in den Cortes, Donoso Cortes, Marquis von Valdegamas, hatte 1849 mit dem ganzen Feuer des altspanischen, ritterlichen und katholischen Geistes zum Volke geredet und Narvaez wenigstens den heil. Stuhl versöhnt und sogar, um den Papst zu schützen, Truppen nach Italien geschickt, denen aber die Franzosen zuvorkamen. Jetzt ergriff

---

*) Sohn des Grafen von Ablsbal, damals 40 Jahre alt und Kriegsminister.

**) Unter dem beschämenden Zuruf des Volkes: viva el pudor! viva la moralidad!

O'Donnell die Gelegenheit, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen wie zu den Zeiten des Cid. In Marokko nämlich war früher schon durch Abdel-Kader der Fanatismus der muhamedanischen Gebirgsvölker gegen die Christen aufgereizt worden und die Seeräuber von Melila hatten 1852 den preußischen Prinzen Adalbert bei dessen unvorsichtiger Landung verwundet und 1859 auch die kleinen spanischen Colonien an der afrikanischen Küste angegriffen. Ein Prophet Mahomed Ben Abdallah war aufgestanden, der gleichzeitige Tod des Sultan von Marokko, Abderrhaman, und die Thronbesteigung Sidi Muhameds hing wohl damit zusammen. Genug, die spanischen Flüchtlinge aus Afrika reizten O'Donnell, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, mit dem er nach Afrika hinüber fuhr, die Marrokaner zuerst bei Tanger, dann bei Tetuan schlug und im Frieden am 26. April 1860 die Abtretung eines kleinen Ufergebietes und die Zahlung von 20 Millionen Piaster als Entschädigung erzwang. — O'Donnell dachte auch an die verlorenen Colonien in West-Indien und erwarb durch Kauf und Vertrag das Gebiet der kleinen Republik San Domingo auf der Insel gleiches Namens, zur Verstärkung der Colonie Cuba. Sogar der Wiedergewinn Merikos stand ihm in Aussicht. Weil sich aber hier die allzu mächtigen Franzosen einmischten, zog er sich zurück.

Der spanische Kronprätendent Don Carlos, Graf von Montemolin und sein Bruder Don Fernando, starben 1861. Der dritte Bruder Don Juan, der sich in Spanien hatte gefangen nehmen lassen und die Freiheit nur durch Verzichtung auf sein Thronrecht erkauft hatte, lebte mit zwei Söhnen in England.

Großes Aufsehen machte 1860 die Verhaftung eines heimlichen Protestanten, Matamoros in Granada. Er wurde mit mehreren Gefährten zu den Galeeren verurtheilt. Der ganze protestantische Norden kam dadurch in Aufregung, aber erst 1863 wurden die Gefangenen, hauptsächlich durch die Fürsprache Napoleons III., wieder frei.

In Portugal regierte der liberale Minister Saldanha für die Königin Maria da Gloria, welche 1853 starb. Ihr Sohn Pedro V. wurde sehr beliebt, durchreiste Europa, heirathete eine Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, starb aber plötzlich 1861. Eben so schnell starben zwei seiner Brüder, nur der jüngste, Luis, blieb übrig und wurde König. Den Verdacht der Zeit bezeichnet der Beschluß der Cortes, wenn auch die ganze ältere Linie sterbe, solle dennoch Don Miguel den Thron nicht erben. Miguel lebte, mit einer Prinzessin von Löwenstein vermählt, in Deutschland.

Neuntes Buch.

Das uneinige Deutschland.

1.

Die Wiedererstarkungsversuche Oesterreichs.

Oesterreich befand sich in einem traurigen Zustande. Seine Finanzen waren furchtbar zerrüttet, das Vertrauen in die Regierung durch die verschuldeten Unglücksfälle in Italien erschüttert. Erzherzog Johann, der früher als Vertrauensmann vor manchen Riß der Monarchie getreten war, hatte am 12. Mai 1859 das Zeitliche gesegnet. Acht Tage später auch Jellachich, der edle Ban von Croatien, in Kummer über die Mißgriffe der Finanzverwaltung, die auch tief in die Rechte der Croaten eingriffen. Die Mißstimmung war allgemein und Minister Bach wich ihr zuerst. Am 21. August schickte ihn der Kaiser als Gesandten nach Rom und ersetzte ihn durch Goluchowski im Ministerium des Innern, dem v. Hübner, der frühere Gesandte in Paris, als Polizeiminister zur Seite trat. Graf Grünne, erster Generaladjutant des Kaisers, gegen den das Mißtrauen im Volk am höchsten gestiegen war, wurde erst im October entfernt.

Obgleich die schlechte Truppenverpflegung schon im Mai und Juni 1859 während des italienischen Feldzugs allgemein bekannt

worden war, dauerte es doch noch faſt ein Jahr, bis ſie unterſucht wurde. Erſt Anfang März 1860 wurde kund, in Wien ſey einer der höchſten Militärbeamten, Feldmarſchallieutenant v. Eynatten, plötzlich verhaftet worden, weil er als Chef der Armeeverwaltung in Italien den Staat um zwei Millionen Gulden betrogen habe, ſich für 20,000 Ochſen, große Quantitäten Wein ꝛc., die gar nicht exiſtirten, vom Staat habe bezahlen und die Armee habe hungern laſſen. Er wich der Unterſuchung raſch aus, indem er ſich in der Nacht vom 7. März 1860 erhenkte. Gleichzeitig wurden in Trieſt mehrere angeſehene Kaufleute (Brambilla, Mardolfo, Revoltella) verhaftet, als bei den Unterſchleifen betheiligt, und rettete ſich der jüdiſche Lieferant Moiſe Baſevi nur durch die Flucht. Man ſagt, er habe den Staat um mehr als zwei Millionen betrogen. In Wien wurde der Director der bei der Armeeverwaltung mit großen Summen betheiligten öſterreichiſchen Creditanſtalt, Richter, verhaftet und Robert, Chef eines großen Wiener Hauſes, erſchoß ſich, um dem gleichen Geſchick zu entgehen. Die Unterſuchung wurde im tiefſten Geheimniß betrieben. Aber ſchon nach ſechs Wochen erfuhr die ſtaunende Welt, der berühmte Finanzminiſter von Bruck habe ſich am 23. April in Wien ſelbſt entleibt, weil auch er bei den großartigen Betrügereien die Hand im Spiel gehabt. Ein ziemlicher Theil der Preſſe ſuchte ihn zu entſchuldigen. Aber man merkte wohl, hinter dieſen Beſchönigungen ſteckte die Todesangſt derer, die ſich mitſchuldig wußten und weitere Aufdeckungen fürchteten. Und es gelang auch (wie einſt unter dem Directorium in Paris), den Schaden ſo tief als möglich zu verſchleiern.

Am meiſten Aufregung bemerkte man in Ungarn. Hier war durch Koſſuth von Italien aus gehörig gewühlt worden, aber die Unzufriedenheit bedurfte ſolcher Hebel nicht, ſie war hinreichend begründet durch den Verluſt aller alten Landesrechte und durch die Finanznoth. Ein kaiſerliches Patent ſuchte am 1. September 1859 die ungariſchen Proteſtanten durch Conceſſionen zu beruhigen, aber ſie beſchloſſen am 27. auf einer Verſammlung zu Käsmark, das Patent als nicht vorhanden zu betrachten und einfach ihr altes Recht

zu verlangen. Am 15. März 1860 veranlaßte die Feier der Schilderhebung von 1848 einen Studententumult in Pesth. Am 8. April verbreitete sich die erschütternde Nachricht, der seit 1848 bei Wien in einer Irrenanstalt aufbewahrte große Reformer Ungarns, Graf Szechenyi, habe sich durch einen Pistolenschuß das Hirn zerschmettert. Kurz zuvor waren dessen Papiere untersucht und, wie es hieß, ein ganzes Arsenal von revolutionären, für Ungarn bestimmten Brandschriften bei ihm gefunden worden. Die regierungsfeindliche Partei sprengte daher das Gerücht aus, er habe sich nicht selbst ums Leben gebracht, und feierte ihn in ganz Ungarn als Märtyrer durch wochenlange Requiems und Ovationen aller Art. Die Regierung glaubte nun noch mehr Concessionen machen zu müssen, stellte am 20. April die Comitatsverwaltung wieder her und schickte den biderben Helden Benedek, einen gebornen Ungarn, mit unumschränkter Vollmacht nach Ungarn, um mit Ernst und Milde das schwierige Land in Ordnung zu halten. Der Kaiser umgab sich nunmehr mit Männern des Vertrauens aus dem ganzen Reiche. Die Einberufung des vermehrten Reichsraths datirt vom 5. März. Sie entsprach der Einberufung der Notabeln des Jahres 1787 in Frankreich und sollte (mit Umgehung eines gewählten Parlaments) zunächst den Credit und das Vertrauen des Volks in die Regierung herstellen. Der Kaiser allein ernannte die Reichsräthe (die Erzherzoge, höhern Geistlichen, höhern Beamten und 38 Mitglieder der einzelnen Landesvertretungen), denen aber keine Initiative zustehen, sondern die nur die k. k. Vorlagen begutachten sollten. Der Reichsrath wurde am 31. Mai in Wien durch Erzherzog Rainer feierlich eröffnet und trat mit Mäßigung auf, bis ihm nach und nach immer mehr Rechte vom Kaiser selbst zuerkannt wurden. Die Staatsschuld betrug nach den Vorlagen 2268 Millionen Gulden, das Deficit des nächsten Verwaltungsjahres 40 Millionen. Um den Credit zu heben, erklärte der Kaiser am 17. Juli, in Oesterreich solle künftig keine Steuer mehr erhoben, noch erhöht, noch eine neue Anleihe contrahirt werden, ohne Zustimmung des Reichsraths. Am 25. desselben Monats kam der Kaiser mit dem König von

Preußen in Töpliz zuſammen und beſuchte nachher auch die Könige von Sachſen und Bayern. Mit dem letztern vereint feierte er am 12. Auguſt die Eröffnung der Eiſenbahn in Salzburg, womit die große Verbindung zwiſchen Oeſterreich und dem Weſten hergeſtellt war. Man bemerkte damals ſchon, welchen Werth der Kaiſer auf die deutſchen Sympathien legte. Es war aber auch nöthig, denn im vermehrten Reichsrath neigten alle nichtdeutſchen Stimmen viel mehr zur Trennung der Nationalitäten als zur Stärkung des öſterreichiſchen Einheitsſtaats. Die Ungarn kamen nur nach Wien, um durch den Grafen von Apponyi die Rechte ihres Königreichs zu reklamiren. Der Kaiſer ſuchte ſich zu helfen, indem er am 20. Oct. allen einzelnen Kronländern beſondere freie Verfaſſungen und Landtage gab, allein die nichtdeutſchen Nationen wollten ihre alte Unabhängigkeit und ſomit ſah ſich der Kaiſer genöthigt, den Verſuch zu machen, ob er nicht die Centrifugalkraft der Nationalitäten durch die Centripetalkraft des Liberalismus überwinden könnte.

Am 13. Dez. 1860 wurde Herr von Schmerling Miniſter des Innern und erließ zehn Tage ſpäter ein Rundſchreiben an die Statthalter aller Kronländer, worin er verkündete, Oeſterreichs Parole ſey von nun an der Fortſchritt, freie Religionsübung und freie Wiſſenſchaft, freie Preſſe, Gewerbefreiheit, Förderung der Induſtrie und aller materiellen Intereſſen und zu allem und für alles freie Volksvertretung. Dann folgte am 26. Febr. 1861 die Veröffentlichung einer neuen Reichsverfaſſung, wonach das Geſammtreich Oeſterreich künftig ein Herren- und Abgeordnetenhaus haben ſollte. Zu dem letztern ſollten Ungarn 85, Böhmen 54, Galizien 38, Siebenbürgen 26, alle übrigen Kronländer weniger wählen. Der Reichstag wurde am 1. Mai eröffnet, war aber und blieb unvollzählig, weil die Ungarn, Siebenbürger, Croaten und auch viele Böhmen ausblieben. Nicht einmal die Hälfte der Mitgliederzahl wurde erreicht.

Die Ungarn waren ſehr aufgeregt. In England wurden dreißig Millionen neue Koſſuthnoten angefertigt, jedoch auf öſterreichiſche Reclamation wieder vernichtet. Von der Wallachei aus ſollte Klapka einen

Einfall machen oder wenigstens Waffen schicken und Garibaldi wollte von Italien aus zu Hülfe kommen, allein die Großmächte erlaubten es nicht. Es blieb bei kleinen Tumulten in Pesth und bei lebhaften Demonstrationen gegen die Regierung, sofern man die Gesetze von 1814 zurückforderte. Am stärksten äußerte sich das Comitat von Gran in einer Adresse an den Kaiser. Indeß hielt Deak die Enragirten zurück und wollte auf dem friedlichen Wege der Unterhandlungen bleiben. Graf Teleki, ein politischer Verbannter, war heimlich zurückgekommen, wurde verhaftet, aber vom Kaiser begnadigt, nachdem er demselben persönlich gelobt hatte, nichts Feindliches mehr gegen ihn zu unternehmen, ließ sich aber nachher doch fortreißen, sich der äußersten Revolutionspartei zuzugesellen, sah sich durch Deak zurückgehalten, war compromittirt und erschoß sich, im Mai 1861. Im Laufe des Sommers hielt der einberufene ungarische Landtag unter Deaks Leitung zäh an allen Ansprüchen Ungarns fest, wollte nur eine Personalunion, aber keine Realunion in den Beziehungen Ungarns zu dem österreichischen Gesammtreiche gelten lassen und weigerte sich, das Heerwesen und die Finanzen Ungarns mit den österreichischen zu verschmelzen. Er wurde deshalb am 22. August aufgelöst. Dasselbe widerfuhr allen Corporationen, welche noch nachträglich protestirten, und kaiserliches Militär verbreitete sich durch das Land und trieb die Steuern ein, ohne Widerstand zu erfahren. Viele Gutsbesitzer und Bürger waren froh, die Steuern zahlen zu können, woran sie bisher nur durch die Drohungen der Ultramagyaren waren gehindert worden. Seitdem verhielt sich Ungarn ruhig. — Auch in Croatien war man mit der österreichischen Verwaltung, besonders mit den Finanzen, mit der Besteurung der Eicheln in den Kronwäldern, der Hauptnahrung des dem armen Volk unentbehrlichen Schwarzviehes nicht zufrieden, trotzte aber auch den Magyaren, die immer noch Anspruch auf Croatien machten, und beschloß am 14. August 1861, weder die Vereinigung mit Ungarn, noch die Beschickung des Reichstags in Wien zu gestatten.

Böhmen zeigte sich gefügiger, indem die Häupter der liberalen Opposition, namentlich Giskra, in Schmerlings Vertrauen gezogen wurden. Dadurch kam die czechische Partei in die Minderheit und spaltete sich noch überdies in eine demokratische, dem polnischen Aufstand zugeneigte und in eine russische Partei. Die letztere wurde vom Kaiser von Rußland mit Orden belohnt. An ihrer Spitze stand der alte Palacky.

Im Wiener Rumpfparlament wurde das neue System der Regierung meist nur von den Deutsch-Oesterreichern unterstützt. Doch waren auch hier die Ansichten getheilt. Denn des kaum geschlossenen Concordates mit Rom gänzlich vergessend erließ die Regierung am 8. April 1861 das s. g. Protestantenpatent, welches im ganzen Umfang des Reiches die Protestanten den Katholiken gleich stellte. Die Toleranz des Herrn v. Schmerling ging so weit, daß er sogar dem Gustav-Adolfverein, als derselbe auch einmal in Wien zu tagen wünschte, telegraphisch antworten ließ: „Willkommen!" Der alte katholische Kaiserstaat schien in der That um und umgekehrt und aus seinen geschichtlichen Wurzeln herausgerissen. Da nun doch in den katholischen Bevölkerungen Oesterreichs der alte Geist noch nicht erstorben war, so erregte jenes Patent Widerspruch. Nicht nur der Klerus, sondern auch der Landtag und das Volk von Tirol protestirten und wollten von ihrem alten Rechte nicht lassen, nach welchem bisher die Glaubenseinheit im Lande gewahrt geblieben und kein Andersgläubiger zugelassen worden war. Doch sahen sich die frommen Tiroler vereinzelt. Die Mehrheit der Deutsch-Oesterreicher huldigte dem neuen System und bezeugte an seinen liberalen Errungenschaften eine laute Freude. Eine breite liberale Strömung war hier nicht zu verkennen, doch kam auch viel auf Rechnung der in ihrer großen Mehrheit von Juden redigirten periodischen Presse. Die Juden hatten sich in Oesterreich schon zu Metternichs Zeit der Börse und nach und nach auch der Presse bemächtigt und welche schwere Schuld sie auch traf, sie wußten sich dennoch auch über die Katastrophe von Bruck hinaus in ihrer Machtstellung zu behaupten,

worüber freilich ein Schleier des Geheimniſſes lag, der nur ſelten gelüftet wurde. *)

2.

Verlegenheiten in Preußen.

In Preußen zeigten ſich nach dem Krimkriege die erſten Symptome einer langſam zunehmenden Schwäche des Königs. Miniſter-Präſident v. Manteuffel hatte ſich während des Kriegs mit vieler Klugheit und zuweilen auch mit Energie gegen die ruſſiſche Partei am Hofe behauptet, aber die Spannung dauerte fort. Im Winter auf 1856 wurden Depeſchen geſtohlen und mißbraucht. Geheimſekretär Niebuhr, ein Hauptwerkzeug der ruſſiſchen Partei, fiel in Irrſinn. Die Zügel der Regierung wurden ſichtbar ſchlaffer. Als der Polizeidirektor v. Hinkeldey in Berlin die Spielhölle des adeligen Jokeiklubs im Intereſſe der öffentlichen Sittlichkeit aufhob, ruhten die Junker nicht, bis er ſich mit einem von ihnen ſchlagen mußte, der ihn, einen Vater von ſieben Kindern und hochgeachteten Beamten, niederſchoß, 1856. Die preußiſche Kammer machte damals wenig von ſich reden und ſpiegelte ſich eigentlich nur im Ruhm moderner Aufklärung, indem ſie das Ehegeſetz des Cultminiſters v. Raumer als pfäffiſche Reaktion verwarf und die Lüderlichkeit in Schutz nahm. Nur unter großem Widerſpruch gelang es Raumer, durch neue Regulative den Unglauben und die verderbliche Vielwiſſerei aus den Volksſchulen zu verdrängen. Die Hegelſche Philoſophie war faſt vergeſſen, nur der Humboldtcultus **) noch in

*) Unter andern in den hiſtoriſch-politiſchen Blättern von Görres, Band 51, Seite 78 f. und Seite 157 f.

**) Humboldts „Kosmos“ wurde von der Dieſterweg'ſchen Schulpartei ausdrücklich der Bibel entgegengeſetzt als das Buch der Bücher. In dieſer Darſtellung des Naturganzen wird der Schöpfer nicht geehrt, noch erwähnt, ſondern die Natur erſcheint als eine gleichgültige Subſtanz, die erſt Bedeutung

voller Blüthe. Alexander von Humboldt, der hochgefeierte Greis, der tägliche Umgang der königlichen Familie, von ihr mit Gnaden aller Art überhäuft, spottete damals über den König hinter dessen Rücken.*) Die Intelligenz, welche Humboldt vertrat, hatte eben so wenig sittlichen Gehalt, wie die, welche Hegel vertreten hatte, und gehörte nur mit zu dem Rost, der die eiserne Monarchie aufraß.

Eine politische Verwicklung der unangenehmsten Art wurde für Preußen der mißlungene Aufstand seiner Anhänger in Neuenburg. Die radicale Schweiz hatte die rechtmäßige preußische Regierung im Tumult des Jahres 1848 vertrieben, gegen ihre Tyrannei wagten nun die Conservativen im Canton, voran die gräfliche Familie Pourtalés, einen Aufstand und bemächtigten sich am 2. Sept. 1856 des Schlosses in Neuenburg, wurden jedoch bald von der radicalen Uebermacht besiegt und größtentheils gefangen. Preußen drohte zwar, konnte jedoch ohne Oesterreichs und Frankreichs Zustimmung nicht wohl die entfernte Schweiz bekriegen, welche letztere, des französischen Schutzes gewiß, knabenhaft renommirte. Der König entschloß sich daher, seinem Rechte auf Neuenburg unter der Bedingung zu entsagen, daß die Gefangenen freigelassen würden. So geschah es nun auch unter französischer Vermittlung. Die Schweiz sollte dem König noch 1 Million Franken auszahlen, auf die er aber verzichtete.

Während des Jahres 1857 magerte der König auffallend ab und wurde durch eine Gehirnerweichung unfähig zu regieren, so daß am 24. October sein Bruder Wilhelm, Prinz von Preußen, als sein Stellvertreter, die Geschäfte leiten mußte. Aber erst nach einem

---

gewinnt, indem der Mensch sie erkennt und benutzt. Nur den forschenden Menschengeist preist er, ganz im Sinne der Philosophie Hegels, welcher Gott selbst nur so weit existiren läßt, als er vom Menschen gedacht wird. Unter Humboldts Einfluß machte die deutsche Naturwissenschaft mit wenigen Ausnahmen Front gegen das Christenthum.

*) Humboldt starb 1859. Bald nach seinem Tode erschienen seine Briefe an Varnhagen von Ense im Druck, von einer Jüdin herausgegeben. Sie wimmeln von undankbaren Spöttereien.

Jahre, als die Wiedergeneſung des Königs nicht mehr zu hoffen war, übernahm er förmlich die Regentſchaft und änderte das Syſtem. Hatte ſich nämlich der König bisher mehr von ruſſiſchen Sympathien leiten laſſen, ſo wandte ſich der Regent mehr den engliſchen zu und vermählte ſeinen Sohn Friedrich Wilhelm, welcher bei der Kinderloſigkeit des Königs zum Thronfolger berufen war, mit Victoria, der älteſten Tochter der Königin von England. Der kranke König reiste mit ſeiner ihn in aufopfernder Treue überall begleitenden Gemahlin nach Italien, um dort die mildere Luft zu genießen, und ſtarb zwei Jahre nach ſeiner Rückkehr am 2. Jan. 1861.

Das neue Syſtem in Preußen war ein auffallend liberales, wurde daher von der bisherigen Oppoſition freudig begrüßt und „die neue Aera“ genannt. Die alten Miniſter wurden nach und nach entlaſſen und an ihre Stelle trat der (katholiſche) Fürſt Anton von Sigmaringen als Miniſterpräſident, Auerswald als Staatsminiſter, der früher wegen ſeiner antiruſſiſchen Politik entlaſſene General von Bonin als Kriegsminiſter, v. Schleinitz ebenſo wieder als Miniſter des Auswärtigen, der gelehrte und auf den evangeliſchen Kirchentagen populär gewordene v. Bethmann-Hollweg als Cultminiſter, Flottwell (ſpäter der liberale Graf Schwerin) als Miniſter des Innern. In ſeiner Anrede an die Miniſter am 8. November erklärte der Regent, er wolle 1) keine liberale Ueberſtürzung, 2) die Rechte der katholiſchen Kirche wahren, aber keinen Uebergriff derſelben dulden, 3) in der evangeliſchen Kirche der bisherigen Orthodoxie und Heuchelei entgegentreten und die Union, die dadurch gefährdet worden ſey, aufrecht erhalten, 4) Schule und Wiſſenſchaft in größter Freiheit pflegen, damit Preußen an der Spitze der Bildung bleibe, und 5) das preußiſche Heerweſen in gutem Stand erhalten. Damit war auf eine bedenkliche Weiſe der ſchwache Verſuch des vorigen Königs, dem heidniſch geſchulten Preußen wieder einiges chriſtliche Bewußtſeyn beizubringen, vereitelt. Denn unter dem Vorwand von Orthodoxie und Heuchelei wurden alle kirchlich Geſinnten und unter dem gehäſſigen Namen der Feudalen das Herrenhaus und die politiſch Conſervativen in der öffentlichen Meinung

gebrandmarkt. Dagegen erhielten die Aufruhrstifter von 1848 Amnestie und kehrten ins Land, ja viele sogar ins Abgeordnetenhaus zurück. So waren Kirche und Aristokratie bereits von der Krone Preis gegeben, es blieb ihr nur noch die Bureaukratie übrig, gegen die sogleich eine liberale Hatz improvisirt wurde. Manteuffels Verwaltung wurde aufs ärgste verleumdet. Aus ganz unbedeutenden Schwachheiten und Versehen einzelner Polizei- und Justizbeamten wurden schwere Verbrechen gemacht und die strengste Untersuchung führte nachher nur zu kleinlichen Ergebnissen.

König Wilhelm hatte einen vorherrschenden Gedanken, nämlich den, sein Heer zu reorganisiren. Ursprünglich sollte die preußische Landwehr, wie es auch nur die Bestimmung einer Landwehr seyn kann, die Reserve des stehenden Heeres seyn. Später hatte man beliebt, je ein Linien- und ein Landwehr-Regiment in einer Brigade zu vereinigen, so daß wenn ein Armeecorps in den Krieg zog, die verheiratheten Landwehrmänner gleich mitziehen mußten und nicht mehr in Reserve blieben. Daher die natürliche Unzufriedenheit und die Aufstände der Landwehrmänner in Westphalen gegen den Ausmarsch im Jahre 1849. Diesem Mißstande nun wollte der König begegnen, die Landwehr wieder bloß Reserve seyn lassen, aber das stehende Heer vermehren, damit es auch ohne die Landwehr stark genug wäre. Um aber die Mittel zu der Reorganisation, zur Herstellung und Armirung neuer Regimenter zu beschaffen, wollte der König die Grundsteuer reguliren und hauptsächlich auf Kosten des großen feudalen Güterbesitzes erhöhen, eine Maßregel, von der er hoffen durfte, sie würde als sehr populär anerkannt werden. Das wurde sie auch, das Abgeordnetenhaus votirte die Grundsteuer und das Herrenhaus gab nach. Aber die Heeresreorganisation wurde vom Abgeordnetenhause nur theilweise, vorbehältlich und unter der Bedingung angenommen, daß die Kosten nur in der Form eines Extraordinariums bewilligt würden, am 31. Mai 1861.

Mittlerweile wurde auch wieder im kleindeutschen Sinne agitirt. Im Januar desselben Jahres tagte der Nationalverein in Berlin und sprach sich aufs entschiedenste für die Anerkennung des

neuen Königreichs Italien aus (womit ſtillſchweigend geſagt wurde, der Sarde dürfe auch noch Venedig nehmen, um Italien völlig unabhängig zu machen). Im Abgeordnetenhauſe ſprach Freiherr von Vincke ebenfalls dafür und Stavenhagen verlangte, der König von Preußen ſolle ſich ſogleich an die Spitze Deutſchlands ſtellen und Oeſterreich ausſchließen. Weil Herr von Schleinitz, Miniſter des Auswärtigen, und der König ſelbſt ſolchen Zumuthungen lebhaft widerſtanden, wurde der Liberalismus der neuen Aera gleich wieder verdächtigt und als der König am 14. Juni in Baden-Baden verweilte, wurde von einem jungen Menſchen aus Odeſſa, Namens Becker, auf ihn geſchoſſen, ohne daß er jedoch verwundet wurde. Der Jüngling ſagte aus, er habe im König das Hinderniß des europäiſchen Fortſchritts wegräumen wollen. Im folgenden Herbſt that der König einen Schritt, der zum Bruch mit der liberalen Partei führte. Die alte Erbhuldigung der Stände nach der Thronbeſteigung eines neuen Königs ſchien dem liberalen Miniſterium wegen der neuen Verfaſſung nicht räthlich, der König beſchloß daher ſtatt der Huldigung eine Krönung zu Königsberg und erwiderte unmittelbar vorher (6. Okt.) den früheren Beſuch Napoleons III. in Compiegne. Hierauf folgte die Krönung, die in der alten preußiſchen Hauptſtadt am 18. Oktober 1861 mit außerordentlicher Pracht begangen wurde. Man bemerkte, daß die franzöſiſche Geſandtſchaft die größten Koſten aufwandte, um bei dieſem Anlaß die Freundſchaft ihres Kaiſers für den König zur Schau zu tragen. In ſeiner Anrede an die beiden Häuſer des Landtags ſagte aber der König: „Die Herrſcher Preußens empfangen ihre Kronen von Gott, dies iſt die Bedeutung des Königs von Gottes Gnaden, und darin liegt die Heiligkeit der Krone, welche unantaſtbar iſt. Sie ſind berufen der Krone zu rathen ꝛc.“ Dieſe Worte wurden von der großen liberalen Partei als ein Eingriff in die Rechte der Volksvertretung angeſehen, die keineswegs eine bloß berathende Stelle ſey. Daher von dieſem Augenblick an die ſchroffſte Stellung der Partei zur Krone. Die Honigmonate der neuen Aera waren vorüber und bittre Galle folgte nach. Da neue Wahlen zum Abgeordnetenhauſe er-

forderlich waren, wurde in allen Provinzen in einem der Regierung feindseligen Sinne gewählt. Wie früher gegen die Civilbeamten des Ministerium Manteuffel, so hetzte man jetzt gegen einige Offiziere, welche zufällig eine grobe Ungebühr begangen hatten. In Magdeburg hatte ein Lieutenant von Sobbe, in Gesellschaft eines andern spät nach Hause kommend, einen Hausknecht, der grob gegen ihn war, todtgestochen. Das wurde nun dem Offiziersstand überhaupt zur Last gelegt und noch mehr, als die beiden schuldigen Offiziere von der Festung entkamen. Die bereits durchgeführte Reorganisation des Heeres kostete mehr, als früher vom Landtag bewilligt worden war, und es war eine Nachforderung an den Landtag nothwendig geworden. Die Opposition beschloß nun, nichts zu bewilligen.

Am 6. März 1862 stellte Hagen im Abgeordnetenhause zu Berlin den Antrag, die Regierung solle den Etat specialisiren, damit die Kammer sich überzeugen könne, ob die von ihr bewilligten Geldmittel wirklich zu den bestimmten Zwecken verwendet würden. Zugleich wurde das Haus mit Adressen bestürmt, welche verlangten, die Armee solle auf ihren vorigen Stand zurückgebracht und die kostspielige Reorganisation ganz annullirt werden. Das Haus stimmte Hagens Antrag zu und nun blieb dem Ministerium nichts übrig, als am 11. März die Kammern aufzulösen und selber abzudanken.

Das neue Ministerium, an dessen Spitze der Prinz von Hohenlohe trat, bildete nur einen Uebergang. Das Abgeordnetenhaus hatte durch die Neuwahlen eine demokratische Mehrheit erhalten, die in zwei große Fractionen zerfiel. Die erste führte Waldeck (früher Obertribunalrath), die andere Bockum-Dolfs (früher Oberregierungsrath). Die altliberale Partei unter Freiherrn von Vincke und Simson war sehr zusammengeschmolzen. Die katholische, deren angesehenste Führer die Brüder Reichensperger waren, bemühte sich vergebens, die Leidenschaften zu mäßigen.

Das Ministerium hoffte, die liberale Partei wenigstens für seine auswärtige Politik zu gewinnen, indem es die Ergebnisse der bisher gepflogenen freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich zur Schau legte. Es sprach die Anerkennung des Königreichs Italien

aus und verkündete einen schon lange vorbereiteten Handelsvertrag mit Frankreich, der vorbehaltlich im Namen des Zollvereins am 29. März abgeschlossen worden war. Beides entsprach den Sympathien der Opposition und wurde von dem Abgeordnetenhause mit Beifall aufgenommen. Nur die Katholiken protestirten gegen die Anerkennung Italiens und weigerten sich, den Raub des Sarden gutzuheißen. In die Zollvereinsstaaten aber kam große Aufregung, weil Preußen einseitig vorgegangen war.

Indessen war das Ministerium bereits in die constitutionelle Falle gezogen. Vergebens wandte sich der Kriegsminister an die Anhänger des Nationalvereins: „wenn ihr Preußen groß machen, wenn ihr ihm die Hegemonie in Deutschland zuwenden wollt, so könnt ihr es doch nicht entwaffnen wollen." Die Demokraten behaupteten die Mehrheit und verwarfen schlechtweg den ganzen Militairetat, am 23. September 1862.

Der König sah sich nun genöthigt, ein neues Ministerium von mehr Festigkeit zu ernennen. Das Haupt desselben wurde Herr von Bismark-Schönhausen, früher Gesandter am Bundestage und in St. Petersburg, bekannt als ein Mann von rücksichtslosem Muthe, als ein eifriger Anhänger der Kreuzzeitung oder feudalen Partei und als ein entschiedener Gegner Oesterreichs. Von Roon blieb Kriegsminister. Der frühere Minister von Bodelschwingh übernahm die Finanzen, Graf Eulenburg, der eben aus Japan zurückgekehrt war und einen Handelsvertrag von dort mitgebracht hatte, das Innere. Das neue Ministerium zog sogleich das vom Abgeordnetenhause verworfene Etatsgesetz zurück, das Haus aber forderte, die Regierung solle den Etat für 1863 unverzüglich vorlegen und erklärte jede Verausgabung derselben, die einem Beschlusse des Hauses zuwider laufe, für verfassungswidrig. Die Regierung berief sich dagegen auf §. 109. der Verfassung, welcher die Forterhebung der Steuern und den Fortbestand der Gesetze und Verordnungen, bis sie durch ein neues Gesetz abgeändert würden, sicherte, und zugleich auf den Beschluß des Herrenhauses, welches den vom Abgeordnetenhause verworfenen Etat guthieß. Als nun das Abgeordnetenhaus dem Herrenhause seine

Befugniß, einseitig das Budget anzunehmen, bestritt, wurde der Landtag aufgelöst, am 13. Oktober, und Bismark erklärte, die Armeereorganisation sey vollendet, die Kosten dafür seyen verausgabt, die nachträgliche Zustimmung des Hauses müsse umsomehr geziemen, als die Maßregel durchaus zweckmäßig, dem Interesse und der Machtstellung Preußens angemessen sey und unverhältnißmäßige Kosten nicht verursacht habe.

Die Antwort der oppositionellen Presse war feindselig. Auch beutete sie damals einen traurigen Vorfall in der Festung Graudenz aus. Hier wurde einem brutalen Hauptmann wegen unerträglicher Mißhandlung von seiner Compagnie der Gehorsam versagt. Natürlicherweise wurde die ganze Mannschaft mit mehr oder weniger Jahren Festungsstrafe belegt, weil Insubordination in keiner Armee geduldet werden kann. Diese Bestrafung aber wurde von der Presse eine unerhörte Barbarei, eine Rache der Feudalen ꝛc. genannt, als ob man in Preußen nicht mehr wisse, was Soldaten gezieme. Für die Wittwen und Waisen „der Märtyrer von Graudenz" wurden große Summen gesammelt; hinterdrein aber erfuhr man, sie seyen, zwei ausgenommen, alle noch unverheirathet. Wichtiger noch war die Agitation für diejenigen Landwehroffiziere und Beamte, die wegen ihres regierungsfeindlichen Verhaltens von der Regierung im Dienstwege gemaßregelt und zuweilen versetzt wurden. Um sie zu entschädigen, wurde ein großer „Nationalfond" gegründet. Dagegen versäumten die Freunde der Regierung, die ihrem Könige treuen Preußen vom alten Schrot und Korn und die Gemäßigten, welche die wilde Wühlerei und giftige Verleumdung mißbilligten, ihrerseits auch nicht, loyale Adressen und Deputationen an den König zu schicken.

Am 14. Januar 1863 wurde der Landtag wieder eröffnet. Das Abgeordnetenhaus bestritt der Regierung das Recht, regierungsfeindliche Beamte zu versetzen, und dem König selbst das Recht, seine Meinung zu äußern und Deputationen zu antworten, wie er wollte. Es machte die constitutionelle Fiction geltend, nach welcher der König keine andere Meinung haben solle, als sein Ministerium,

und dieſes wieder keine andere, als die jedesmalige Mehrheit des Abgeordnetenhauſes. In dieſem Sinne entwarf das Haus eine gebieteriſche Adreſſe an den König, die derſelbe begreiflicherweiſe nicht annahm. Bismark ſagte dem Hauſe, die Adreſſe fordere der Dynaſtie Hohenzollern einfach ihr Regierungsrecht ab; aber die Abgeordneten vergäßen, daß die Verfaſſung einſeitige Anſichten und Beſchlüſſe ihres Hauſes noch nicht zu Geſetzen mache, und daß noch zwei andere Factoren da ſeyen, ohne deren Zuſtimmung alle Acte des Hauſes ungültig blieben. Das Haus aber machte die Miniſter mit ihrer Perſon und ihrem Vermögen verantwortlich für jede vom Hauſe nicht bewilligte Ausgabe.

Die im Februar ausgebrochene polniſche Inſurrection goß Oel ins Feuer. Die Regierung ſchloß am 8. Februar einen Cartellvertrag mit Rußland, der dieſer Macht günſtig war, während das Abgeordnetenhaus ſogleich Partei für die Polen ergriff. Den Demokraten nämlich kam es nicht auf das deutſche Nationalintereſſe, ſondern nur auf allgemeine ſ. g. Freiheit an. Dieſelbe Partei, welche den Italienern und Ungarn in deren Kampfe gegen Oeſterreich zugejauchzt hatte, wünſchte auch den Polen Glück, wenn auch immerhin auf Koſten Preußens. Am 17. und 18. März wurde das fünfzigjährige Erinnerungsfeſt an die große Erhebung des preußiſchen Volks im Jahr 1813 gefeiert. Aber die Oppoſition ſorgte dafür, daß die Theilnahme der Gemeindebehörden und des Volks ſo gering als immer möglich blieb, um die Regierung mit ihren militäriſchen Feſten zu iſoliren. Am 1. Mai forderte das Abgeordnetenhaus die Suspenſion des Cartellvertrags mit Rußland und am 11. Mai rief Profeſſor von Sybel, den die Regierung erſt vor kurzem von München in preußiſche Dienſte nach Bonn berufen hatte, dem Kriegsminiſter von Roon, als derſelbe von Patriotismus ſprach, höhniſch zu: wenn er zum erſtenmal einen patriotiſchen Schritt thun wolle, ſolle er nur aus dem Miniſterium austreten. Roon nannte dieſe Aeußerung „eine unberechtigte Anmaßung," worauf der den Vorſitz führende Vicepräſident Bockum-Dolfs ihn unterbrach und mit der Glocke zum Schweigen brachte, wobei die Mehrheit des Hauſes

mitſchrie „ſchweigen, ſchweigen!“ Der Miniſter proteſtirte, Bockum aber bedeckte ſich (zufällig mit einem fremden Hute, der ihm über die Ohren fiel) und hob die Sitzung auf. Das Geſammtminiſterium wahrte ſein Recht, jederzeit vor der Kammer zu ſprechen, und wollte keiner Sitzung mehr anwohnen, bis das Haus dieſes Recht ausdrücklich würde anerkannt haben. Das letztere geſchah nicht und trotz aller Abmahnungen der Gemäßigten (Graf Schwerin, Freiherr v. Vincke und Reichensperger) nahm das Haus am 23. Mai mit 239 gegen 61 Stimmen eine neue Adreſſe an den König an, worin dieſem in höflichen Ausdrücken die Grobheit geſagt wurde, er ſolle ſein Miniſterium entlaſſen und thun, was das Haus haben wolle. Das Herrenhaus dagegen dankte dem König für ſeine feſte Haltung gegenüber einem Hauſe, welches eine Parlamentsregierung uſurpiren möchte und größtentheils nur aus treuloſen und undankbaren Staatsdienern beſtehe. Ein König von Preußen werde ſich doch nicht von ſolchen Leuten mediatiſiren laſſen. Der König ſelbſt erließ am 26. Mai eine offene Erklärung, nur von ihm allein unterſchrieben, worin er ſagte: „Meine Miniſter beſitzen mein Vertrauen, ihre amtlichen Handlungen ſind mit meiner Billigung geſchehen und ich weiß es ihnen Dank, daß ſie ſich es angelegen ſeyn laſſen, dem verfaſſungswidrigen Streben des Abgeordnetenhauſes nach Machterweiterung entgegen zu treten.“ Unmittelbar darauf, am 27. Mai, wurde die Kammer entlaſſen.

Die Oppoſition war zu klug, um Straßentumulte in Scene zu ſetzen. Sie veranlaßte nur Proteſte von Gemeindebehörden und Corporationen, die aber von der Regierung unterſagt wurden. Eine neue Preßverordnung, der franzöſiſchen nachgebildet, ermächtigte die Regierung, jeder Zeitung nach einer dreimaligen vergeblichen Verwarnung die Conceſſion zu entziehen. Gleich in den erſten Tagen wurden ſechs Blätter verwarnt und dies genügte, ſie alle zur größten Mäßigung zu veranlaſſen. Die Oppoſition wartete. Die Zeit zum Handeln ſchien ihr erſt zu kommen, wenn die Kammern wieder einberufen würden.

Der innere Zwieſpalt zwiſchen dem Miniſterium und dem Ab-

geordnetenhause trug aber nicht wenig dazu bei, die auswärtige Politik Preußens zu lähmen, sein Ansehen in Europa und insbesondere in Deutschland zu schwächen, was Oesterreich zu benutzen nicht verfehlte.

3.

Die kleinern Staaten.

In den Mittelstaaten des südlichen Deutschland herrschte seit den Reibereien mit Preußen noch eine österreichische Strömung vor. Die Bayern hätten 1859 gern den Oesterreichern geholfen. Die Eisenbahn über Salzburg brachte beide einander näher. Die Fürsten begrüßten sich freundlich. Württemberg folgte dem Beispiel Oesterreichs, indem es 1857 ein Concordat mit Rom abschloß. Als aber Oesterreich selbst unter Schmerling liberal wurde, reichte die Nichtanerkennung des Concordats von Seite des württembergischen Landtags hin, um auch die Regierung zu veranlassen, sich von dem Concordate loszusagen, 1861. In ähnlicher Weise fiel das Concordat im Badischen durch, wobei die Agitation hauptsächlich von der protestantischen Universität Heidelberg ausging.

In Kurhessen dauerte der alte Verfassungsstreit fort. Die vom Kurfürsten 1860 octroyirte Verfassung wurde vom Volke abgelehnt. Preußen nahm sich der Verfassung von 1831 an, die das Volk festhielt, was der Kurfürst mit Unhöflichkeiten erwiderte. Das neue liberale System in Oesterreich aber gab den Ausschlag, indem nun auch das Wiener Cabinet den Kurfürsten drängte und durch einen Bundesbeschluß nöthigte, seinem Volke nachzugeben. Doch wußte der Kurfürst die Erfüllung der Volkserwartungen wenigstens zu verzögern. Der alte Kriegsminister, General Haynau, der wegen seiner Härte sehr verhaßt war, wurde durch die Haltung des Offiziercorps so moralisch gemartert, daß er sich eine Kugel durch den Kopf schoß. — In Hannover begann ein rationalistischer Sturm

gegen das Consistorium wegen eines neuen strenggläubigen Katechismus, den die liberale Zeitströmung für reactionär erklärte. Einem noch größern Sturme mußten die gläubigen Geistlichen in der bayrischen Rheinpfalz weichen, wo eine liberale Laiensynode sich der Gewalt bemächtigte.

Großes Aufsehen erregte 1857 eine Handelskrisis in Hamburg. Die durch ihre Solidität berühmte Kaufmannschaft dort hatte sich vom Schwindelgeist der Zeit fortreißen lassen und ihren Credit ungeheuer überspannt. Man half indeß schnell durch Anleihen zur Discontirung guter Wechsel. Dieses Ereigniß erinnerte daran, wie die europäischen Zustände sich unvermerkt den nordamerikanischen nähern.

In Schleswig wurde das dänische Versprechen nicht eingehalten, weil eine fanatische Dänenpartei und die Gewißheit russischen und französischen Schutzes die Regierung trotzig machte. Schleswig wurde mit dänischen Beamten überschwemmt und sollte den Gebrauch der deutschen Sprache verlieren. Minister Schele ging 1855 schon so weit, sämmtliche Domänen der deutschen Herzogthümer zu verkaufen, um dänische Schulden damit zu tilgen. Alle Proteste der Stände, wie des deutschen Bundes, wurden nur mit ironischer Sophistik beantwortet, die von Schele 1858 octroyirte Verfassung des dänischen Gesammtstaates wurde jedoch einstweilen noch Holstein und Lauenburg nicht aufgezwungen. Die s. g. eiderdänische Partei wollte nur Schleswig incorporiren, was aber jenseits der Eider lag nur durch Personalunion mit Dänemark verbinden. Als aber Alexandra, die Tochter des Herzog Christian von Glücksburg, den englischen Thronfolger Albert heirathete und der junge Bruder dieser Dame, Wilhelm, unter dem neuen Namen Georgios zum König von Griechenland gewählt wurde, fand der dänische Uebermuth gegen die Deutschen eine neue Stütze in England und den Verträgen zuwider wurde Schleswig am 30. März 1863 dem dänischen Gesammtstaat incorporirt, der Protest, ja die Exekutionsdrohung des deutschen Bundes verachtet.

Als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit ist die Ablösung

des Sundzolls zu erachten. Dänemark hatte bisher einen hohen Zoll von allen Schiffen erhoben, welche den Sund passirten. Die vereinigten Staaten von Nordamerika protestirten zuerst dagegen im Interesse des freien Verkehrs. Andere Staaten folgten nach und Dänemark sah sich gemüßigt, am 14. März 1857 den Sundzoll aufzuheben gegen eine Vergütung von 30,570,698 Reichsthalern, welche die Handelsstaaten unter einander vertheilten und in 14 Jahren abzuzahlen versprachen. Auf England fiel der jährliche Betrag von 750,000, auf Preußen der von 400,000 Thalern.

Schweden schwankte damals. Das nahe bevorstehende Aussterben des dänischen Königshauses legte den Gedanken nahe, die drei nordischen Reiche durch eine Kalmarische Union unter dem Zepter des noch blühenden schwedischen Königshauses zu vereinigen, und die studirende Jugend war ganz von diesem Gedanken eingenommen, dessen Ausführung aber Rußland und England um keinen Preis geduldet haben würden, weil sie das getheilte Scandinavien, wie das getheilte Deutschland, viel bequemer bevormunden konnten. Schwedische Politik war es offenbar, mit dem mächtigern Deutschland zusammen zu gehen, als mit dem kleinen Dänemark, doch wollte Schweden die dänischen Sympathien nicht verscherzen und man glaubte, es werde im Kriegsfall Dänemark beistehen. Inzwischen starb König Oskar an einem Gehirnleiden 1859 und sein Sohn und Nachfolger Karl XV., der für kriegerisch galt, kam mehrmals mit dem Dänenkönig zusammen.

Sehr merkwürdig ist die beginnende Auflösung der Staatskirchen in den scandinavischen Reichen. In Schweden behauptete sich die altlutherische Staatskirche mit orthodoxer Form, bei rationalistischer Entleerung. Dagegen erhob sich der fromme Volksgeist seit Anfang des Jahrhunderts in der Secte der Läsar (Leser). Bauern lasen eifrig die Bibel und hielten Conventikel, um die reine Lehre der h. Schrift zu wahren, zumal als 1809 Agende, Katechismus und Gesangbuch eine mehr rationalistische Neuerung erlitten. Die Staatskirche verfuhr hart gegen die Leser, ohne sie unterdrücken zu können. Eben so hart wurden die wenigen Katholiken in Schweden

verfolgt, im Jahr 1856 sechs katholische Frauen des Landes verwiesen. Dagegen kamen Baptisten und seit 1851 auch Mormonen auf. Im Herbst 1857 trug der König selbst auf Religionsfreiheit an, aber der Reichstag verwarf dieselbe am 3. Febr. 1858 und Bischof Reuterdahl von Lund hielt die Orthodoxie aufrecht. — In Norwegen trat der Bauer Hauge gegen die Staatskirche auf und bildete 1842 eine freie Kirche mit zum Theil herumwandernden Laienpredigern, während der Prediger Lammers, gleichfalls der Staatskirche entgegentretend, eine strengere Kirchenzucht mit Ohrenbeichte ꝛc. forderte. — In Dänemark kämpfte Grundvig seit 1834 gegen die Staatskirche und weil das Lutherthum nach Dänemark nur von Deutschland aus gekommen war, wirkte der Haß der Dänen gegen die Deutschen wesentlich mit zu dem Gesetz vom 17. März 1857, welches für ganz Dänemark die Erbkirche oder Zwangstaufe aufhob und den Eltern gestattete, ihre Kinder taufen zu lassen oder nicht und zu welcher Religion sie wollten, erziehen zu lassen. Um den gefährlichen Wirkungen eines solchen Independentismus vorzubeugen, zog Grundvig der auf der tabula rasa erst zu erbauenden neuen Kirche mehr sittliche und intellectuelle Grenzen und ging so weit, die Erlaubniß, Sacramente verwalten zu dürfen, von der würdigen Persönlichkeit des Priesters abhängig machen zu wollen. Allein auch hier drängten sich die practischeren Baptisten und Mormonen ein. Uebrigens hoffte Grundvig noch eine kirchliche Union mit Schweden und Norwegen erzielen zu können, die aber noch in weiter Ferne liegt.

Holland oder das Königreich der Niederlande machte sich in den letzten Jahrzehenten nicht mehr sehr bemerklich. Nachdem 1840 Wilhelm I. noch in hohen Jahren die morganatische Ehe mit der Gräfin d'Outremont eingegangen war und die Krone seinem Sohne Wilhelm II. abgetreten hatte, wollte dieser die Angelegenheiten der Katholiken in Holland zum Bessern wenden, was aber viel Aufregung unter den fanatischen Reformirten hervorrief. Erst die große Revolution von 1848 führte auch in Holland zu der Erkenntniß, die Kirchen sollten frei für sich und vom Staate möglichst unabhängig seyn. In diesem Sinn erklärte nach Wilhelms II.

Tode (1849) unter deſſen Nachfolger Wilhelm III. das liberale Miniſterium Thorbeke 1852, die Katholiken Hollands dürften für ſich ſelbſt ſorgen, und überließ dem Papſt, die Biſchöfe zu ernennen. Das regte aufs neue die Strengreformirten auf, der König wich dem Sturme und Thorbeke fiel. Einem Uebergangsminiſterium (van Halls) folgte ein ſtreng reformirtes unter Groen van Prinſterer, welcher, ohne die Freiheit der Kirchen im Principe zu verleugnen, doch die Staatscontrole über dieſelben ſtark betonte. Kraft des Freiheitsprincips wurde damals auch Heycamp Biſchof der janſeniſtiſch-katholiſchen Kirche zu Deventer, was der Papſt nicht anerkannte und mit der Excommunication Heycamps beſtrafte.

Die der geſtürzten Familie Orleans ſo nahe verwandte Dynaſtie in Belgien verließ ſich nicht mehr ganz auf den bisherigen Schutz Englands, ſondern glaubte, dem mächtigen franzöſiſchen Kaiſerreich gegenüber neue Stützen ſuchen zu müſſen. Daher die Reiſe des König Leopold mit ſeinem Sohn, dem Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant, nach Wien, und des letztern Vermählung mit der öſterreichiſchen Erzherzogin Marie, Tochter des verſtorbenen Palatinus Joſeph, 1853. Leopold regierte mit gewohnter Klugheit und Milde fort, ohne jedoch weder die innere Parteiung, noch die äußere Gefahr beſchwören zu können. Je nach den Kammermehrheiten und dem ſchwächern oder ſtärkern Druck der öffentlichen Meinung oder eines Ereigniſſes wählte er ſeine Miniſter bald mehr links, bald mehr rechts. Aus dem Sturm des Jahres 1848 war das liberale Miniſterium Frere-Rogier hervorgegangen, im J. 1852 folgte das noch liberalere Miniſterium Brouckere, welches 1855 wieder dem mehr klerikalen Miniſterium Debecker wich. Dieſes brachte 1857 das ſ. g. Wohlthätigkeitsgeſetz vor die Kammer, welches die Verwaltung der milden Stiftungen betraf und den Geiſtlichen ihren Antheil an der Verwaltung neben den Laien ſicherte. Dagegen erhob ſich nun die liberale Partei, hauptſächlich unter dem Einfluß der zahlreichen Freimaurer, nannte das Geſetz la loi des capucins und gab vor, dem Klerus werde dadurch eine ungemeſſene Gewalt verliehen. Dennoch nahm die Mehrheit der Kammer am

27. Mai das Geſetz mit 61 gegen 41 Stimmen an. Nun erhob ſich wüthendes Geſchrei und am Abend des folgenden Tages, am 28., großer Tumult in den Straßen von Brüſſel. Der Pöbel, untermiſcht mit vielen wohlgekleideten Herren, ſtürmten die Druckerei der „Emancipation," das Hotel des Juſtizminiſters und die Klöſter. Mönche und Nonnen flohen aus der Stadt. Der päpſtliche Nuntius, den man für den Abbé de Haeren nahm, wurde inſultirt. Auch in Gent, Lüttich, Mons gab es großen Tumult. Desgleichen in Antwerpen, am 29. Hier ſang man die Barbançonne, ſchrie: weg de vetbruers! (Fettbrüder, Mönche), warf in allen Klöſtern die Fenſter ein, und ebenſo in den Paläſten und Wohnungen der Conſervativen. Aber „die Blouſe war nur ſchwach vertreten," die Tumultuanten waren auch hier aus den mittlern und höhern, vorzugsweiſe aufgeklärten Ständen. — In Jemappes wurde das Gebäude der „kleinen Brüder von der chriſtlichen Lehre" demolirt; eine wilde Rotte mißhandelte die Brüder, die ihr Haus zu vertheidigen wagten, und ſchleppte die Blutenden zum Feuer, um ſie zu verbrennen, was durch Beſonnenere jedoch verhindert wurde. Inzwiſchen war die Regierung ſchwach genug, den Stürmen nachzugeben und die Kammern ſogleich zu vertagen, zwei Wochen ſpäter aber, am 14. Juni, das ganze Wohlthätigkeitsgeſetz zurückzuziehen. Im miniſteriellen Bericht hieß es: „wir ſehen ein, daß eine kluge Regierung der öffentlichen Meinung Rechnung tragen muß, ſelbſt wenn dieſe ſich durch Leidenſchaft oder Vorurtheil hat verführen laſſen," und in einem königlichen Briefe vom 13. Juni las man: „Wir müſſen uns der Behandlung einer jeden Frage enthalten, welche den Krieg in den Gemüthern entzünden kann." Im November wurde wieder der liberale Rogier an die Spitze des Miniſteriums geſtellt und eine neue, überwiegend liberale Kammer gewählt.

In der Schweiz wirkte die radicale Gewöhnung noch lange nach. Von England gehätſchelt, waren die Radicalen hier auch von Frankreich geſchont und je mehr die italieniſche Revolution vorſchritt, um ſo kecker durften ſie auf den Haß der Italiener gegen

Oeſterreich bauen und trotzen. Immer noch herrſchten in den geiſtigen Mittelpuncten der Schweiz die radicalſten Perſonen und Tendenzen, in Genf, Bern, Zürich, nur Baſel wahrte noch ſein rein wiſſenſchaftliches Streben und ſein Chriſtenthum. In Bern ſpielte der aus Deutſchland geflüchtete weiland Reichsregent, Carl Vogt, die Rolle des frechſten Religionsſpötters und empfing die Ehre, in den eidgenöſſiſchen Nationalrath gewählt zu werden, um in deſſen Schooße die gemeinſten Schmähungen gegen Deutſchland auszuſtoßen. Mit ihm wetteiferte Moleſchott, ein aus Deutſchland berufener Profeſſor, den Materialismus zu predigen, die Lehre, daß es keinen Gott und nicht einmal einen Geiſt in der Welt gebe, ſondern alles nur Materie mit Stoff und Kraft, der Gedanke ſelbſt nur das Product des Gehirns ſey, wie der Urin das Product der Nieren.

Als die Wahlen zum Nationalrath im Canton Teſſin 1855 zu conſervativ ausfielen, annullirte ſie der Nationalrath ſelbſt unter einem nichtigen Vorwande. Einer der verrufenſten radicalen Schweizer, Degiorgi, drang am 20. Febr. 1855 bewaffnet mit einigen Geſellen in ein Local der Conſervativen ein, wo dieſelben friedlich mit Frauen und Kindern beiſammen ſaßen, griff ſie an und verwundete mehrere. Sie wehrten ſich, er wurde aus dem Zimmer gedrängt und im Tumult getödtet. Aber man machte ihn zum Märtyrer und ſtrafte die Conſervativen durch grauſame Behandlung im Kerker und ungeheure Geldforderungen. Der eidgenöſſiſche Bundesrath ſchickte zwar einen Commiſſär nach Teſſin, um zum Rechten zu ſehen, dieſer aber, dem die Demokraten ein glänzendes Feſtmahl gaben, berichtete nach Bern: „en Tessin l'ordre continue à règner.“

Einen neuen Vorwand zu unerhörtem Uebermuth gab dem Schweizer Radicalismus der unvernünftige Aufſtand der Conſervativen in Neuenburg, deſſen ſchon oben in der preußiſchen Geſchichte gedacht iſt. Während die Schweizer Radicalen gegen das ferne Preußen bramarbaſirten, zeigten ſie ſich feig und ſervil gegen das nahe Frankreich. Nach Napoleons I. Sturz hatte die Schweiz das

ihr früher zugehörige Dappenthal im Jura, welches gegen Genf ausmündet, reclamirt und es war ihr auch in beiden Pariſer Friedensſchlüſſen urkundlich zugeſichert worden. Frankreich aber ließ es nicht fahren und beſitzt es heute noch.

Im Jahre 1859 erfolgte die definitive Aufhebung des ſeit Jahrhunderten in der Schweiz üblichen Söldnerdienſtes. Immer noch dienten Schweizer dem König von Neapel und dieſe Helden, würdig der ſchönſten Zeiten des Schweizerruhmes, hatten dem König 1848 durch ihre Tapferkeit den Thron erhalten. Weil nun aber der radicale Schweizer Bundesrath 1859 noch blind der engliſch-franzöſiſchen Politik gegen Oeſterreich und alle conſervativen Intereſſen diente, unterſagte derſelbe beim Thronwechſel in Neapel den dortigen fünf Schweizerregimentern den fernern Dienſt und beging damit eine doppelte Thorheit, denn er unterſtützte eine Politik, die ſich nur zu bald gegen die Schweiz ſelbſt wenden ſollte, und beraubte die Schweiz des populärſten und zweckmäßigſten Mittels, ſich des Ueberfluſſes ihrer Bevölkerung zu entledigen und den kriegeriſchen Ruhm der Väter immer wieder zu erneuern. Die Radicalen hatten dafür keinen Sinn. Umſonſt vertheidigte der ſchweizeriſche Nationalrath Oberſt Ziegler das Recht der tapfern Truppen und hielt Segeſſer aus Luzern eine unſterbliche Rede, eines alten Römers würdig, worin er dem Schweizer Radicalismus den Spiegel ſeiner Erbärmlichkeit vorhielt.

Die bitterſte Beſchämung erlitt derſelbe endlich, als Napoleon III. ſich Savoyens bemächtigte und die der Schweiz günſtigen Bedingungen der Verträge von 1815 ein für allemal nicht anerkannte. Vom franzöſiſchen Ufer herüber konnten die Franzoſen ſeitdem jeden Augenblick Genf und Waadtland beſetzen. Jetzt erſt gingen den Schweizern die Augen auf und ihre Kriecherei vor Napoleon, ihre Prahlerei mit ſeiner Freundſchaft hatte ein Ende. Sie wandten ſich nun wieder ihren deutſchen Bruderſtämmen zu.

4.

Die Bundesreform.

Nach dem Frieden von Villafranca, in welchem ſich Oeſterreich in die Arme Frankreichs geworfen hatte, glaubten die alten Patrioten von der gothaiſchen Partei, das übrige Deutſchland müſſe nun um ſo einiger zuſammenhalten und ſich desfalls der preußiſchen Führung überlaſſen. Der liberale Abgeordnete von Bennigſen in Hannover regte den Gedanken zuerſt an und veranſtaltete am 17. Juli 1859 zu Eiſenach die erſte Beſprechung deſſelben mit gleichgeſinnten Männern. Herzog Ernſt II. von Coburg-Gotha nahm ſich ebenfalls der Sache an und kam darüber in einen kleinen Conflict mit dem Grafen Rechberg in Wien. Am 16. September knüpfte ſich an den volkswirthſchaftlichen Congreß in Frankfurt a. M. auch wieder eine Verſammlung von Männern aus Süd- und Norddeutſchland, welche das Eiſenacher Programm angenommen hatten. Neben Bennigſen, Unruh von Berlin, Schüler aus Jena ꝛc. ſah man hier den alten Welcker, Reyſcher aus Württemberg ꝛc. Man conſtituirte hier förmlich einen Nationalverein, deſſen Ausſchuß in Gotha ſeinen Sitz nahm. Eine Adreſſe der Stadt Stettin an den neuen Miniſter des Innern in Preußen, Grafen von Schwerin, unterſtützte die Beſtrebungen des Nationalvereins, Schwerin aber antwortete darauf mit einer angemeſſenen Zurückhaltung, indem er den patriotiſchen Zweck anerkannte, aber nur loyale Mittel wollte.

Die Regierungen der Mittelſtaaten theilten Oeſterreichs Mißſtimmung gegen den Nationalverein und ihre Miniſter tagten in Würzburg am 24. November 1859. Napoleon III. glaubte von dieſer neuen Zwietracht in Deutſchland Nutzen ziehen zu müſſen und empfahl Preußen eine Politik in Deutſchland, wie ſie Victor Emanuel in Italien übte. Preußen blieb aber ſpröde. Indem der damalige Prinz-Regent von Preußen nach Baden-Baden reiste, kündigte ihm Napoleon ſeinen Beſuch an. Der Regent nahm denſel-

ben nur in Gegenwart mehrerer bereits um ihn verſammelter Fürſten am 15. Juni 1860 an, die er eigens dazu eingeladen hatte, um ihnen zu beweiſen, daß ſie nichts von ſeiner Haltung gegenüber Frankreich zu fürchten hätten. Es waren die Könige von Bayern, Württemberg, Sachſen und Hannover, der Großherzog von Weimar und die Herzoge von Gotha und Naſſau. Dieſer Tag in Baden machte einen ſehr guten Eindruck.

Inzwiſchen wurde das deutſche Nationalbewußtſeyn in faſt allen Schichten der Bevölkerung lebhaft und auf mannigfache Weiſe genährt durch Erinnerungsfeſte an berühmte Männer der Nation, z. B. durch das große Schillerfeſt am 10. November 1859 (ſeinem hundertjährigen Geburtstag), welches faſt in allen Städten Deutſchlands gefeiert wurde; ferner durch Vereine und große Verſammlungen und Jahresfeſte derſelben. So wurden die Sängerfeſte immer allgemeiner und großartiger. Eigentlich gingen ſie von der rührigen Demokratenpartei aus, welche das große liberale Publikum nach ſich zog, und hatten ungefähr den Zweck, wie die Reformbankette 1848 in Frankreich. Das erſte allgemeine deutſche Sängerfeſt wurde am 20. Juli 1861 in Nürnberg gefeiert, der erſte allgemeine deutſche Turntag am 10. Auguſt deſſelben Jahres in Berlin. Sodann forderte der Herzog Ernſt von Coburg bei einem Schützenfeſt zu Gotha die Schützen auf, einen allgemeinen deutſchen Schützenverein zu gründen, der auch ſogleich zu Stande kam und im folgenden Jahr am 12. Juli zu Frankfurt a. M. ſein erſtes großes Schützenfeſt beging. Nichts charakteriſirte die Stimmung in Deutſchland beſſer, als dieſes Feſt. Durch das Feſtcomité waren die von Garibaldi organiſirten Schützenvereine zur Theilnahme förmlich eingeladen worden. So blind konnte der Liberalismus immer noch in Deutſchland ſeyn, daß er mit Deutſchlands Todfeinden fraterniſiren wollte in einem Augenblick, in dem man ſich der Einigkeit der Deutſchen freuen wollte. Natürlicherweiſe mußte dieſe unſinnige Einladung zurückgenommen werden, ſobald die Bayern und Tiroler drohten. Anders verhielt es ſich mit den Schweizern. Dieſe wurden als Brüder der Deutſchen eingeladen und kamen in großer Zahl

und mit willigem Herzen, da ihnen Napoleons Verfahren in Savoyen eine gute Lehre gegeben hatte und sie jetzt nicht mehr mit Frankreich kokettirten und gegen Deutschland renommirten. Die Schweizer erwarben die Ehre, bei dem großen Preisschießen in Frankfurt am besten geschossen zu haben, nächst ihnen die Tiroler. Der Herzog von Coburg präsidirte dem Schützenverein. Der darmstädtische Abgeordnete Metz war so tactlos, in einer Rede die Oesterreicher Deutschlands Schmerzenskinder zu nennen. Da ergriff der junge Professor Wildauer das Wort und belehrte ihn in einer glänzenden Rede: die Oesterreicher seyen Deutschlands Kraft und Stolz.

Sachsen suchte zwischen Preußen und Oesterreich zu vermitteln und zugleich ihren Zwiespalt zum Vortheil der Mittelstaaten auszubeuten. Schon am 15. September 1861 schlug der sächsische Minister von Beust eine Bundesreform in der Art vor, daß durch eine Stimmenmehrheit der Mittel- und Kleinstaaten die sich widersprechenden Stimmen Oesterreichs und Preußens möglichst neutralisirt werden sollten. Dazu schlug er als Surrogat eines deutschen Parlaments eine Versammlung von Delegirten aus den jeweiligen Ständeversammlungen der Einzelstaaten vor. Der preußische Minister, Graf Bernstorf, rief dagegen den engern preußischen Bund mit dem Erfurter Parlament wieder ins Gedächtniß, wogegen sich die Mittelstaaten in identischen Noten verwahrten. Das Delegirtenproject fiel übrigens am Bundestage durch. Der Nationalverein tagte im September 1862 in Weimar und war hier immer noch so blind, Deutschlands Einheit und Macht auf die Schwächung und Auflösung Oesterreichs gründen zu wollen. Seine Erklärung lautete wörtlich: „Weder Preußen noch Deutschland habe ein Interesse, Venetien im Besitz Oesterreichs gegen das neue Königreich Italien zu schützen.“ Das heißt doch gar zu klein von Deutschland denken. Ein mächtiges Deutschland gibt es nur, wenn es die ganze Mitte Europas beherrscht, wenn ihm Italien und die untern Donauländer gehorchen, d. h. wenn alle österreichischen Länder bei Deutschland bleiben. Verlören wir Venetien, so würden sich dort Rußland und Frankreich die Hand reichen, wir würden auch Triest, wir würden

Ungarn und Böhmen verlieren und der deutsche Rest wäre nicht mehr stark genug, sich aller Nachbarn zu erwehren. Will man aber die Nationen von einander scheiden, so sollte man nicht blöde seyn, auch Elsaß und Lothringen, die Schweiz, Belgien, Holland und die Ostseeprovinzen zurückzufordern. Dann dächte man wenigstens folgerecht und pronuncirte nicht die Thorheit, zu dem, was man schon verloren hat, noch mehr freiwillig herzugeben. Heinrich von Gagern, welcher Mäßigung und Versöhnung empfahl, wurde ausgezischt. Aber schon am 23. Oct. kamen die Großdeutschen zu Frankfurt am Main zusammen und gründeten hier den s. g. Reformverein als österreichischen Gegensatz gegen den preußischen Nationalverein. Gagern fand sich ebenfalls dabei ein.

So war die Parteistellung in Deutschland, als die innern Wirren in Preußen ausbrachen und das neue Ministerium Bismark daselbst die ganze große liberale Partei vor den Kopf stieß. Wenn dieser Minister auch einer äußern Machtvergrößerung Preußens nicht abhold schien, so bot er doch dem innern Verfassungsleben keine Bürgschaften. Von diesem Augenblick an folgten viele bisherige Anhänger Preußens einer andern Richtung. Am meisten fiel eine Reise des Herzogs von Coburg nach Wien auf. Die Zeitungen spotteten zwar, er sey in Wien höflich abgefertigt worden, allein bald darauf sah man Oesterreich Schritte thun, deren Motivirung jenem Besuch nicht fremd war. Der Bruch Preußens mit dem Liberalismus wurde noch auffallender, als Herr von Bismark in der polnischen Frage sich Rußland anschloß.

Jetzt war der Moment gekommen, in welchem Kaiser Franz Joseph es wagen durfte, die ihm entgegengetragenen Sympathien Deutschlands in einer festen Form an sich zu binden und sich dadurch die Mittel zu verschaffen, deren Oesterreich bedurfte, um die Schwäche seiner innern Zustände zu verbergen und nach außen hin stärker als je zu scheinen. Ohne vorher Preußen gefragt zu haben, erließ Kaiser Franz Joseph am 31. Juli 1863 an alle deutschen Fürsten und freistädtischen Bürgermeister Einladungen zu einer persönlichen Zusammenkunft oder zu einem Fürstentage am 16. Aug.

in Frankfurt am Main, um daſelbſt das Delegirtenproject wieder aufzunehmen und zu einer zeitgemäßen Reform des deutſchen Bundes zu ſchreiten. Die Einladungsſchreiben gingen am 4. Auguſt ab, obgleich der König von Preußen, der einen Tag vorher mit dem Kaiſer in Gaſtein zuſammen gekommen war, als ihm dieſer ſein Vorhaben mündlich eröffnete, eine ſo raſche Ausführung ausdrücklich widerrathen und eine reifliche Vorberathung verlangt hatte. Als ſich nun die meiſten Fürſten in Frankfurt wirklich einfanden, ging der König von Preußen zu ſeiner Tochter und Gemahlin nach Baden-Baden und ließ ſich trotz wiederholten Einladungen nicht bewegen, nach Frankfurt zu kommen. Den Fürſtentag und den reiſenden Kaiſer begrüßte viel Volksenthuſiasmus, als hätte das große Einheitswerk nun wirklich vollbracht werden können. Der ganze Vorſchlag des Kaiſers lief aber nur darauf hinaus, an die Stelle des alten Bundestages ein Directorium von den fünf erſten Fürſten, einen Bundesrath von 17 Stimmen, und eine Delegirtenverſammlung, periodiſche Fürſtenverſammlungen und ein Bundesgericht einzuführen. Im Directorium ſollte Preußens Stimme der bayeriſchen gleich ſtehen, im Delegirtenhauſe ſollte Preußen nur 75 Vertreter haben. Und da von nun an auch im Bundesrathe und Directorium Stimmenmehrheit gelten ſollte, konnte Preußen leicht überſtimmt und gezwungen werden, ſich Oeſterreichs Willen blind zu unterwerfen. Deshalb proteſtirte es, wie auch Dänemark, Mecklenburg, Baden, Weimar. Gleichzeitig hatte die Fortſchrittspartei einen Abgeordnetentag in Frankfurt ausgeſchrieben, an dem alle dermaligen oder frühern Mitglieder deutſcher Kammern theilnehmen konnten. Sie nun beſchloſſen, an der Reichsverfaſſung von 1849 feſtzuhalten, jedoch ſich gegen den öſterreichiſchen Entwurf nicht durchaus verneinend zu verhalten. Anſtatt der Delegirtenverſammlung verlangten ſie eine neugewählte Nationalverſammlung und für Preußen nicht nur Gleichberechtigung mit Oeſterreich, ſondern auch die Aufnahme ſeiner nichtdeutſchen Provinzen in den deutſchen Bund. Die vorragenden Redner dieſes Abgeordnetentages waren außer dem

greifen Welcker und dem Hannoveraner von Bennigsen, vorzüglich Preußen, v. Unruh, Schulze-Delitzsch, v. Sybel ꝛc.

Die Fürsten blieben vierzehn Tage bei einander und änderten den kaiserlichen Entwurf dahin ab, daß im Directorium neben den drei ersten Stimmen von Oesterreich, Preußen und Bayern die übrigen Königreiche zusammen eine, die Großherzoge zusammen auch eine, und die übrigen kleinen Staaten noch eine haben sollten, und ferner, daß die Fürsten ihre definitive Zustimmung erst von derjenigen ihrer Kammern abhängig machen sollten. Preußen wurde schließlich zum Beitritt aufgefordert, und wenn es Gegenvorschläge machte, sollten dieselben auf einer Ministerconferenz berathen werden. Der Fürstentag schloß am 1. September. Der Kaiser erfreute sich nach seiner Heimkehr noch des Erfolges, daß am 16. October die Abgeordneten von Siebenbürgen in das Abgeordnetenhaus in Wien eintraten.

Der König von Preußen sah sich durch den Fürstentag in seinen Rechten bedroht, löste daher am 4. September die bisher nur vertagte Kammer auf und erwartete von der neuzuwählenden, daß sie sich um ihn schaaren werde. Dem Fürstentag antwortete er mit einem Protest, worin er die Machtstellung Preußens wahrte und die Zustimmung zu einer Bundesreform von der Bedingung abhängig machte, daß Preußen Oesterreich völlig gleichgestellt werde, daß beiden ein absolutes Veto in Reichsfragen zustehe und daß das Parlament aus Urwahlen hervorgehen müsse. Die Kammern traten in Berlin im November zusammen.

Zehntes Buch.

Rußland und Polen.

1.

Kaiser Alexander II.

Rußland hatte schwere Verluste im Krimkriege erlitten, sich aber durch diplomatische Kunst glücklich genug aus der Affaire gezogen. Der junge Kaiser benutzte mit großer Klugheit die ihm entgegenkommenden Sympathien Napoleons III., um Oesterreich zu isoliren. Zu demselben Zweck reiste er im Mai 1859 nach Berlin und versicherte sich der fortwährenden Ergebenheit Preußens. Seine Mutter reiste nach Deutschland ins Wildbad und bewies durch ihre verschwenderische Freigebigkeit, daß Rußlands Schätze durch den Krieg nicht erschöpft seyen. Darauf ließ sich der Kaiser zu Moskau feierlich und mit unerhörter Pracht krönen, am 7. Sept. 1856. Ein Jahr später kam der Kaiser von Rußland mit Napoleon III. in Stuttgart zusammen (am 27. Sept. 1857), wo die italienische Frage in einem Oesterreich feindseligen Sinne besprochen wurde. Auch in der orientalischen Frage gingen Rußland und Frankreich Hand in Hand, wie oben in der türkischen Geschichte schon erwähnt wurde. Das hatte die Vereinigung der Moldau und Wallachei unter Couza zur Folge, aber auch die Auswanderung fast aller Tatarn

aus der Krim nach Constantinopel, denn diese tapfern Männer wollten sich dem russischen Joch entziehen, welches je wieder zu brechen sie verzweifeln mußten.

Im Krimkriege hatten die Westmächte nichts für die Tscherkessen im Kaukasus gethan. Nach dem Kriege griffen die freien Bergvölker mit frischen Kräften an. Es gab einen hartnäckigen, äußerst blutigen Kampf. Russische Berichte meldeten fast immer von Siegen, englische noch 1858 von einer Niederlage der Russen. Allein im Jahr 1859 mahnte eine Adresse von 250 angesehenen Tscherkessen, an alle europäischen Mächte gerichtet, daß es die letzte Zeit sey, wenn man ihnen helfen wolle. Aber man half ihnen nicht. Der russische Fürst Barjatinsky umzingelte die letzten bei Schamyl aushaltenden Stämme mit ungeheurer Uebermacht und schloß ihn in immer engere Grenzen ein. Am 1. April eroberte er dessen Felsenfeste Weden. Mit nur 400 ihm bis in den Tod treuen Müriden floh Schamyl wie ein gehetztes Wild in den Süden Daghestans. Die Russen hatten alle Mittel der Macht, List und Bestechung angewandt, die Lauen zu verführen, die Freunde zu entmuthigen. Auf dem Felsennest Gunib endlich wurde er von den Russen unter Fürst Barjatinsky's persönlicher Anführung eingeschlossen und die Feste erstürmt, wobei alle Müriden bis auf 47 fielen. Schamyl selbst barg sich noch in eine Höhle, ergab sich aber, als der Fürst selbst ihn aufforderte, am 8. Sept. 1859. Der Fürst ließ ihm Dolch und Pistolen und schickte den gefangenen, damals 63jährigen Helden nach St. Petersburg. Aber schon unterwegs in Tschagunef empfing ihn Kaiser Alexander II., behandelte ihn sehr gnädig und ließ ihn an seiner Seite einer großen Revue beiwohnen. In St. Petersburg wurde er der Löwe des Tages, wie einst Abdel Kader in Paris. Die Russen wollten an Großmuth nicht hinter den Franzosen zurückbleiben. Schamyl erhielt eine anständige Wohnung in Kaluga angewiesen.

In demselben Jahre unterwarfen sich die transkaukasischen Abadscheſen unter Muhamed Amin den Russen und nur wenige Tscherkessen hielten sich im Hochgebirge noch frei. Viele wanderten über

die türkiſche Grenze und man ſah ſie maſſenhaft ankommen. Die Ufer des caspiſchen Meeres waren von Rußland ſchon früher gewonnen. Im Weſten deſſelben war es ſeit Peter des Großen Zeiten ruſſiſche Politik, die dort hauſenden mongoliſchen und tatariſchen Horden unter einander ſelbſt zu entzweien. An die Stelle der 1771 aus dem ruſſiſchen Gebiet entflohenen Kalmücken (vgl. Theil IX. S. 179) ließen ſich 1796 die Kirgis-Kaiſaken, 12,000 Zelte ſtark, von den Ruſſen aufnehmen. Dieſe ſind aber Todfeinde der Baſchkiren und Rußland hetzt beide gegen einander.*) Dieſer Kirgiſen bediente ſich der ruſſiſche Oberſt Ogarew, als er 1854 die Usbeken von Kokand ſchlug. Aber auch tiefer nach Aſien hinein gelang es Rußland, die Khalkatatarn, vier Millionen Seelen, an der mongoliſchen Wüſte, ſeinem ſibiriſchen Gebiete einzuverleiben.

In Sibirien hat ſich die Bevölkerung und der Wohlſtand unvermerkt geſteigert. Im vorigen Jahrhundert erlaubten ſich die hier als kaiſerliche Wachen aufgeſtellten Koſaken die ärgſten Plackereien der tunguſiſchen und mongoliſchen Einwohner, die daher meiſtens über die Grenze liefen und ſich unter chineſiſchen Schutz ſtellten. Aber das fruchtbare Südſibirien dem Gebirge Altai entlang wurde von Ruſſen coloniſirt. Nicht nur kamen jährlich tauſende von Verbrechern, die man in Rußland nicht hinrichtet, ſondern deportirt, in die Bergwerke und Städte Sibiriens, ſondern es wurden auch unſchuldige Leibeigene, junge Burſchen und Mädchen, jährlich im europäiſchen Rußland recrutirt, um ſie in das aſiatiſche und insbeſondere in den Bergwerksbezirk Barnaul am Altai zu verpflanzen, wo nun bereits ausgedehnte Niederlaſſungen ſind und von wo aus jährlich zwei große Karawanen mit Silber, Wachs und Honig beladen und von trefflichen, auf den ſibiriſchen Steppen gezogenen Pferden begleitet, nach Moskau abgehen. Noch ergiebiger ſind die

*) Als die muhamedaniſchen Baſchkiren ſich 1755 gegen Rußland empörten, überließ Rußland den Kirgiſen alle baſchkiriſchen Frauen und Mädchen, unter der Bedingung, daß ihm die Männer ausgeliefert würden.

Goldgruben, die man erſt in neuerer Zeit auf der aſiatiſchen Seite des Ural bei Tomsk entdeckt hat. Die Gier nach Gold durchbricht auch hier, wie in Californien, alle Schranken der gewohnten Sitte. Trotz des deſpotiſchen Regiments in Rußland kann die Zucht unter den verwilderten Goldgräbern auch hier nicht gehandhabt werden. Der Arbeiter gewinnt zu viel, vergeudet dann den Gewinn und übt in der Trunkenheit alle Laſter.

Von höchſter Bedeutung für die Zukunft des öſtlichen Aſien war die Beſitznahme des Amurlandes durch die Ruſſen. Der Gouverneur Oſtſibiriens Murawiew machte dieſe unblutige Eroberung einzig durch die ihm inwohnende Klugheit und Rührigkeit. China, damals durch die Weſtmächte gedrängt, hoffte Schutz von Rußland und trat das ohnehin faſt gar nicht bewohnte Land zwiſchen dem Fluß Amur und dem Meere von der Caſtriebai ſüdwärts nach der Niederlaſſung Conſtantinowski im Vertrage von Aigun am 28. Mai 1858 freiwillig an Rußland ab. Murawiew erhielt davon den Ehrennamen Amurski. Die Hauptſtadt des neuerworbenen Landes aber iſt das ſchon 1852 von Murawiew gegründete Nicolajef.

Auch die ruſſiſch-amerikaniſche Geſellſchaft erhielt vom Kaiſer die ausgedehnteſten Monopole über Schiffahrt, Handel, Jagd und Fiſchfang in den Gewäſſern von Kamtſchatka. Ruſſiſche Colonien blühten zu Petropaulowsk, Ochotzk, Sitka. Erſtere Stadt war ſtark befeſtigt. Aber die Ruſſen verfuhren hier ſo barbariſch, wie in Sibirien, ſo daß auch hier die alten eingeborenen Stämme verkümmerten. Im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts iſt die Bevölkerung von Kamtſchatka auf den 15. Theil geſchmolzen, die der aleutiſchen Inſeln am Ausſterben. Der Ruſſe Schelikof, der hier commandirte, ließ einmal eine Anzahl Aleuten hinter einander ſtellen, um zu verſuchen, durch wie viele Köpfe eine einzige Flintenkugel hindurchgehen könne?*)

Wenn die ungeheure Ausdehnung der ruſſiſchen Macht allen

*) Allg. Zeitung 1856 Nr. 2.

andern Mächten Furcht einzuflößen geeignet ist, so darf man doch nicht vergessen, daß der Koloß auf thönernen Füßen steht. Im Jahr 1857 wurden ungeheure Betrügereien der Civil- und Militärbeamten entdeckt, Rußlands altes und größtes Uebel. Das Danaidenfaß ist hier noch durchlöcherter als in Oesterreich. Ein russischer Großer, der vom Selbstmord Eynattens und Brucks hörte, rief aus: „Wie nobel ist dieses Oesterreich, wo Leute, die den Staat betrogen haben, sich den Hals abschneiden. Bei uns, wo alles betrügt, denkt keiner, daß es eine Schande sey.“ Die russischen Finanzen befanden sich in kläglichem Zustand. Gold und Silber verschwanden aus dem Verkehr, nur Kupfer und Papier blieben zurück. Gleichwohl befahl der Kaiser, ein großes Eisenbahnnetz über Rußland zu ziehen.

Die größte Gefahr, welche dem jungen Kaiser über den Kopf wuchs, war die liberale Bewegung im Lande, an der er, ohne vielleicht ihre Gefährlichkeit zu ahnen, selber Theil nahm. Die Bauernemancipation wurde nicht von den Bauern selbst dringend verlangt, sondern vom Kaiser befohlen. Anstatt ihrer oder zum Ersatz für sie forderte die altrussische Bojarenpartei eine Constitution.

Der Kaiser und die deutschrussische Adelspartei standen schon längst der altrussischen Bojarenpartei mit einem andern Princip gegenüber. Sie wollten im Grunde nichts anderes, als fortschreitende Germanisirung Rußlands, zunächst durch die Bureaukratie, durch technische Fortschritte, durch die Schule und Wissenschaft, endlich aber auch durch Einimpfung des germanischen Familiengeistes in das slavische Volksleben. Aus Leibeigenen, die keinen eigenen Grund und Boden, kein Familienerbe, keinerlei Sinn für Eigenthum und Heimath, angebornen Besitz und angeborene Rechte haben, sollten freie Bauern werden, ganz ähnlich den deutschen mit eignem Besitz, mit ökonomischem Sinn, mit Rechtssinn und auf das Recht gestützter Ehrenhaftigkeit. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Umwandlung des russischen Leibeigenen nur der Krone zu Gute kommen konnte, dem altrussischen Adel aber, welcher der Krone immer heimlich Widerpart hielt, sein ganzes altes Ansehen rauben mußte.

Indem die altruſſiſche Bojarenpartei den Plänen der deutſch-ruſſiſchen entgegenarbeitete, wählte ſie ein ſehr geeignetes Mittel. Sie ſchien nämlich mit dem Kaiſer in liberalen Reformen wetteifern zu wollen und verlangte für Rußland eine repräſentative Verfaſſung wie in Frankreich und England. Dadurch verſicherte ſie ſich der liberalen Sympathien im Weſten und trat ſogar in Verbindung mit der allgemeinen europäiſchen Revolutionspropaganda, wodurch endlich auch Polen in die Bewegung hineingezogen wurde.

2.

Die ruſſiſche Bauernemancipation.

Die bäuerlichen Verhältniſſe in Rußland hatten ſich in der That ſo ſehr verändert, daß eine Reform derſelben nothwendig geworden war, wenn auch keineswegs eine radicale und allgemeine. Es handelte ſich nur um die Obrokbauern, nicht um die an die Scholle gebundenen ackerbauenden Leibeigenen.

Durch das früher ſchon charakteriſirte Obrokſyſtem waren immer mehr Leibeigene dem Landleben entfremdet und in die Städte gezogen worden, indem ſie nicht mehr den adeligen Gutsherrn das Feld bebauten, ſondern irgend ein Handwerk, Kaufmannſchaft oder eine Kunſt trieben und ihrem Leibherrn davon eine jährliche Abgabe (Obrok) bezahlten. Man rechnete beim Regierungsantritt Alexanders II. bereits 44,700 Edelleute oder Leibherrn, deren Leibeigene den Obrok leiſteten, und wovon eine große Menge nicht einmal mehr ein Landgut beſaßen, ſondern ihre Leibeigenen nur betrüglich auf ein fremdes Gut hatten einſchreiben laſſen. In gleichem Verhältniß wuchs beſtändig die Zahl ſowohl des güterloſen Adels, als der nicht mehr an die Scholle gebundenen, ſondern frei in den Städten umherziehenden Obrokleibeigenen. Dazu kam die ungeheure Rekrutirung und das Maſſenaufgebot vom Jahre 1855. Wer Soldat wurde, hörte auf Leibeigener des Edelmanns zu ſeyn

und wurde Sklave der Krone. Zudem vertheilte der Kaiſer nach dem Kriege in größter Zahl Ehrenmedaillen unter das Heer, und wer die Medaille trug, durfte nicht mehr geprügelt werden. Es ſchien nun allerdings nöthig, die Leibeigenſchaft aller der Individuen aufzuheben, die einmal aus dem patriarchaliſchen Bauernleben heraus und von der Scholle weggeriſſen waren.

Inzwiſchen ſtellte Kaiſer Alexander II. einen andern Beweggrund voran. Den im Kriege tiefgeſunkenen Wohlſtand des Reichs wiederherzuſtellen ſollte die erſte und vornehmſte Aufgabe der Verwaltung und Geſetzgebung ſeyn. Deswegen wurde Rußland von Eiſenbahnen überzogen, deswegen wurden die hohen Zölle herabgeſetzt und im Geiſt Friedrichs II. und Joſephs II. verfahren nach phyſiokratiſchen Grundſätzen. In einem Umlaufſchreiben an die Gouverneure und Adelsmarſchälle erklärte der Miniſter im Namen des Kaiſers: „Sie haben die Aufgabe, Ihre Aufmerkſamkeit den Bedürfniſſen aller Stände zuzuwenden, die Wege und Mittel zur Vermehrung ihres nationalen Wohlſtandes zu finden. Nur die volle Entfaltung der producirenden Kraft kann den Wohlſtand Rußlands herſtellen.“ Dazu ſollte aber die Emancipation der Bauern weſentlich beitragen, weil der Bauer ſeinen eigenen Acker fleißiger bebaut nnd ergiebiger macht als das Gut des Herrn.

Aus dieſem Grunde nun ging die Abſicht des Kaiſers nicht blos dahin, etwa den Obrokbauern eine bürgerliche Stellung in den Städten zu ſuchen, ſondern alle Leibeigenen zu emancipiren, und vorzugsweiſe die ackerbauenden, welche den Grund und Boden, den ſie bisher für den Herrn bearbeitet hatten, dem Herrn in allmäligen Raten abbezahlen ſollten, völlig nach dem Muſter der Ablöſungen in Deutſchland. Das hieß nun, dem ſlaviſchen Volksgeiſt etwas anmuthen, was eigentlich nicht in ihm lag, und zugleich dem Adel ſeinen alten Grund und Boden unter den Füßen wegziehen. Die Bauern ſelbſt waren nicht damit zufrieden, denn ſie hatten kein Geld, um die Ablöſungen beſtreiten zu können. Daher erhob ſich überall Bedenken und Widerſtand, ſo daß die Commiſſion, welche der Kaiſer

1857 in St. Petersburg niedersetzte, um die Ausführung des Planes zu berathen, nicht recht vorwärts kam.

Nur im Westen des Reichs, wo der Adel katholisch, das Volk griechisch war, hatten die kaiserlichen Immediatcommissionen bereits die Bauern so aufgehetzt, daß, um blutigen Aufständen derselben zuvorzukommen, der Adel von Wilna, Grodno und Kowno freiwillig die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft anbot. Im folgenden Jahr gab es einen größern Aufstand in Esthland, wo die Bauern allzu ungestüm die verheißene Freiheit gleich auf einmal vollständig haben wollten. Am merkwürdigsten erscheint die plötzliche Gründung von Mäßigkeitsvereinen in Lithauen, im Jahre 1858. Sie beweist, daß man im katholischen Lithauen die Frage der Bauernemancipation nicht blos von der politischen, sondern auch von der moralischen Seite auffaßte. In Rußland wird das Recht, Branntwein zu schenken, verpachtet, und 1858 war die jährliche Pachtsumme bis auf 78,731,451 Silberrubel gestiegen. Um dieser erstaunlichen Einnahme willen wurde das Laster des Branntweintrinkens auf alle Art gefördert und die Branntweinpest den armen Bauern gleichsam eingeimpft. Von dieser Pest nun zu befreien, erschien den wahren Volksmännern die erste Bedingung eine Verbesserung der bäuerlichen Zustände. Das sahen alle irgend edel und ernst denkenden Menschen in Rußland ein und die Mäßigkeitsvereine, zuerst in den katholischen Westprovinzen entstanden, gingen auf die altgläubigen Russen (Roskolniks) auch in den innern Provinzen des Reichs über. Nun aber schrie die Beamtenwelt über regierungsfeindliche Absichten, über eigenmächtige Beschränkung der Staatseinnahmen ꝛc. und die Mäßigkeit wurde verboten und mit Strafen bedroht, 1859. Im August 1860 meldeten russische Correspondenten, es sey die Absicht, im Jahre 1863 die Verpachtung aufzugeben und den Branntwein, wie in andern Ländern, zu besteuern, doch nicht ohne den Zusatz, man verspreche sich von dieser Maßregel einen noch größern Branntweinverbrauch. Am 12. Januar 1863 wurde die Pacht wirklich aufgehoben, nachdem der Ertrag bis auf 129 Mill. Silberrubel gestiegen war.

Mittlerweile hatte die Commiſſion in St. Petersburg die Bauernfrage beſondern Ausſchüſſen des Provinzialadels zur Begutachtung überwieſen, die aber den geringſten Eifer in dieſer Sache kund gaben, ſo daß der Kaiſer erklärte, er werde nöthigenfalls verfügen, ohne den Adel zu fragen. Dem widerſetzte ſich der Adel von Twer, Niſchney-Nowgorod und Moskau. In St. Petersburg ſelbſt erklärte der Adelsmarſchall Platonoff, die Bauernfrage könne nur von der Dumah entſchieden werden, einer altruſſiſchen Einrichtung, ähnlich dem türkiſchen Divan, nämlich einer Verſammlung der Bojaren oder Notabeln des Reichs, wie ſie früher beſtanden und die wichtigſten Reichsangelegenheiten entſchieden hatte, ehe Peter der Große ſie beſeitigte. Am heftigſten ſprach Beſobraſow, der durch ſeine Verwandtſchaft eine große Partei unter dem alten moskowitiſchen Bojarenadel hatte. Er wurde abgeſetzt, wie auch Unkoffski, der Adelsmarſchall von Twer. Aber die Emancipation ſtockte fort und fort.

Endlich handelte der Kaiſer eigenmächtig und befahl, das nach ſeinem Plan ausgearbeitete Geſetz, betreffend die Bauernemancipation vom 17. März 1861, öffentlich in den Kirchen zu verkünden. Es verordnete: 1) Die Emancipation geht aus einer freien Uebereinkunft zwiſchen den bisherigen Grundbeſitzern und deren bisherigen Leibeigenen hervor. 2) So lange die Uebereinkunft nicht erfolgt iſt, beſteht die alte Leibeigenſchaft fort. 3) Einen Theil der Ablöſungsſumme übernimmt der Staat vorſchußweiſe. 4) Bis die ganze Summe dem Berechtigten ausbezahlt iſt, bleiben die Bauern dem Gutsherrn zu gewiſſen feſtgeſetzten Arbeiten verpflichtet. 5) In jedem Diſtrict werden Friedensrichter ernannt, um Streitigkeiten zu ſchlichten. 6) Wenn alles bezahlt iſt, werden die bisherigen Leibeigenen freie Beſitzer des bisher von ihnen bebauten Bodens. Das kaiſerliche Manifeſt drückt ſchließlich die Hoffnung aus, die ruſſiſchen Bauern würden den Werth dieſes Geſetzes gehörig erkennen und durch Arbeit auf eigene Rechnung zu großem Wohlſtand gelangen, denn „wenn die Menſchen nicht für ſich ſelbſt arbeiten, kann ihr Wohl auch durch das beſte Geſetz nicht geſchützt werden.“ — Hinter

dem letzten Satz war die große Besorgniß verborgen, der Bauer werde gar nicht mehr arbeiten wollen, wenn er es nicht mehr, wie bisher, thun müßte.

Wirklich hörte man schon im Sommer 1861 von vielen Bauernaufständen in 22 Gouvernements, besonders in Kasan und Pensa. In letzterem Gouvernement zogen 10,000 Bauern mit dem Geschrei „Freiheit! Freiheit!“ umher und behaupteten, der Kaiser habe ihnen volle Freiheit bewilligt, aber man wolle sie darum betrügen, erschlugen Edelleute und Beamte und mußten erst durch Militär überwältigt werden. Von ähnlichen Aufständen hörte man später noch und überall hieß es, die Bauern hätten die Absicht des Kaisers mißverstanden und wollten dem Adel weder etwas zahlen, noch für ihn arbeiten. Aber alle diese Aufstände blieben vereinzelt und wurden mit Waffengewalt niedergeschlagen.

Kaum war das Bauerngesetz erlassen, so regte sich auch die altrussische Adelspartei und zwar ging die Jugend voran, genährt mit französischer Lectüre und künstlich erhitzt für die Constitution. Die von dem Flüchtling Herzen in London herausgegebene, einzig auf die Revolutionirung Rußlands berechnete Zeitung „die Glocke“ war allgemein verbreitet. Im November tumultuirte der studirende junge Adel in Kasan, Moskau, ja in St. Petersburg selbst. Den Söhnen folgten die Väter. Im März 1862 forderte die Adelsversammlung von Twer in einer von 112 Edelleuten unterzeichneten Adresse vom Kaiser ausdrücklich eine Constitution und ein Parlament als Ersatz für die Opfer, welche das Bauerngesetz ihnen auflege. Der Kaiser ließ 13 der Unterzeichner verhaften, doch bald wieder frei. Im Sommer ergriff die Bewegung den Adel in der Armee. Viele Offiziere wurden als Theilnehmer eines weitverzweigten Complottes verhaftet, sogar Offiziere der Garde, sogar zwei Adjutanten des Kaisers, die Grafen Rostovzow. Zugleich brachen in allen größern Städten des Reichs Feuersbrünste aus. In St. Petersburg selbst brannte es vom 3. bis 10. Juni und an 10,000 Menschen wurden obdachlos. Das Volk war in ungeheurem Schrecken und warf sich dem Kaiser zu Füßen. Die Brandstifter hatten

vergeblich gehofft, das Volk in Wuth zu bringen und eine große Revolution zu entzünden, und plötzlich hörten die Feuersbrünſte wieder auf. Dieſes barbariſche Vorgehen und wieder Zurückhalten wird auch wohl erklärt durch die Schwankungen in der europäiſchen Revolutionspropaganda, welche unter dem Schutze Palmerſtons permanent in London tagte, wo Herzen und Bakunin die ruſſiſche, Mieroslawski die polniſche, Koſſuth und Klapka die ungariſche, Mazzini die italieniſche Revolution gemeinſchaftlich ausbrüteten, aber beſtändig Rückſicht nehmen mußten auf Palmerſton und den 2. Dezember. Die ruſſiſche Revolution erſchien damals noch eben ſo wenig reif, wie die ungariſche.

Alexander II. ſuchte den conſtitutionellen Drängern den Vorwand zu nehmen und verfügte aus eigenem Antrieb am 29. Sept. eine Menge Reformen, wodurch er ſich den Dank des Volks zu verdienen und der bisherigen Corruption der Beamten zu ſteuern hoffte. Reformen in der Verwaltung und Geſetzgebung, die Einführung von Provinzial-, Kreis- und Gemeindevertretungen, Trennung der Juſtiz von der Verwaltung, Geſchwornengerichte, Mündlichkeit und Oeffentlichkeit. Doch zweifelte man mit Recht, ob Rußland dafür reif ſey. Die Bauernfrage blieb immer die wichtigſte. Der Kaiſer ſah ſich genöthigt, $^4/_5$ der Ablöſungsſumme auf den Staat zu übernehmen.

Liberale Reformen, die dem barbariſchen Slaventhum gewährt wurden, durfte der Kaiſer Finnland nicht verſagen, welches früher unter Schweden mehr Freiheit genoſſen hatte. Am 10. April 1861 gab daher der Kaiſer den Finnen eine neue Verfaſſung nach dem Muſter der ſchwediſchen und eröffnete den erſten finniſchen Landtag zu Helſingfors in eigener Perſon, am 18. September 1863.

3.

Eine „Nation in Trauer.“

Auch für Polen bereitete der Kaiſer Reformen vor, denn es mußte ihm alles daran liegen, den alten Haß der Polen zu verſöhnen und ſämmtliche an Deutſchland grenzende oder deutſchen Mächten unterworfene Slaven, ganz ebenſo wie die an die Türkei grenzenden oder den Türken unterworfenen, als ſeine Werkzeuge zu benutzen. Wenn ruſſiſche Agenten unabläſſig in Bulgarien, Serbien, Bosnien, Montenegro und Griechenland thätig waren, wenn Rußland die gelehrten Czechomanen und Panſlaviſten in Böhmen mit Orden überſchüttete und ruſſiſche Agenten die Jubelfeier der ſlaviſchen Apoſtel, des h. Cyrillus und Methodius in Mähren, ins panſlaviſtiſche Geleis lenkten und zu einer Demonſtration des Deutſchenhaſſes machten, mußte dieſelbe ruſſiſche Politik noch viel zärtlicher um Polen bemüht ſeyn. Daher die Geneigtheit des Czaaren, den Polen große Conceſſionen zu machen unter Vermittlung des Marquis Wielopolski in Warſchau, nach deſſen Programm Durchführung der panſlaviſtiſchen Idee oder der künftigen ſlaviſchen Weltherrſchaft, und namentlich die Ueberwältigung Oeſterreichs und Preußens und die Unterwerfung der Deutſchen der Preis ſeyn ſollte für eine innige und ewige Verſöhnung der Polen mit den Ruſſen.

Wenn es noch eine Vertretung des deutſchen Geſammtintereſſes gegeben hätte, ſo wäre es ihre Aufgabe geweſen, jene Verſöhnung der Slaven zu verhüten; aber andere nahmen ihr die Mühe ab. Die europäiſche Revolutionspropaganda in London wollte der panſlaviſtiſchen Idee nicht dienen, wollte Rußland nicht groß machen und ſtimmte inſofern ganz mit der Politik der Weſtmächte überein. Es galt alſo allem aufzubieten, um die Polen aufs neue gegen Rußland zu erbittern und die Wohlthaten des Kaiſers mit Hohn zurückzuweiſen. Am 19. Februar 1861 verkündete Alexander II. ſeine Reformen. Polen erhielt einen eigenen Staatsrath unter vor-

züglicher Zuziehung geborner Polen. Demſelben wurden neue und zwar gewählte Gouvernements-, Diſtricts- und Municipalräthe untergeordnet. Auch Kirche und Schule wurden unter beſondere Commiſſionen geſtellt. Weitere Wünſche zu hören, erklärte der Kaiſer ſich bereit und empfahl den Polen dringend, Vertrauen zu ihm zu hegen, indem er ihnen ſeinen eigenen Bruder, den Großfürſten Conſtantin, als Statthalter nach Warſchau ſchickte.

Aber das Vertrauen blieb aus. Die polniſche Antwort war ſchon am 25. Februar eine feindliche Demonſtration. Es war der Jahrestag der Schlacht von Grochow, in der 1831 Polen über Ruſſen geſiegt hatten. Dieſen Sieg zu feiern, wurde das Volk von Warſchau durch die geheimen Agenten der Revolution aufgereizt. Eine große Proceſſion zog mit den polniſchen Fahnen von Warſchau nach Grochow hinaus. Der alte Fürſt Gortſchakof als Militärgouverneur bat die Leute freundlich, aber vergeblich, auseinander zu gehen, er mußte den Zug durch Militär aufhalten laſſen, wobei zwei Menſchen getödtet wurden. Zwei Tage ſpäter, als dieſe Gefallenen begraben werden ſollten, gab es neuen Tumult und diesmal kamen ſechs Menſchen um. Am 7. April verſammelte ſich abermals eine große Menſchenmenge auf dem Kirchhof, wo jene Gefallenen begraben lagen, bekränzte die Gräber und betete um die Wiederherſtellung Polens. Dann zog die Maſſe vor das Schloß, ſingend: „Polen iſt noch nicht verloren," und verhöhnte das ruſſiſche Militär. Am folgenden Tage wurde der Tumult noch ärger und jetzt erſt ſchritt das Militär ein, ſo daß es 15, nach andern Berichten 60 Todte gab. Da ſich überall im Volk Leute mit Kreuzen und Heiligenbildern vorgedrängt hatten, um den Soldaten dadurch Reſpect einzuflößen, die Soldaten aber keine Schonung mehr übten, wurde ihnen das als Entheiligung und Kirchenſchändung ausgelegt.

Um wenigſtens das polniſche Landvolk zu gewinnen, befahl der Kaiſer am 16. Mai Aufhebung und Ablöſung der Frohnen, aber auch dieſer Wohlthat wurde Trotz geboten. Die gemäßigte Partei, deren Haupt der milde Graf Zamoyski war, unterſtützt vom Erzbiſchof Fijalkowsky, erkannte, daß es zu einer blutigen Entſcheidung

hindränge und hoffte noch, derselben zuvorzukommen, wenn er den Kaiser dahin brächte, das Zauberwort auszusprechen, welches allein Polen befriedigen konnte. Denn alle liberalen Concessionen Alexanders II. versöhnten den Nationalhaß nicht. Polen verlangte keine liberalen, sondern nationale Garantien (ganz so wie Ungarn gegenüber den liberalen Concessionen Oesterreichs). Zamoyski wollte für Polen die demselben 1815 verbürgte Verfassung und die fernere Verbindung mit Rußland nur noch durch Personalunion. Das wurde dem Kaiser durch die von 40,000 Polen unterzeichnete Adresse ans Herz gelegt. Zamoyski wurde sogleich nach St. Peterburg berufen, wo ihn der Kaiser gnädig anhörte, ihm aber sagte, er begreife die Unzufriedenheit der Polen und beklage ihr Mißgeschick, sie ließen sich aber nicht regieren, außer mit Gewalt. Jede Nachgiebigkeit verlocke sie zum Abfall. Zamoyski wurde frei entlassen, durfte aber nicht nach Polen zurückkehren.

Doch hoffte der Kaiser immer noch, es werde nicht zum Aeußersten kommen, und nach Gortschakofs Tode mußte sein Nachfolger, General Lambert, immer noch mild verfahren. Aber die Absicht der Revolutionspartei, von der alle Agitation ausging, verrieth sich am 15. August (dem Napoleonstage) durch die Huldigung, die eine große Volksmasse dem französischen Consul in Warschau darbrachte. Als der alte Erzbischof starb, wurde dessen Begräbniß am 10. October wieder zu einer Demonstration benutzt. Man trug im Zuge die alten Fahnen von Polen und Lithauen und alle zur Leichenfeier herbeigekommenen Bauern wurden vom Adel festlich tractirt, um dem Kaiser zu zeigen, daß er mit seinem neuen Gesetze das Herz der Bauern doch nicht gewonnen habe.

Um der ganzen Welt zu zeigen, daß die Nation einmüthig sey, und um mit ihrem Schmerze ganz Europa anzuklagen, daß sie einer unterdrückten Nation nicht zu ihrem Rechte verhelfe, legten die Polen seit den schon erwähnten Begräbnissen die schwarzen Trauerkleider nicht mehr ab, die ganze Nation sollte in Trauer gehen. Welcher Pole es unterließ, setzte sich dem Haß des Volks und der Rache der geheimen Lenker der Bewegung aus. Immer deutlicher trat die

Macht einer im Dunkeln verborgenen revolutionären Regierung hervor, der alle Polen Folge leisteten. Da erhielt Lambert schärfere Instructionen und mußte ganz Polen in Kriegszustand erklären. Dagegen bezeugte eine Kundgebung des Fürsten Czartoryski die Einigkeit aller polnischen Parteien gegenüber Rußlands. Dieser Fürst nämlich war in Paris das Haupt der polnischen Emigration, war von der aristokratischen Partei zum künftigen König in Polen bestimmt und hatte zum Gegner die demokratische Partei unter Mieroslawski. Dennoch erklärte er jetzt in Uebereinstimmung mit den Demokraten, die liberalen Concessionen Rußlands seyen zurückzuweisen, Polen habe zu schlimme Erfahrungen gemacht, um jemals wieder der Großmuth zu vertrauen.

Polen, obgleich waffenlos, trotzte dem Kriegszustand. Wie in Warschau, so in Krakau, Kalisch, Mlawa und andern Orten folgte eine Todtenfeier der andern. Alles ging in Trauer und in den Kirchen wurden patriotische Lieder gesungen. Als nun in allen Kirchen Warschaus die Todtenfeier des Nationalhelden Kosciuszco begangen wurde, trotz des Verbots und unter den Kanonen der Russen, ließ Lambert die Kirchen von Militär umringen und die Austretenden verhaften. Im Dom aber und in der Bernhardinerkirche blieben die Gemeinden die ganze Nacht eingesperrt, bis sie erst am Morgen von den Soldaten mit Kantschuhieben und Kolbenstößen hinausgetrieben wurden. Die Kirchen wurden geschlossen und erst der neue Erzbischof Felinsky ließ sie nach einigen Monaten wieder öffnen.

Nun trat einige Ruhe ein. General Lüders kam an Lamberts Stelle und Wielopolski war sehr thätig, zu versöhnen. Die russische Regierung bemühte sich so sehr um diese Versöhnung, daß sie sich sogar durch einen Mordversuch auf General Lüders, welcher am Kopfe verwundet wurde, nicht irre machen ließ. Großfürst Constantin erklärte, der Kaiser werde sich durch alle Bosheiten der Revolutionspartei nicht abhalten lassen, Polen wohlzuwollen. Aber wenige Tage nachher, am 3. Juli 1862 wurde er selbst durch einen Pistolenschuß verwundet. Auch auf Wielopolski wurden zweimal

Mordanſchläge gemacht. Im October erließ der Adel Podoliens eine Adreſſe an den Kaiſer ganz im Sinne der frühern von Zamoyski und verlangte Wiedervereinigung mit Polen. Aus Volhynien und dem Gouvernement Minsk gingen ähnliche Wünſche ein, was jedoch nur die Verhaftung der Adelsmarſchälle zur Folge hatte. Die podoliſche Adreſſe hielt nicht blos den nationalen Geſichtspunkt feſt, ſondern beklagte ſich auch über die heilloſe Corruption der ruſſiſchen Beamten.

Im Winter auf 1863 griff der Kaiſer endlich zu einer Maßregel, die zu einer Entſcheidung führen mußte. Um Mitternacht am 25. Januar holten ruſſiſche Soldaten überall die jungen Leute in Polen aus ihren Betten, um ſie als Rekruten fortzuſchleppen. Der Plan dazu war lange vorbereitet und das Geheimniß bewahrt worden. Der Zweck war, Polen ſeiner waffenfähigen Jugend zu berauben und dadurch das ohnehin wehrloſe Land vollends ſo ohnmächtig zu machen, daß es den ruſſiſchen Waffen und dem Willen des Kaiſers nicht mehr widerſtehen könnte. Ohne Zweifel rechnete die ruſſiſche Regierung darauf, die jungen Polen würden ſich demnächſt, mehr oder weniger vom Ausland unterſtützt, gegen Rußland bewaffnen, wollte ihnen alſo zuvorkommen. Man gab noch andere Motive an, um Rußland zu verdächtigen. Es hieß, Rußland habe für das nächſte Jahr einen großen Schlag im Orient führen wollen, wo eine Erhebung der Chriſten gegen die Türken vorbereitet geweſen ſey, und habe ſich durch Entwaffnung Polens nur den Rücken frei halten wollen. Indeß war die damalige Lage Rußlands nicht von der Art, um ihm eine großartige Offenſive zu ermöglichen.

4.

Die neue Revolution in Polen.

Das Mittel verfehlte ſeinen Zweck, denn die polniſche Jugend, welcher nichts mehr zuwider war, als der harte und geplagte Sol-

datendienst in der verhaßten russischen Uniform, wurde jetzt erst in Wuth versetzt und fügte sich blind den Anweisungen der vom Ausland inspirirten Revolutionsagenten, die sich sofort als geheime polnische Nationalregierung constituirten. Die russischen Soldaten hatten nicht alle Jünglinge festgenommen, viele entflohen in die Wälder und bildeten hier, indem das Comite für Waffen sorgte, den ersten Kern zu Freischaaren. An mehreren Orten ließ sich die Jugend gar nicht ausheben, sondern schlug, vom Volk unterstützt, die Soldaten zurück, so in Plozcks. Ueberall war das Losungswort: „Besser todt, als russisch!" Und in Warschau sangen die zur Citadelle geschleppten jungen Polen muthig das Lied: „Noch ist Polen nicht verloren."

Die Insurrection verbreitete sich schnell über das ganze Land; überall tauchten Freischaaren auf, welche die russischen Beamten verjagten und ihre Kassen ausleerten, durch Zerstörung der Eisenbahnen und Telegraphen den Verkehr mit Rußland hemmten und den gegen sie entsendeten russischen Truppen kleine, oft glückliche Gefechte lieferten. Nur die Hauptstadt Warschau blieb ruhig, weil 40,000 Russen sie bewachten. Gegen diese Macht hätte eine offene Empörung nicht ausgereicht. Gleichwohl wurde der Aufstand des Landes von Warschau aus geleitet, wo ein unsichtbarer Stadthauptmann den Einwohnern Befehle ertheilte und die geheime Nationalregierung nicht nur Proklamationen, sondern auch Zeitungen drucken ließ, die Bewegungen der Insurgenten anordnete und ihnen Offiziere und Waffen schickte. Die letztern wurden über die Grenze geschmuggelt, hauptsächlich aus Galizien. Unter den vielen Gefechten, von denen man hörte, machte sich besonders im Anfang des Februar ein Treffen bei Wengrow bemerklich, wo 200 junge Polen von Adel sich mit Todesverachtung auf die russischen Kanonen stürzten und alle umkamen, wodurch sie dem polnischen Hauptcorps einen sichern Rückzug erkämpften, und das Treffen bei Miechow, in welchem Städtchen die russischen Soldaten so unerhörte Barbareien begingen, daß Großfürst Constantin sich dadurch veranlaßt sah, solche Mißhandlungen wehrloser Einwohner für die Zukunft aufs strengste zu verbieten.

Fürſt Czartoryski, der in Paris lebte und deſſen Verwandte in London, Stockholm, Wien und Conſtantinopel für die polniſche Sache wirkten, der mit Walewski ſehr befreundet war und inſofern auch Napoleon III. nahe ſtand, war das überwiegende Parteihaupt der Polen und ſtützte ſich auf Adel und Klerus (die Weißen), Mieroslawski dagegen, der mehr von London aus inſpirirt wurde und Mitglied des allgemeinen europäiſchen Revolutionskomite war, machte ihm eine gefährliche Diverſion an der Spitze einer kirchenfeindlichen demokratiſchen Partei (der Rothen). Er wollte nämlich republikaniſcher Dictator in Polen werden, wie es ſein Freund Koſſuth in Ungarn geweſen war und wieder werden ſollte. Er ging nun ſelbſt nach Polen, aber die Partei Czartoryskis kam ihm zuvor und ernannte Langiewicz zum proviſoriſchen Dictator Polens. Als nun Mieroslawski anlangte, fand er nur wenigen Anhang, wurde von den Ruſſen bei Krzywoſanz geſchlagen und über die preußiſche Grenze zurückgejagt. Indeſſen erging es Langiewicz ſelbſt nicht beſſer, denn als er den Fehler machte, die zerſtreuten Freiſchaaren zu concentriren, blieb er doch zu ſchwach und fehlte ihm namentlich Artillerie, ſo daß er trotz einiger glänzender Siege über einzelne ruſſiſche Corps die Unmöglichkeit erkannte, als auch die Ruſſen ihre Maſſen zuſammen zogen, ſich in einen Kampf mit ihrer Uebermacht einzulaſſen. Auch fand er Tadel und Ungehorſam bei den Anhängern Mieroslawskis. Indem er nun ſein Heer von 12,000 Mann wieder theilte, um zum kleinen Guerillakriege zurück zu kehren, wurde er von den Ruſſen überfallen und am 19. März über die öſterreichiſche Grenze gedrängt. Ein anderer polniſcher Heertheil unter Czachowski erlitt bald darauf daſſelbe Loos. Langiewicz wurde in Oeſterreich gut behandelt, da er aber einen Fluchtverſuch machte, um wieder nach Polen zurückzukehren, in die Feſtung Joſephſtadt verbannt. Doch erlitt durch dieſe Schläge die Inſurrection keine Unterbrechung. Eine Menge kleine Freiſchaaren hemmten fort und fort den Verkehr, raubten ruſſiſche Vorräthe und Kaſſen und beſtanden meiſt unglückliche, oft aber auch ſiegreiche Kämpfe mit den ruſſiſchen Truppen, oder neckten ſie und führten ſie irre.

Die Diplomatie der Großmächte verfehlte nicht, sich einzumischen. Der Wiener Congreß hatte dem Königreich Polen, als es dem russischen Kaiser übergeben wurde, eine Repräsentation und nationale Einrichtungen zugesagt. Dieser Zusage war Rußland nicht nachgekommen und Nicolaus I. hatte sogar dieses papierne Recht der Polen durch die Revolution von 1831 für verwirkt erklärt. Indessen war die neue Insurrection doch nur angezettelt worden, um denjenigen Mächten, welche Rußlands Einfluß auf Europa und den Orient schwächen wollten, einen Vorwand zur Einmischung zu leihen, und man berief sich dabei nicht blos auf den Wiener Congreß, sondern auch auf das Interesse aller europäischen Großmächte, dem unglücklichen Polen zu seinem Rechte zu verhelfen, weil es sonst nicht aufhören würde, als revolutionärer Heerd den Frieden Europas zu gefährden. In diesem Sinne sprachen sich Frankreich, England und Oesterreich aus. Nur Preußen trat ganz auf die Seite Rußlands, schloß mit demselben schon am 8. Februar einen Cartellvertrag und besetzte die Grenzen, damit sich der Aufruhr nicht in das preußische Polen verbreite. Dem Geschrei darüber machte das englische Ministerium ein Ende, indem es erklärte, Preußen habe die Linie der Neutralität nicht überschritten. Oesterreich rühmte sich damals, die Polen immer mild behandelt zu haben, sah sich indeß doch bald genöthigt, Sicherheitsmaßregeln in Galizien zu treffen, weil dieses Land mit flüchtigen Polen überfüllt wurde, die hier nur neue Waffen holten, um die Russen abermals zu bekämpfen.

Napoleon III. konnte den polnischen Aufstand brauchen, um seines großen Oheims Politik in Polen zu erneuern, oder mußte wenigstens die französischen Sympathien für Polen schonen. Auch standen ihm England und Oesterreich bei, um eine Pression auf Rußland auszuüben, aber nur eine diplomatische, denn England folgte hier demselben System, wie in der merikanischen Frage, indem es Frankreich in schwierige Lagen zu verwickeln suchte, um es darin im Stich zu lassen. Oesterreich aber konnte durch eine Wiederherstellung Polens nur seinen eigenen Besitzstand gefährdet sehen, also

auch dafür kein Opfer bringen. Die gemeinschaftlichen Noten, die von Frankreich, England und Oesterreich wiederholt an Rußland abgingen, enthielten daher nur Ermahnungen ohne Nachdruck und wurden mit höflicher Ironie und mit dem Bemerken beantwortet, der Kaiser sey den Polen mit allen möglichen Concessionen entgegen gekommen, ihr undankbarer Widerstand aber sey zum Theil von eben der auswärtigen Quelle ausgegangen, von woher jetzt die Ermahnungen kämen. Rußland ging so weit, am 12. April allen Polen eine unbedingte Amnestie zu bewilligen, die bis zum 1. Mai die Waffen niederlegen würden. Allein die Antwort war eine öffentliche Erklärung der geheimen polnischen Nationalregierung, worin die Amnestie stolz und höhnisch zurückgewiesen wurde: Polen verlange keine Gnade, sondern nur sein Recht und werde fortkämpfen.

Diese geheime Regierung begann, einzig in ihrer Art, obgleich Warschau mit russischen Soldaten überfüllt war, doch in dieser Stadt alles in Furcht zu setzen und eine tyrannische Gewalt auszuüben. Der geheime Stadthauptmann trieb von der gesammten Einwohnerschaft Steuern ein und verbot, den Russen Steuern zu bezahlen und irgend welche Dienste zu leisten. Aus der Staatshauptkasse in Warschau wurden 5 Millionen Silberrubel durch einige polnische Beamte entwendet und der geheimen Regierung übergeben. Alle Nachspürungen der Russen halfen nichts. Täglich erschienen die gedruckten Befehle und wurden drei bis vier revolutionäre Zeitungen ausgegeben, ohne daß die russische Regierung die geheimen Pressen ausspürte. Ihre Spione, ihre bezahlten Federn wurden von der geheimen Regierung zum Tode verurtheilt und durch geheime Mörder (s. g. Nationalgensdarmen) erdolcht.

Nun war keine friedliche Vermittlung mehr möglich. Felinski, der neue Erzbischof von Warschau, compromittirte sich nur, indem er immer noch die Polen zu entschuldigen suchte. Der Kaiser ließ ihn nach St. Petersburg bringen und verbannte ihn nach Jaroslaw. Auch Wielopolski konnte nichts mehr nützen und erhielt Urlaub ins Ausland. Selbst Großfürst Constantin verließ Warschau, am 25. August. Dagegen wurde vom Kaiser alle Gewalt in Polen

dem energiſchen General Berg übertragen. Auch ſchrieb der Kaiſer im Juli eine große Rekrutirung in ganz Rußland aus und wurde der Nationalſtolz der Ruſſen aufgereizt, die als eine ſo große und mächtige Nation ſich von einer Hand voll Polen nicht ſollten verhöhnen laſſen. Warſchau trotzte fort. Rzewuski, Coadjutor für den verbannten Erzbiſchof, verfügte allgemeine Kirchentrauer, ſo daß man keine Glocke, keine Orgel und keinen Geſang mehr hörte.

Der polniſche Adel machte verzweifelte Verſuche, den Aufſtand bis in die altpolniſchen Provinzen auszudehnen. Allein jeder Verſuch dazu mißlang diesmal, wie früher, weil in dieſen Provinzen nur der Adel polniſch iſt, nicht aber die Bauern. Im Mai zogen etwa 1000 Studenten von Kiew aus, um Podolien zu inſurgiren; denſelben Verſuch machten Moskauer Studenten in den Gouvernements Mohilew und Witebsk und Graf Dunin in Volhynien, aber ſie alle unterlagen den ruſſiſchen Truppen, weil ihnen die Bauern nicht halfen. Ebenſo erging es einer wohlbewaffneten Freiſchaar, welche Wyſocki von Galizien aus nach Volhynien führte. Von der größten Wichtigkeit für das Gelingen des Aufſtandes war Lithauen, weil die Inſurgenten nur von hier aus bis zur Oſtſee gelangen konnten, wo ſie auf weſtmächtlichen und ſchwediſchen Schiffen Waffen und Zuzug zu erhalten hofften. In London hatte Lapinski eine Freiſchaar ausgerüſtet und wartete in Schweden auf die Fortſchritte der Inſurrection in Lithauen. Er wagte endlich im Juni eine Landung bei Polangen, fand aber die Küſte von den Ruſſen beſetzt, verlor 24 Mann im Sturme und mußte umkehren. Eine Inſurrection wurde in Lithauen allerdings verſucht, aber nur vom Adel, gegen welchen der eiſenfeſte und unbarmherzige Gouverneur von Wilna, General Murawiew, alsbald die Bauern bewaffnete. Man erzählt greuliche Dinge von der Ausplünderung, Mißhandlung, Ermordung oder wenigſtens Einkerkerung und Vertreibung jenes Adels; wenigſtens lauteten alle bekannt gewordenen Befehle Murawiews nur drakoniſch. Ganze Diſtrikte, die vom ſ. g. Bauernadel bewohnt waren, ließ er ausleeren und die Bevölkerung ins Innere Rußlands verſetzen. Auch ein Verſuch, von der Türkei her den Polen zu

helfen, mißlang; Milkowski ſammelte eine Freiſchaar von 400 Mann in Tultſcha, die aber von den türkiſchen Behörden zurückgehalten wurden.

Im September wurde ein Mordverſuch auf General Berg gemacht, mittelſt einer Handbombe, die aus dem Palaſt Zamoyski fiel, ohne den Vorbeireitenden zu treffen. Der Palaſt wurde ſogleich von den Soldaten ausgeplündert und alle männlichen Bewohner verhaftet. Rußland erklärte damals den drei Großmächten, es übernehme die Verantwortung für ſein Verfahren, womit es ſich einen weitern unnützen Notenwechſel höflich verbat. Frankreich war darüber ungehalten, konnte aber England und Oeſterreich nicht bewegen, einen ernſtern Schritt gegen Rußland zu thun. General Berg nahm das Syſtem Murawiews an und ließ hunderte von Perſonen des Adels, auch Damen, aus Warſchau gefangen nach Rußland abführen, weil man dahinter kam, daß 30 junge Damen die Depeſchen der geheimen Regierung unter ihren Crinolinen über die Straße trugen.

Am 5. November eröffnete Napoleon III. die Kammer in Paris mit einer Rede, worin er die Verträge von 1815 für erloſchen und eine gänzliche Umgeſtaltung Europas auf neuer Grundlage für nothwendig erklärte. Zugleich lud er alle regierenden Häupter nach Paris zu einem Congreß ein, wo die Umgeſtaltung berathen und beſchloſſen werden ſollte. Alſo daſſelbe für Europa, was der Fürſtentag in Frankfurt für Deutſchland hatte ſeyn ſollen. Alles ſchien darauf abgeſehen, die polniſche Frage als Vorwand zu einem Kriege zu benutzen, der gleich dem lombardiſchen Kriege Frankreichs Grenzen erweitern ſollte. Da ſtarb plötzlich am 15. November König Friedrich VII. von Dänemark als der letzte ſeines Geſchlechts. Ihm folgte in Copenhagen, dem Londoner Protocoll von 1852 gemäß, der ſ. g. Protocollprinz von Glücksburg als Chriſtian IX. Dagegen ſprach der junge Herzog Friedrich von Auguſtenburg ſein unzweifelhaftes Erbrecht auf Holſtein und Schleswig an, umſomehr als die Großmächte nichts hatten verſprechen können, was ihnen nicht gehörte, als ferner der deutſche Bund jenes

Protocoll nicht unterzeichnet, Dänemark aber alle Bedingungen, an welche Oesterreich und Preußen am 26. Dezember 1852 ihre Einwilligung in das Erbrecht des Glücksburgers knüpften, unerfüllt gelassen hatte. Auch der neue König, von den Ultradänen gedrängt, unterzeichnete schon am 18. November die vom verstorbenen König noch nicht unterzeichnete neue Verfassung der dänischen Gesammtmonarchie, womit die alten Rechte der deutschen Herzogthümer mit einem Federstrich vernichtet waren.

Dieser Rechtsbruch veranlaßte eine ungeheure Aufregung in ganz Deutschland. In allen Kammern, in zahllosen Volksversammlungen und schnell sich bildenden Vereinen für Schleswig-Holstein wurden theils die deutschen Regierungen stürmisch an ihre Pflicht gegen Deutschland gemahnt, theils Gelder für den rechtmäßigen Herzog jener Länder gesammelt. Die Mittelstaaten gaben dieser nationalen Begeisterung nach. Auch Oesterreich und Preußen hätten es ohne Gewissensscrupel thun können, weil das Londoner Protocoll von 1852 sie in der That rechtlich nicht mehr band und weil sie ein anderes, ebenfalls von ihnen unterzeichnetes, das Recht der bayrischen Dynastie auf den griechischen Thron feststellendes Protocoll ohne Anstand hatten fallen lassen. Ueberdies schien Oesterreich kurz vorher auf der Fürstenversammlung in Frankfurt a. M. sein Interesse mit dem der gesammten deutschen Nation feierlich identificirt zu haben. Nun aber hielt es plötzlich zurück, zeigte sich keineswegs geneigt, seine bisherige dänenfreundliche Politik aufzugeben, und wollte auch Preußen mit der deutschen Bewegungspartei, in der die Feinde seiner dermaligen Regierung am thätigsten waren, nichts gemein haben. Daher die unerwartet rasche Verständigung der beiden deutschen Großmächte, die im Widerspruch mit den Mittelstaaten und dem laut ausgesprochenen deutschen Nationalwillen an dem Protocoll von 1852 festhielten, demgemäß die Erbberechtigung des König Christian in Schleswig-Holstein voraussetzten und einzig und allein das verfassungsmäßige Recht der zum deutschen Bunde gehörigen Herzogthümer Holstein und Lauenburg auch noch unter der neuen dänischen Dynastie gewahrt wissen wollten. In diesem Sinn

trugen ſie beim Bundestag auf eine Execution in den beiden genannten Herzogthümern an, und der Gegenantrag der Mittelſtaaten, bis zur Entſcheidung der Erbrechtsfrage nicht nur Holſtein und Lauenburg, ſondern auch Schleswig zu occupiren, fiel durch, am 7. Dezember. Um dieſe Execution zu verhüten, nahm Chriſtian das Patent vom 30. März zurück, was jedoch nicht genügte.

England benahm ſich höhniſch und drohend gegen Deutſchland, als ob wir uns alles von ihm müßten gefallen laſſen, wie die Vertreibung des rechtmäßigen deutſchen Königs Otto aus Athen, ſo die Verwerfung des rechtmäßigen deutſchen Friedrich in Schleswig-Holſtein. Gleichzeitig aber verwarf England den von Napoleon III. vorgeſchlagenen Congreß, während die andern Großmächte ihre Theilnahme nicht verweigerten und nur eine vorangehende Verſtändigung über das Programm deſſelben verlangten. Das erweckte bei Napoleon eine tiefe Mißſtimmung gegen England und ſeine Preſſe fand, was die deutſche Nation an der Schley verlange, nicht unbillig, ja es hieß „eine Blamage Deutſchlands in dieſer Angelegenheit werde in den Tuilerien mehr gefürchtet als gehofft.“ Rußland dagegen erklärte ſich mit Oeſterreich und Preußen ganz einverſtanden.

Hier reißt uns der Faden der vaterländiſchen Geſchichte ab. Wenn man erwägt, wie feurig gerade die reindeutſchen Stämme für das Intereſſe und die Ehre der Nation an der Schley eintreten, während die mit ſlaviſchen Elementen gemiſchten Großſtaaten ſich verſagen, kann niemand die welthiſtoriſche Bedeutung der gegenwärtigen Bewegung im Volke verkennen. In dieſen reindeutſchen Stämmen glüht und pocht das noch lebendige Herz der ſeit Jahrhunderten zerriſſenen, betrogenen, verrathenen und immer aufs neue verkauften Nation.

Elftes Buch.

Englands erdumfassender Wirkungskreis.

1.

Afrika.

England blieb die bedeutendste Colonialmacht auf Erden. Nachdem es im Westen den größten Theil seiner amerikanischen Colonien verloren hatte, erweiterte es um so mehr im Osten die in Afrika, Australien und Asien, denn es benutzte die Wirren in Europa während der französischen Revolution, um den Holländern das Cap und Ceylon zu entreißen, während es seine eigenen Ansiedelungen in Neuholland und Neuseeland verstärkte und in Ostindien immer mehr eroberte. Seine Marine blieb die vorherrschende auf allen Meeren. Die Wichtigkeit seiner Stimme auf den europäischen Congressen verdankte es seiner Macht, diese seinem Reichthum und den Reichthum seinen Colonien und seinem Colonialhandel.

Englands Flotte umleckte die Küsten der ganzen alten Welt.

Für die Erforschung und Benutzung Afrikas that es mehr als je zuvor die Portugiesen. Kühne, meist englische und deutsche Reisende haben den Nil, den Senegal, den Niger aufwärts geforscht. Man ist bis in die Mitte des nordwestlichen Afrika zu der großen Handelsstadt Timbuctu und zu dem östlich von ihr abgelegenen

Tſadſee vorgedrungen und hat noch in jüngſter Zeit nicht ſehr weit von der Oſtküſte (Zanzibar) im ſüdlichen Afrika den noch viel größern Binnenſee Uniameſo entdeckt, dazu ein Hochland von Abyſſinien aus, ins Innere ſich erſtreckend, und wieder ein Gebirge, das ſich gegen die Weſtküſte (Guinea) ſenkt. Aber außer einigen größeren, aus koniſchen Hütten gebauten Negerſtädten, in denen ein halbnacktes Volk einem lächerlich geputzten König Sklavendienſte leiſtet, hat man keine Culturzeichen gefunden. Nicht einmal große Reiche. Die Neger ſind in unzählige kleine Königreiche getheilt. Ueberall herrſcht Sklaverei.

Die Civiliſirung und Chriſtianiſirung der ſchwarzen Race in Afrika hätte eigentlich von Abyſſinien (Habeſch) ausgehen ſollen. Aber nirgend anderswo iſt das Chriſtenthum ſo tief herabgeſunken, wie hier. Der Klerus iſt habgierig, intrigant und unwiſſend, der Gottesdienſt ein halbheidniſcher Bildercultus. Das Volk lebt in beſtialiſcher Roheit. Dem Schlachtvieh ſchneidet man die Stücke Fleiſch vom lebendigen Leibe. Alle Kriegsgefangene werden der Mannheit beraubt, und dieſe als Siegeszeichen getragen. Den Thron beſitzt der Kaiſer (Negus) aus dem alten ſalomoniſchen Herrſchergeſchlecht, allein nur dem Namen nach, denn für ihn regieren die Ras (Statthalter). Aus Verräthereien, Ermordungen und Thronwechſeln beſteht die ganze abyſſiniſche Geſchichte. Wenn aber auch keine Nebenbuhler mit einander kämpfen, iſt doch beſtändig Krieg im Lande, denn alljährlich ziehen die Ras mit Heeresmacht aus, um Steuern und Tribut gewaltſam einzutreiben oder Sklaven für den Verkauf zu rauben. Von außen aber ſtürmen jährlich die wilden Gallas ins Land, ein kraftvoller, trefflich berittener, noch nach altrömiſcher Art bewaffneter und mit der Toga bekleideter Negerſtamm.

Zuletzt iſt Abyſſinien in zwei große Hälften getheilt worden, das nordweſtliche Reich mit dem Negus von Gondar, der aber ſeine Gewalt an fünf Ras verloren hat, und das ſüdliche Reich, Schoa genannt mit ſeinem eigenen Negus. Ras Ubje in Tigre begünſtigte die Miſſionäre und Dr. Schimper ließ ſich als Naturforſcher in

Tigre nieder. Bald aber fanden die Miſſionäre Schwierigkeiten, indem der einheimiſche Klerus ſie für ſehr überflüſſige Eindringlinge erklärte. Nun erhob ſich aber Kaſa als genialer Reformator, unterwarf ſeit 1852 die andern Ras und ließ keinen Negus aus dem ſalomoniſchen Geſchlecht mehr aufkommen, ſondern ſich ſelbſt unter dem Namen Theodor I. als Negus krönen. Auch erfocht er glänzende Siege über die Gallas und ſchien ſich die Aufgabe geſtellt zu haben, Abyſſinien aus der Barbarei herauszureißen, denn ſchon hat er den Sklavenhandel verboten, für Hebung der Induſtrie geſorgt ꝛc. und nur die Miſſionäre entfernt, weil er in die abyſſiniſche Kirche keine Zwietracht bringen laſſen will.

In Schoa wurde das Reich nicht getheilt. Als die Engländer ihren Geſandten Harris 1841 zum erſtenmal nach Schoa ſchickten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, fand derſelbe den Negus Sahela Selaſi in der Hauptſtadt Ankobar mit Verſtand und Kraft regieren, obgleich von Abſchaffung der Sklaverei und roheſten Grauſamkeit hier noch nicht die Rede war.

Im Süden der Gallas an der Oſtküſte Afrikas herrſchen Araber unter dem Imam von Mascat, deſſen Haupthandelsplatz Zanzibar wurde. Weſtwärts von Nubien und Abyſſinien und ſüdwärts von den Barbareskenſtaaten beginnt die große Sandwüſte Saharah. Hier ziehen von Oaſe zu Oaſe arabiſche Handelscarawanen, die Negerſtämme aber haben meiſt den Islam angenommen. Unmittelbar ſüdwärts von der Saharah erſtreckt ſich von Oſten nach Weſten das Flußgebiet des Senegal oder Senegambien, von vielen Negern bewohnt, aber für Europa noch nicht viel ausgebeutet, da nur wenig Civiliſation von der franzöſiſchen Colonie St. Louis an der Mündung des Senegal den Fluß aufwärts bringt. Die Stadt Timbuctu liegt ſchon oſtwärts vom obern Lauf des Senegal. Südwärts davon erſtreckt ſich die Löwenküſte (Sierra Leone). Weiter am Meere hin läuft die Gold- und Sklavenküſte, oder das obere Guinea bis zur Inſel Fernando Po an der Bai von Benin. Im Anfang des Jahrhunderts drangen die Aſhantees aus dem Innern bis an die Goldküſte vor, was die engliſch-afrikaniſche Com-

pagnie bewog, eine Botschaft unter Bowdich an ihren König abzuschicken, 1817. Aber 1824 wurden die Engländer von ihnen überfallen und mußten auch nachher noch oft dort mit den wilden Stämmen kämpfen.

Von der Sklavenküste nicht weit entfernt im Innern des Landes liegt das merkwürdige Königreich Dahomey. Hier besteht die vollendetste Despotie auf dem ganzen Erdenrunde. Niemand gehört sich selbst, alle Einwohner sind Leibeigene des Königs, der sie nach Belieben tödtet und verkauft. Jeder Mann muß das Weib nehmen, das er ihm gibt, und die Kinder nimmt er wieder weg, damit sich keine Familiengruppen bilden. Des Königs Schlafgemach ist mit den Todtenschädeln seiner vornehmsten Feinde gepflastert. Den Palast und die Stadt zieren Pyramiden oder lange Reihen von Menschenköpfen. Bei jedem Fest läßt der König Menschen unter das Volk werfen, um zerrissen und gefressen zu werden. Jährlich besucht der König die Gräber seiner Väter, läßt unterwegs eine Menge Menschen köpfen, um auf Blut zu gehen und tränkt die Gräber selbst mit Menschenblut. 3000 Amazonen in silbernen Helmen bilden seine Garde und zugleich seinen Harem.

Im Königreich Benin wird der König als Gott angebetet. Von hier führt der Weg ins Innere Afrikas zum Tsadsee und zum Königreich Bornu, welches zum Islam bekehrt und einigermaßen civilisirt ist. 1830 machten die Brüder Lander eine Reise von Benin aus den großen Fluß Niger hinauf, dessen eigentliche Lage durch sie ermittelt wurde. Sie fanden eine Menge Negerreiche. — Die Congoneger in Niederguinea stehen seit langer Zeit unter dem Einfluß der Portugiesen, deren Königreich Angola noch besteht. In Vera Cruz, der Hauptstadt, sind Weiße und Neger sehr gemischt (die schwarzen Portugiesen) und herrscht große Ueppigkeit.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus hatten die Holländer das Capland colonisirt mit Bauern (Boers), welche starke Viehzucht treiben, um die am Cap zahlreich anhaltenden Schiffe mit Fleisch zu versehen. Die Boers hatten sich weit ausgebreitet und

die eingebornen Hottentotten (ein gutmüthiges Volk, nicht so schwarz wie die eigentlichen Neger) theils zur Flucht in die Wälder gezwungen, wo sie als wilde „Buschmänner" hausten, theils zu ihren Knechten gemacht. In den großen europäischen Revolutionskriegen nahmen die Engländer das Cap weg und suchten die mit ihnen unzufriedenen Boers durch die wilden Kaffern, die hinter den Hottentotten wohnten, im Zaume zu halten. Die Kaffern schlugen inzwischen selbst auf die Engländer los. Nun erklärten diese alle Hottentotten für frei. Das ging den Boers, die dadurch alle ihre Knechte verlieren sollten, ans Leben. Sie trotzten also und lieferten den Engländern und zugleich den Kaffern blutige Schlachten. Endlich seit 1834 begannen sie auszuwandern, unter schweren Kämpfen mit den Negern, und gründeten zuerst in Port Natal, dann unter ihrem klugen Führer Pretorius 1840 im Zulalande einen unabhängigen Freistaat. Aber von den Engländern verfolgt, zogen sie weiter ins Innere Afrikas und stifteten über dem Vaal die transvaalische Republik, die 1854 von den Engländern anerkannt wurde.

Ein sehr blutiger Krieg zwischen den Engländern und Kaffern entspann sich 1851 und hat sich von Zeit zu Zeit erneuert.

An der ganzen Westküste Afrikas wird seit mehreren Jahrhunderten von den Weißen Sklavenhandel nach Amerika getrieben. Je mehr man dort Baumwolle, Zucker, Kaffee, Cacao ꝛc. produciren wollte, um so mehr schwarze Arbeiter brauchte man, weil sie das heiße Klima besser ertragen, und führte sie schaarenweise aus Afrika nach den westindischen Inseln (Antillen) und nach den V. Staaten. Die armen Negersklaven wurden mit Holzgabeln am Halse aneinander gebunden, um nicht fliehen zu können, und dann auf Schiffe wie Häringe zusammengepackt, um in ihrer neuen Heimath unter Peitschenhieben schwere Arbeit zu verrichten. Erst als England seine großen Colonien in Nordamerika verlor, erklärte es sich, angeblich aus Menschlichkeit, gegen den Sklavenhandel, schaffte ihn in seinen Colonien ab und erreichte, daß die europäischen Seestaaten dasselbe thaten. Sein Zweck aber war, die Freistaaten Amerikas durch die

Emancipation der Sklaven ihrer Arbeiter zu berauben, weil freie Neger nicht mehr arbeiten würden. Sobald ihm das gelingt, muß die Production der Colonialwaaren in Amerika abnehmen, dagegen die der englischen Colonien in Asien steigen. Es überwacht mit seinen Schiffen die Westküste Afrikas, um alle Sklavenschiffe wegzunehmen, doch wird der heimliche Sklavenhandel noch immer in großer Ausdehnung getrieben.

Ein Versuch, in Amerika selbst Negersklaven aufzukaufen und frei nach Afrika zurückzubringen, um dort unter ihren schwarzen Brüdern Christenthum und Civilisation auszubreiten, ist mißlungen, weil die schwarze Race zu niedrig steht. Die Freiheit hat sie nirgends gebessert. Sie können die Vormundschaft der Weißen nicht entbehren, nur sollte dieselbe milder und väterlicher seyn. Der 1823 von nordamerikanischen Abolitionisten an der Löwenküste von Afrika gegründete Freistaat Liberia ist unbedeutend geblieben, weil die Missionäre verschiedener Confessionen dort alles leiten wollten, aber immer uneins waren. Nach den neuesten Nachrichten zählt die Colonie nur 2000 bewaffnete Männer und die eingebornen Stämme umher sind so roh geblieben wie vorher.

2.

Neuholland und die Südseeinseln.

Wir verlassen nun Afrika, um der schwarzen Race weiter nach Osten nachzugehen. Schon unter Ludwig XV. wurde der Versuch einer französischen Niederlassung auf der Insel Madagaskar gemacht, aber immer wieder vereitelt durch das ungesunde Clima und durch den Widerstand der Eingebornen, zuletzt 1774 unter dem berühmten Grafen Benjowski.*) Auch die 1821 auf der kleinen

*) Ein polnischer Patriot, von den Russen gefangen und nach Sibirien geschleppt, entkam von dort mit unerhörter Kühnheit, indem er sich mit andern

Insel St. Maria gegründete Niederlassung starb bald wieder aus. Damals unterwarf König Radama Manjaka, aus dem Stamme der Covas, die übrigen Fürsten der großen Insel, starb aber frühe 1828, und seine Wittwe Ranavalo behauptete sich auf dem Thron. Im Jahre 1829 kam eine französische Flottille unter Gourbeyre, gründete das Fort Tintinque und schoß die Stadt Tamatawa zusammen, weil die Königin die Ansiedlung Fremder nicht dulden wollte, 11. October 1829, aber nach der Julirevolution gab die französische Regierung das schwer zu behauptende Fort freiwillig wieder auf. Die Königin verbot aufs strengste die Zulassung von Fremden, auch der Missionäre. Alle Christen wurden hingerichtet. Mit den Jahren wurde jedoch die Königin milder gesinnt und es gelang dem englischen Missionär Ellis, in ihrer Hauptstadt Antananarivo freundlich von ihr empfangen zu werden. Gegen ihn intriguirte der Franzose Lambert, aber die Franzosen wurden mehrmals ausgewiesen und 1857 in Folge einer Verschwörung gegen die Königin 2000 Eingeborne, die von ihnen zum Katholicismus bekehrt worden waren, hingerichtet. Endlich starb die alte Königin 1861 und ihr Sohn Radama II., der früher schon mit den Franzosen in Verbindung gestanden hatte, ließ sie wiederkommen und trat an Lambert sogar einen ergiebigen Küstenstrich ab. Das litten aber die Engländer nicht, Ellis verschwor sich mit den Howas gegen den König, ließ ihn und seine Anhänger umbringen (am 12. Mai 1863) und seine Wittwe Rabodo auf den Thron erheben. Diese vernichtete den mit Lambert eingegangenen Vertrag und bevorzugte wieder nur die Engländer.

Verfolgen wir die schwarze Race weiter über Afrika hinaus, so stoßen wir auf den meisten großen und kleinen Inseln Australiens auf die pechschwarzen und krausköpfigen Nigritier, als die Ur-

---

Verschworenen eines Schiffs bemächtigte. Da er mit französischer Hülfe Madagaskar nicht behaupten konnte, versuchte er es mit englischer, landete noch einmal 1785, wurde aber gleich im ersten Gefecht von den schwarzen Einwohnern erschlagen.

einwohner, denen jedoch in der Nähe Asiens die edlere Race der Malaien übergeordnet erscheint.

Der Welttheil Australien oder Oceanien hat zum Mittelpunct die große Insel Neuholland, welche seit 1606 von den Holländern entdeckt, aber erst 1788 durch Verbrecher, die man aus England dahin ausführte, colonisirt wurde. Vorher war das große weite und ebene Land nur von wenig zahlreichen und zerstreuten Schwarzen bewohnt gewesen, die noch tiefer stehend als die dummsten Neger Afrikas, ohne Religion und Staat dahinlebten, die häßlichsten Menschen der Erde, schwarz, mit thierischem Maul, dicken Bäuchen, dünnen Beinen ꝛc. Diesen Karikaturen der Barbarei gesellten sich nun die Auswürflinge der Cultur, der Abschaum Englands zu. Die Engländer gaben dem Lande den neuen Namen Neu-Süd-Wales und gründeten die Stadt Sidney am östlichen Ufer; diese kleine Colonie kam aber gleich anfangs dem Hungertode nahe, da die Verbrecher den Boden noch nicht angebaut hatten. Nachher bemächtigten sich die Offiziere und Soldaten, welche die Verbrecher überwachen sollten, der Regierungsgewalt, machten allen Waarenverkauf, zumal den der geistigen Getränke, zu ihrem Monopol und übten Unzucht mit den Verbrecherinnen, obgleich man diese nur zu ihrer sittlichen Besserung in die Colonien geschickt hatte. Als endlich 1800 Gouverneur Bligh das soldatische Monopol aufhob, wurde er überfallen und abgesetzt, Major Johnson aber bekam die Gewalt und blieb sogar straflos. Dagegen empfing der neue Gouverneur Macquarie seit 1809 Vollmachten und Mittel, um die Colonie in blühenden Wohlstand zu versetzen. Da man die langgestreckten Waiden des Landes nicht blos für die Rindvieh-, sondern auch insbesondere für die Schafzucht zuträglich fand und die Mischung lang- und dickwolliger Schafe hier eine ganz vorzügliche Wolle erzeugte, so ließen sich seit 1821 auch in immer wachsender Zahl freie Ansiedler aus Europa in Neuholland nieder. Im Jahr 1829 wurde im Westen die Colonie am Schwanflusse (merkwürdig durch seine schwarzen Schwäne), 1836 Adelaide und 1839 Melbourne im Süden, 1838 Victoria im Norden von Neuholland gegründet. Im Innern des Welttheils fand man außer einem

Gebirge, dessen höchster Gipfel Mount Hotham nur 7500 Fuß hoch ist, nur eine ebene wasserleere Wüste und mitten einen Salzsee, wahrscheinlich ehemaliger Meeresboden, unterbrochen von einigen grünen, von blätterlosen Casuarinen umbuschten und von Känguruhs durchhüpften Oasen.

Im Jahr 1851 wurde in der Nähe von Victoria Gold entdeckt und alles lief hin, um nach Gold zu graben, wie in Californien. Städte und Dörfer entleerten sich, die Hirten ließen Rinder und Schafe im Stich, die Matrosen liefen von den Schiffen. Bald kamen lange Züge aus Europa und selbst aus China nach, so daß man in der Provinz Victoria jetzt schon 50,000 Chinesen zählt. Das Gouvernement ließ sich das Recht, nach Gold zu graben, abkaufen, die fremden Gräber wollten 1855 diese „Licenz" nicht mehr bezahlen und empörten sich zu Bellarat, mußten sich aber unterwerfen. Man bemerkte, daß der nordamerikanische Consul den Insurgentenführern ein Gastmahl gab. Auch wurde mit einer Unabhängigkeitserklärung gedroht, allein die Colonie kann sich aus eigenen Mitteln noch nicht halten, wird sich aber später doch losreißen. Denn alles in Neu-Süd-Wales neigt dem Yankeethum zu, die fabelhaft freche Presse, der Speculationsgeist, selbst das Sectenwesen, denn Methodisten und Baptisten tummeln sich dort nach Herzenslust. Die Goldgräberei hat nach den letzten Nachrichten wieder abgenommen.

Oestlich von Neuholland liegt die kleine Insel Norfolk, wohin England seine schwersten Verbrecher bringen läßt, eine schauerliche Einsamkeit im Weltmeer. *)

Noch weiter entfernt in südöstlicher Richtung von Neuholland erstreckt sich die große Doppelinsel Neuseeland, voll hoher schöner Gebirge und fruchtbarer Thäler, bewohnt von den Maoris, einem Malaienstamm, der sich am nackten Leibe mit vielen bunten Zeichen

*) So unerträglich, daß die Verbrecher häufig unter sich selbst einen Mord begehen, nur um nach Sidney als Thäter zur Hinrichtung, oder als Zeugen zum Verhör gebracht zu werden, nur um nicht mehr die Luft von Norfolk zu athmen.

tätowirt, kunſtreiche Geräthe und Waffen verfertigt, und voll Energie und Tapferkeit iſt, aber unter verſchiedenen Häuptlingen ſtets uneinig ſich unter einander bekämpft und jeden Feind, der in ſeine Hände fällt, auffrißt. Schon viele Schiffsmannſchaften, die an der Küſte Neuſeelands geſtrandet waren, haben dies Schickſal getheilt. Erſt 1814 gelang es dem engliſchen Miſſionär Keedall, ſich das Vertrauen des Häuptlings Schangi zu erwerben und auf der Inſel zu bleiben. Man hat ihm vorgeworfen, daß er ſich, um der Bekehrung Bahn zu brechen, ſchlechter Mittel bedient habe. Er verſchaffte nämlich dem Häuptling Schießwaffen, mittelſt deren er ſeinen Nebenbuhlern überlegen wurde und ganze Stämme ausrottete, um die Alleinherrſchaft zu erobern. Zwar fiel Schangi 1828 im Kampf gegen die zur Verzweiflung gebrachten Eingebornen; aber auch die Sieger ließen ſich von den Miſſionären Schießwaffen geben und verkauften ihnen dafür Land zu Anſiedlungen. Einzelne Miſſionäre erwarben ſich 40—50,000 Acker Landes und trieben Handel damit an einwandernde Europäer. Weil aber die Einwanderer ſelbſt von den Miſſionären übervortheilt wurden, bildete ſich eine Neuſeelands-Aſſociation in England und trat den Miſſionären entgegen. Beide Parteien überhäuften ſich mit Vorwürfen. Die Miſſionäre klagten, die neuen Einwanderer verdürben die Sitten der neubekehrten Ureinwohner. Endlich mußten ſich Regierung und Parlament darein legen, die Inſel 1840 förmlich in Beſitz nehmen und eine eigene Verwaltung einſetzen. Capt. William Hobſon ſchloß am 5. Febr. mit allen Häuptlingen der Inſel den Abtretungsvertrag und nahm am 21. Mai feierlich Beſitz. Nach neuern Nachrichten ſind von der früher viel zahlreichern Bevölkerung der Eingebornen noch 120,000 übrig, denen jedoch nur ein Zehntel des Bodens reſervirt iſt, während die auf beiden Inſeln angeſiedelten Engländer neun Zehntel anſprechen. Wegen Uebervortheilung und Mißhandlung durch die weißen Einwanderer haben ſich die Maoris noch in neueſter Zeit unter ihrem Häuptling Wirimu empört und noch 1863 war der Kampf nicht beendet.

Unter den im ſtillen Ocean zerſtreuten Inſelgruppen ſind die

Gesellschafts- und die Sandwichsinseln die wichtigsten als Stationen auf dem weiten Wege zwischen Asien und Amerika und wegen ihrer Bevölkerungen. Die größte der Gesellschaftsinseln, Otaheiti (oder Tahiti), wurde 1606 von einem spanischen Schiffe entdeckt, jedoch erst 1769 von dem englischen Capt. Cook besucht und genauer erforscht. Cook fand hier eine edle malaische Race von kindlicher Liebenswürdigkeit, und weil damals in Europa alles für die Rousseauschen Ideale des Natürlichen schwärmte, so wurde auch das paradiesische Leben der noch unverdorbenen Menschheit auf Otaheiti ein Lieblingsthema europäischer Enthusiasten und Dichter. Inzwischen hatten diese Naturkinder doch auch Unarten an sich und pflegten einen groben, zum Theil grausamen Götzendienst. Deshalb sorgte man alsbald von England aus für Missionäre. Aber die Orthodoxie und Scholastik der englischen Staatskirche paßte so wenig wie die europäische Civilisation und Arbeit zu dem fröhlichen Leichtsinne der nackten, unter Palmen und Brodfruchtbäumen an einen seligen Müßiggang gewöhnten Naturkinder. Daher die Bekehrung keine freiwillige war, sondern mit Strömen von Blut erzwungen wurde. König Pomare II. schlachtete sein heidnisches Volk und hetzte den Rest in die anglikanische Kirche, 1815. Nach seinem Tode regierte seine Wittwe Pomare, eine Riesin von Körper und gutmüthig, unter Vormundschaft des englischen Missionärs Pritschard, bis 1838 auch katholische Missionäre kamen und von französischen Schiffen beschützt wurden. Da fielen die Eingebornen aus der englischen Prüderie und Scheinheiligkeit plötzlich wieder in französische Ausgelassenheit und Lüderlichkeit. Ludwig Philipp hätte Otaheiti gerne behalten, aber England litt es nicht.

Auch die weiter nördlich gelegenen Sandwichsinseln waren 1778 von Cook besucht worden, den die kriegerischen Eingebornen erschlugen. Auch hier wurde im laufenden Jahrhundert das Heidenthum unter dem König Tamramra ausgerottet, der die englischen Missionäre walten ließ. England hätte die Inseln als Station auf dem Wege nach China gerne unterjocht, aber denselben Handelsweg

benutzend ſiedelten ſich ſo viele Nordamerikaner und Franzoſen dort an, daß alle Seemächte ſich vereinigten, die Inſeln für neutral zu erklären, 1855.

Sonſt hat ſich von irgend welthiſtoriſcher Bedeutung in Oceanien nichts ereignet. Sehr intereſſant aber iſt die Entdeckung, welche der engliſche Capt. Roß (der auch die Nordpolargegenden erforſchte) am Südpol machte. Indem er nämlich bis zu dieſem vorzudringen ſuchte, es aber des ewigen Eiſes wegen nicht vermochte, entdeckte er 1841 im 70. Grad ſüdlicher Breite und 172. öſtlicher Länge ein ausgedehntes Feſtland, welches er zu Ehren ſeiner Königin das Victorialand nannte, mit einem 12,400 Fuß hohen Vulcan und einem erloſchenen Krater nicht weit davon. Beide nannte er nach ſeinen zwei Schiffen, den erſten Erebus, den zweiten Terror.

3.

Oſtindien.

Das indobritiſche Reich nahm nach den unſterblichen Siegen Wellesleys (Lord Wellingtons) einen immer größern Umfang ein, denn es mußte, um das Gewonnene zu erhalten, immer weiter erobern. Noch gab es eine Menge indiſcher Fürſten, die ſich aber entweder von der Compagnie beſtechen ließen oder im Kampf gegen dieſelbe unterlagen, weil ſie immer unter einander ſelbſt uneins waren. Wir übergehen die Geſchichte der kleinen Kriege gegen die tapfern Gorkhas im Gebirge Himalaya 1813, gegen Nepal, gegen die wieder empörten Mahratten, 1814—17. Der Peiſchwa der Mahratten ergab ſich und wurde zu Cawnpur penſionirt, wo ſein Stiefſohn Nana Saib ſeine Penſion zu erben hoffte. Um dieſe Zeit entwickelte ſich in den ſumpfigen Niederungen des Ganges zum erſtenmal die Cholera, verheerte Indien und China und drang durch Sibirien nach Europa vor.

In Hinterindien hatten die Birmanen, nachdem ſie Pegu

unterjocht, ein großes Reich gegründet und waren der indobritiſchen Hauptſtadt Calcutta bedenklich nahe gekommen, indem ſie auch Aracan und Aſſam eroberten. Ihr König Ingſchemen hoffte durch ſeinen tapfern Feldherrn Maha Bandula auch die Engländer zu beſiegen. Ein engliſches Heer unter Campbell nahm 1824 Rangun und fuhr den Fluß Irawaddy hinauf, wurde aber durch ſtrömenden Regen in den Urwäldern, wie durch die tapfere Gegenwehr der Birmanen zur Umkehr gezwungen. Eben ſo zwei andere engliſche Corps, die ſich von Aſſam und Aracan aus mit ihm vereinigen ſollten. Erſt im folgenden Jahre drang er ſiegreich wieder bis zur Hauptſtadt Ava und erzwang einen Frieden, in welchem die Birmanen Aſſam und Aracan abtreten mußten. Um dieſe Zeit erwarb England von den Holländern die Halbinſel Malakka und den wichtigen Hafen von Singapore.

Nicht lange nachher ließ ſich der Gouverneur von Indien, Lord Auckland in einen gefährlichen Handel ein. Das hohe Alter des Sikhfürſten Runjet Sing und die Unruhen in Afghaniſtan verlockten ihn, dort zu interveniren und die Herrſchaft der Engländer bis nach Herat an die perſiſche Grenze hin auszudehnen, um hier dem ruſſiſchen Einfluß zuvorzukommen, der in Perſien ſehr thätig war. Der alte und einäugige Runjet hatte in ſeiner Hauptſtadt Lahore durch europäiſche Offiziere ſich eine treffliche Armee und beſonders eine furchtbare Artillerie geſchaffen und war den Engländern zugeneigt. Auckland kam mit ihm perſönlich zuſammen und verbündete ſich mit ihm gegen Afghaniſtan, 1838. In dieſem letzteren Lande lagen die Durani-Brüder mit einander im Kampf. Als der ſchönſte und geiſtvollſte unter ihnen, Doſt Muhamed, den Sieg errang, bekämpfte ihn Runjet Sing, und um ihn vollends zu vertreiben und ſeinen Bruder Schah Schudſchah an ſeine Stelle zu ſetzen, rüſtete Auckland ein großes Heer unter General Keane. Daſſelbe rückte 1839 ohne Widerſtand, weil viele Häuptlinge des Landes beſtochen worden waren, in Kabul, der Hauptſtadt Afghaniſtans ein und blieb daſelbſt, während Schudſchah nur die Stelle eines Schattenkönigs ſpielte. Doſt wurde gefangen und nach Indien geſchafft,

ſein Sohn Akbar blieb aber zurück und leitete eine große Verſchwörung gegen die Engländer ein. Wie ungern man dieſe Gäſte ſo tief in Aſien eindringen ſah, bewies der Oberſt Stoddard, der als Kundſchafter damals in Bokhara ermordet wurde. Die Engländer in Kabul glaubten ſich indeß ganz ſicher, ließen ihre Damen kommen, ergötzten ſich mit Pferderennen, Theater, Jagd und wurden plötzlich am 2. November 1841 von den Eingebornen überfallen. Elphinſtone, der nach Keanes Abgang commandirte, benahm ſich kopflos. Man unterhandelte um freien Abzug, Akbar aber brach den Vertrag und ließ die Abziehenden verfolgen, die auf dieſem ſchrecklichen Rückzug im rauhen Winter und rings von Feinden umdrängt, nach tapferer Gegenwehr alle zu Grunde gingen mit Ausnahme weniger Gefangenen, unter denen ſich die Damen befanden. Dieſe wurden von Akbar geſchont und gegen ſeinen Vater Doſt ausgeliefert. Ein neues engliſches Heer unter Pollock drang zwar noch einmal bis Kabul vor, nur um die Ehre der engliſchen Waffen zu retten, wurde aber zurückberufen und Afghaniſtan ſich ſelbſt überlaſſen, wo nach Schubſchahs Ermordung Doſt wieder Herr wurde. Dagegen entſchädigten ſich die Engländer durch die Unterwerfung von Sind (am Ausfluß des Indus), wo Charles Napier die wilden Häuptlinge der Belubſchen bändigte.

Mittlerweile war Runjet Sing geſtorben und die Ermordung ſeiner Söhne und die lüderliche Wirthſchaft ſeiner Wittwe boten den Engländern Gelegenheit, ſich auch hier zu Herrn aufzuwerfen. Die Sikhtruppen ſelbſt, durch Beuteluſt verlockt, begannen den Krieg 1845 und lieferten den Engländern vier äußerſt blutige Schlachten, bis die letztern unter General Gukh endlich Sieger blieben. Zwar empörten ſich die Sikhs noch einmal, diesmal von Doſt und Gholap Sing in Kaſchmir unterſtützt, allein ſie wurden nochmals beſiegt und ihrem Reich ein Ende gemacht, 1849. Auch die Schätze des alten Runjet fielen den Engländern in die Hände und ſein Diamant, der größte, den man kennt, der weltberühmte Kohinur (Lichtberg) wurde dem engliſchen Kronſchatz einverleibt, und bei der großen Induſtrieausſtellung in London 1851 jedermann gezeigt. Das Sikhland

blieb den Engländern, Doſt und Gholap aber wurden aus Politik geſchont.

Als Dalhouſi Gouverneur in Indien wurde, überwarf ſich Charles Napier mit ihm und kehrte nach Europa zurück, warf aber in ſeiner Abſchiedsrede den Offizieren ihren Uebermuth und Luxus vor und ſagte, daß großes Unglück bevorſtehe. Die Engländer waren, was man machtbeſoffen nennt, und erlaubten ſich jede Willkür. Ihre höhniſche Mißachtung der Birmanen in Rechtsſachen führte 1852 zu einem neuen Kriege mit Birma. Ihre Truppen unter General Godwin erlitten ſchwere Verluſte, aber eine Palaſtrevolution in Ava half ihnen, ſo daß der neue König ihnen im Frieden Pegu und einen großen Küſtenſtrich abtrat. Dalhouſi konnte nicht genug Länder annectiren. Er nahm Nagpur und Tanjore, deren Dynaſtien ausſtarben. Er nahm 1856 auch das Königreich Oude (Audh), indem er die Zwietracht der Hindu und Muhamedaner benutzte, um beide zu unterjochen und den ſchwachen König zu penſioniren.

Auf Dalhouſi folgte Canning, Sohn des berühmten Miniſters, als Gouverneur in Indien, die Erbitterung der Eingebornen brach aber jetzt erſt zu einer furchtbaren Revolution aus. Sie waren dazu berechtigt, denn nie wurden unſchuldige Völker von einem Eroberer mit größerer Argliſt, Habgier und Unbarmherzigkeit behandelt, ſelbſt nicht von den alten Römern. Die engliſchen Offiziere verhöhnten in ihrem Uebermuth die Religion der Eingebornen und pflegten Stücke Rindfleiſch unter die Hindu, denen die Rinder heilig ſind, und Schweinefleiſch unter die Muhamedaner, denen wie den Juden das Schwein verboten iſt, zu werfen. Auch fingen ſie an, die dunkelbraunen, aber freien und ſtolzen Inder Niggers zu nennen und wie Negerſklaven zu mißhandeln. Die indobritiſche Armee beſtand nur aus 10,000 Engländern neben 250,000 Sepoys oder Eingebornen, die nicht höher als bis zum Sergeanten avanciren konnten, mit Ausnahme weniger, die nach vollendetem ſechzigſten Jahre Capitän werden durften. Die engliſchen Offiziere lebten für ſich und ſchwelgten, ohne ſich um die Sepoys zu bekümmern, oder

behandelten dieſelben mit äußerſter Verachtung. Als ſie nun unter anderm befahlen, in den Patronen die Kugel mit Rinds- oder Schweinefett einzureiben, und fürchterliche Strafen über die Sepoys verhängten, die aus religiöſem Vorurtheil jenes Fett nicht gebrauchten, verſchworen ſich die Sepoys, dem ſchändlichen Regiment der Engländer überhaupt ein Ende zu machen.

Der Aufſtand begann am 9. Mai 1857 zu Mirut unfern von Delhi. Die wegen des Fettes verhafteten Soldaten wurden von ihren Kameraden befreit und alle engliſchen Offiziere, die nicht fliehen konnten, mit Weibern und Kindern getödtet. Zwei Tage ſpäter thaten die Sepoys in der großen Stadt Delhi daſſelbe und bemächtigten ſich reicher Armeevorräthe und mehrerer hundert Kanonen. Der hier noch vegetirende, ſchon 92jährige Großmogul Akbar wurde aus ſeinem Palaſt hervorgezogen und an die Spitze des Aufruhrs geſtellt. Gleichzeitig wurden faſt in allen Städten Bengalens die Engländer ermordet. Da rächte ſich jener Nana Saib, dem die Engländer das Erbe des Peiſchwa entzogen hatten, zu Kawnpur durch Ermordung von 400 Engländern, unter denen ſich 120 Weiber und Kinder befanden, welche nackt ausgezogen, abgeſchlachtet und in einen Brunnen geſtürzt wurden. Aber der Aufſtand blieb auf Bengalen und Oude beſchränkt. Die Sikhs und Gorkhas hielten zu den Engländern. In der Madras- und Bombay-Armee wurde die Inſurrection rechtzeitig unterdrückt. Dennoch war die Zahl der Engländer nur allzu gering und die Gefahr groß, aber ſie bewährten ihre nordiſche Racenkraft und unerſchrocken pflegten damals kleine engliſche Garniſonen im Angeſicht viel zahlreicherer Sepoybataillone die Rebellen aufzuhängen (das hieß auf nichts tanzen laſſen), oder vor die Kanonen zu binden und „wegzublaſen.“ Zu allem Unglück kam noch die Cholera, an der die engliſchen Generale, welche Delhi wieder zu nehmen ſuchten, einer nach dem andern ſtarben. So Anſon und Barnard. Erſt Wilſon erſtürmte am 14. September mit großem Verluſt, doch unwiderſtehlichem Muthe das tapfer vertheidigte Delhi, ließ den Großmogul verhaften,

dessen unglückliche Söhne, Enkel und Vettern erschießen, die Häuser plündern und seine Soldaten jeden Muthwillen der Rache üben.

Unterdeß sammelte General Havelock eine kleine Schaar, um Lucknow zu entsetzen, wo Lawrence mit der englischen Garnison und mehr als hundert Frauen und Kindern sich verzweiflungsvoll gegen eine ungeheure Uebermacht der Eingebornen unter Nana Saib wehrte. Havelock war ein frommer Mann und seine Soldaten beteten mit ihm, denn sie gingen einem schweren, fast hoffnungslosen Kampfe entgegen. Man nannte sie daher die Havelockheiligen. Sie brachen sich unwiderstehlich Bahn, drangen in Kawnpur ein, fanden die Leichen der hier Gemordeten und nahmen furchtbare Rache. Die Schotten ließen niemand leben, nicht Weib noch Kind. Havelock konnte nicht weiter vordringen, weil ihn zu viele Feinde umringten und sein Häuflein noch durch die Cholera gelichtet wurde. Da holte ihn eine Verstärkung unter General Outram ein und beide rückten vor Lucknow, wo eine fürchterliche Noth herrschte. In der Citadelle eingeschlossen, in der größten Sommerhitze, aus ganz nahen Batterien Tag und Nacht beschossen, zugleich von der Cholera heimgesucht, unter dem Gestank der Leichen, die man nicht entfernen konnte, wehrten sich die Engländer hier, von ihren Weibern unterstützt, mit beispiellosem Muthe den ganzen Sommer über. Da kam endlich, als ihre Erschöpfung den höchsten Grad erreicht hatte und alles verloren schien, die Hülfe. Am 25. Sept. drangen Outram und Havelock mit nur 2800 Mann durch den 25,000 Mann starken Feind mitten in die große Stadt ein, verloren 600 Mann, erreichten aber die Citadelle. Die erste Freude wurde leider bald wieder getrübt, denn die Retter sahen sich mit den Geretteten zugleich eingesperrt. Sie erkannten die Unmöglichkeit, sich durchzuschlagen, und setzten den gräßlichen Kampf Tag und Nacht fort. Da endlich am 14. November erschien General Campbell mit 7000 Mann von Calcutta ausgesendet vor Lucknow und jetzt erst waren die Engländer stark genug, Lucknow verlassen zu können und sich mit Weibern und Kindern glücklich zurückzuziehen. Havelock starb an der Cholera, sein Andenken wurde in England hochgeehrt.

Campbell ſchlug unterwegs die Rebellen von Gwallior, welche kurz vorher einem engliſchen Corps unter Windham eine Niederlage beigebracht hatten. Da nun Delhi bereits erobert war und 15,000 Sikhs, 20,000 Gorkhas den Engländern zu Hülfe zogen, wurden die zerſtreuten Rebellen nach und nach vollends überwältigt. Ihr letzter tapferer Führer war Tantia Topi, der durch Verrath gefangen und gehenkt wurde. Nana Saib entkam nach Nepal, aber ſeine Schätze wurden in einem Brunnen aufgefunden.

Die Engländer blieben Herrn, aber die oſtindiſche Compagnie wurde aufgelöst und die engliſche Regierung nahm die Verwaltung Indiens unmittelbar in die Hand, 1858. Den tapfern engliſchen Soldaten wurde mit Undank gelohnt. Mit der Aufhebung der oſtindiſchen Compagnie hörte ihre Dienſtpflicht auf und ſie wollten heim. Die Regierung hielt ſie aber zurück und als dennoch 5000 Mann nicht nachgaben, wurden ſie auf Schiffe gepackt und ſo ſchlecht gehalten, daß 600 unterwegs verſchmachteten und die übrigen als Bilder des Elends in Liverpool landeten. — Indien blieb ſeitdem ruhig, einzelne Zuckungen des unterdrückten Volkes abgerechnet. Damals entdeckten die Engländer im Norden Indiens an der Grenze von Tibet die höchſten Berge der Erde. Bisher hatte der Dawalaghiri dafür gegolten, dann der Kindſchindſchinga, nun fand man den noch höhern Daspang von 28,278 Fuß und den Gauriſanhar von 29,000 Fuß Höhe.

Wir werfen noch einen Blick auf die oſtindiſchen Inſeln. Das Zimmetland Ceylon, ſeit 1798 von Holland an England gekommen, hat an den Küſten eine ziemlich chineſiſche Phyſiognomie erhalten, weil die Engländer die chineſiſchen Bequemlichkeiten dem Klima angemeſſen finden. Im Innern der großen Inſel erhielt ſich noch bis 1815 ein buddhiſtiſches Königreich, wurde jedoch unterworfen. Auf der noch größern Inſel Borneo unterdrückten die Engländer 1846 die Seeräuber, gewannen 1849 das kohlenreiche Labuan und ſchlugen einen Aufſtand der chineſiſchen Coloniſten nieder. Doch iſt noch der größte Theil der Inſel unabhängig und wurde noch 1859 hier eine Anzahl Miſſionäre von den Eingebornen ermordet.

— Von Java aus machen die Holländer fortwährend kleine Eroberungen auf der nahen Insel Sumatra, deren merkwürdigstes Volk, die Battas, Verstand und sogar einige Bildung besitzen und doch noch Menschen fressen.

4.

China. Der Opiumkrieg.

Im chinesischen Reiche herrschten seit dem 17. Jahrhundert die Mantschu, deren mächtiger Kaiser Kanghi im Anfang des 18. den Jesuiten ihren frühern Einfluß nicht mehr gestattete, worauf sie unter seinem Sohn Jongtsching gänzlich vertrieben wurden. Der folgende Herrscher Kien-Long besaß große Geistesgaben, als ob es damals in Asien so wenig wie in Europa an Genies auf den Thronen fehlen sollte. Er bestieg den seinigen 1736. Obgleich als Mantschu noch ein grober Heide und Anhänger des Schamanismus, erkannte er doch die Macht des Buddhismus und glaubte ohne denselben mit den fanatischen Anhängern des Kon-fu-tse, welche zugleich die der vertriebenen Ming-Dynastie waren, nicht fertig werden zu können. Deshalb setzte er schon 1746 den Dalai Lama zu Tibet unter die Vormundschaft seiner Mandarinen und unterwarf 1753 das buddhistische Kalmukenreich der Bucharei, 1757 auch das muhamedanische Reich der Turkomannen in Kaschwar. Schwieriger waren seine Kämpfe mit Birma 1767. Das Heer, welches er dahin schickte, unterlag den Strapazen, ebenso eine Expedition nach Cochinchina. Am heißesten war der Kampf der Chinesen mit einem tapfern Gebirgsvolk an den Grenzen von Shetschuen. Während dieses Krieges erhob sich im Innern des Reiches selbst die große Partei, welche kirchlich dem System des Kon-fu-tse, politisch der alten Mingdynastie anhing und sich Pe-lien-kiao, Secte der weißen Wasserlilie (Nenuphar) nannte. Wongkong aber, den sie in der Provinz Schongtong als Gegenkaiser vom Stamme der Ming aufstellte, wurde von den

Mandschuren besiegt und verbrannte sich in seinem Hause. Eine Menge Hinrichtungen dämpften diesen gefährlichen Aufruhr. Unterdeß erfuhr der Kaiser, wie viel Willkür sich seine Mandarinen erlaubten, und strafte sie dadurch, daß er ihnen ihre gesammelten Schätze wegnahm. In Tibet aber hatten sie den armen Lama so gedrückt, daß dieser selbst nach Peking kam, den mächtigen Mantschu um Schutz anzuflehen, 1780. Diese Reise des buddhistischen Papstes zum weltlichen Kaiser entspricht vollkommen der fast gleichzeitigen Reise des römischen Papstes Pius VII. zum Kaiser Joseph. Wahrscheinlich war die Reise von Kien-Long befohlen, um die Buddhisten seines Reiches zu überzeugen, daß ihr Wohl allein von ihm abhinge. Der arme Dalai Lama starb in Peking an den Blattern, es fand sich aber bald ein neuer, mit dem der Kaiser in gutem Vernehmen blieb. Während der Abwesenheit des Lama waren die Gorkhas von Nepal aus in Tibet eingefallen und hatten den reichen Tempel von Lassa geplündert, Kien-Long schickte ihnen aber seine besten Truppen nach und ließ das Geraubte zurückholen. Später bekam er noch einige Rebellionen zu überwältigen, 1786 auf der Insel Formosa und 1790 in Shetschuen.

Mit Europa kam dieser mächtige Herrscher nur in geringe Berührung. Die alte portugiesische Handelsniederlassung auf Macao in der Nähe von Canton vegetirte noch fort, auch die Holländer trieben hier ihren Handel in der Stille, indem sie sich alle Erniedrigungen und Grobheiten der Chinesen gefallen ließen. Missionäre wurden nicht geduldet. Da sie sich noch von frühern Zeiten her trotz der Verbote einschlichen, erließ der Kaiser 1753 ein strenges Edict und ließ ohne Gnade alle Missionäre und chinesischen Christen hinrichten. Im Jahre 1742 kam das erste englische Kriegsschiff unter Admiral Anson nach China und imponirte den Chinesen sehr, da Anson weit entfernt war, sich so feig gegen sie zu benehmen, wie die Portugiesen und Holländer. Im Jahre 1779 kam der berühmte Weltumsegler Cook nach China, und seine Matrosen verkauften dort die Pelze, die sie aus Kamtschatka mitgebracht hatten, zu so hohen Preisen, daß die englische Speculation bald auf einen Pelzhandel aus den

amerikaniſchen Colonien nach China Bedacht nahm, und ſchon 1787 bildete ſich in Boſton eine Handelsgeſellſchaft zu dieſem Zweck. Man duldete den Handel in China, aber nur als Privatſache. Lord Macarthney kam 1793 als brittiſcher Botſchafter nach Peking, um einen Handelsvertrag abzuſchließen, wurde aber mit dem äußerſten Stolze abgefertigt.

Kien-Long ſtarb 1795 in hohem Alter. Obgleich ein Barbar, hatte er doch neben großer Thatkraft auch einen ſchlauen Verſtand, große Staatsweisheit und eine überraſchende Liebe zu den Wiſſenſchaften entwickelt. Er ließ eine Encyclopädie alles Wiſſenswerthen verfertigen und drucken, in nicht weniger als 168,000 Bänden. Er ſchrieb ſeine Selbſtbiographie und verſchiedene Gedichte auf die Theepflanze, auf die ſchöne Gegend von Mukden und auf die Eroberung des Kalmukenreichs. Sein Sohn und Nachfolger Kia-king war dagegen ein fauler und feiger Weichling, der alle ſeine männlichen Verwandten und alle Großen des Reichs, die ihm an Verſtand überlegen waren, ſogleich einkerkern ließ und unter Weibern und Comödianten ein nichtswürdiges Leben führte. Das ermuthigte die Secte der Waſſerlilie, ſich nochmals zu erheben 1796, und nun begann ein furchtbarer Kampf, der bis 1804 fortdauerte. Die Mantſchuren wurden anfangs beſiegt. Während eines heftigen Gewitters von den Inſurgenten überfallen, kam faſt ihr ganzes Heer um. Der neue kaiſerliche General Hot-ſchong-tong wetteiferte mit den Rebellen in der Plünderung der Provinzen, bis der Kaiſer ihm ſeine Schätze wegnehmen und ihn hinrichten ließ. Der Aufruhr wurde eigentlich nicht beſiegt, erſtickte aber von ſelbſt, indem das ganze Land erſchöpft war. Das Elend fraß die Secten auf, die es hervorgerufen hatte. In Peking ſelbſt brach eine Verſchwörung aus, die Mörder waren dem Kaiſer ganz nahe, als er gerettet wurde und tief erſchüttert das Gelübde that, künftig beſſer zu regieren.

Die Verwilderung der Chineſen unter dieſem Kaiſer war ſo groß, daß ſich eine zahlreiche Seeräuberbande bildete, welche das Blut der Mantſchu trank und ihr Fleiſch aß. Fanatiſche Chineſen, welche keinen Mantſchu leiden konnten, und da ſie ihrer auf dem

Lande nicht Meiſter wurden, nun auf der See lebten. Ihr Anführer Tſching-je ertrank im Meere, ſein Weib Je aber übernahm nun den Oberbefehl und ſiegte über die Mantſchuren. Da verliebte ſich der junge Opotai in ſie, obgleich ſie älter war als er, und gerieth, als ſie ihn ſtolz abwies, in ſolche Wuth, daß er einen Anhang ſammelte, ſeine Geliebte in einer Seeſchlacht überwand und zu den Kaiſerlichen überging. Sie aber, jetzt zu ſchwach, machte gleichfalls mit den Kaiſerlichen Frieden und privatiſirte nachher noch lange in Canton, wo ſie mit ihrem Galan Pao ein großes Spiel- und Freudenhaus hielt.

Im Jahre 1813 erhob ſich die Waſſerlilie noch einmal und ſollte eine Palaſtrevolution den Kaiſer beſeitigen. Die Tapferkeit des Prinzen Tao-kuang verhinderte ſeine Ermordung. Die Liliarden wurden abermals beſiegt und in ungeheurer Anzahl hingerichtet. Damals machte England einen neuen Verſuch, mit China in Handelsverbindung zu treten, aber eben ſo vergebens. Lord Amherſt, der Geſandte, der 1816 ins Land kam, wollte ſich dem Ceremoniel, das man ihm vorſchrieb (neunmal mit der Stirn auf den Fußboden zu ſtoßen) nicht unterwerfen und reiste wieder ab. Kia-king ſtarb 1820. Ihm folgte Tao-kuang. Dieſer liebenswürdige Fürſt leerte den kaiſerlichen Harem gänzlich aus, begnügte ſich mit einer Frau, ſuchte ſo viel es möglich war, der Willkür der Mandarinen zu ſteuern, den Wohlſtand wieder zu heben, begünſtigte daher den Handel und übte Duldung gegen die fremden Kaufleute und Miſſionäre, die alsbald wieder nach China ſtrömten. Eine große Empörung der Muhamedaner in der Bucharei unter Dſchehangir beſiegte nicht ohne viele Mühe ſein General Tſchangting. Dſchehangir wurde in einem Käfig nach Peking gebracht, um dort in Stücke gehauen zu werden, 1828. Eine Empörung in Kaſchwar wurde durch Beſtechung der Häuptlinge unterdrückt. Ebenſo mußte auch das Bergvolk der Jao, als es ſich 1832 empörte, mit Geld abgefunden werden.

Mittlerweile waren die Engländer von Oſtindien aus in immer lebhaftern Handelsverkehr mit China getreten. Der Thee, welcher

allein in China wächst, war immer mehr in Europa zum Bedürfniß geworden, und die Engländer hatten das Mittel gefunden, ihn in ungeheuren Massen zu erwerben, ohne Silber dafür zahlen zu müssen. Englische Industrieartikel konnten in China, welches selbst die vollkommenste Industrie besitzt, nicht abgesetzt werden, also hätten die Engländer den Thee um Geld kaufen müssen, wenn sie nicht auf einem der Mohnpflege äußerst günstigen Boden Indiens den Mohnsaft, das süßberauschende Opium, der Chinesen höchste Wollust, erzeugt hätten, das sie sofort in Macao gegen den Thee austauschten. Dieser Handel hatte, obgleich die chinesische Regierung das Opium als ein entnervendes Gift aufs strengste verbot, doch durch eine unglaublich freche und öffentliche Schmuggelei bereits den größten Umfang gewonnen, und das Bedürfniß einer Aufsicht desselben von Seiten der ostindischen Compagnie wurde immer lebhafter empfunden. Da nun mit den Gesandtschaften bisher nichts auszurichten gewesen war, schickte die Compagnie ohne weiteres den Lord Napier als Oberaufseher des englischen Handels nach Canton, 1834. Die chinesischen Behörden erklärten ihm, er sey ein ungebetener Gast und solle gehen. Als er sich darum nicht kümmerte, schloß man ihn in seiner Wohnung ein, um ihn auszuhungern. Englische Schiffe kamen ihm zu Hülfe, von beiden Seiten wurde gefeuert, Napier aber war zu schwach, um sich länger zu behaupten, und kehrte nach Macao zurück, wo er starb. Ihn ersetzte 1836 Capitän Elliot, der unbekümmert um die chinesischen Behörden den Opiumschleichhandel im großartigsten Maßstabe leitete, und den dabei die halbe chinesische Bevölkerung unterstützte, weil sie beim Schmuggeln großen Gewinn hatte.

Der Kaiser war ein gewissenhafter und edler Mensch. Er hatte seinen geliebten ältesten Sohn in Folge des Opiumgenusses sterben sehen müssen. Das Opium entnervt zuerst den Leib und betäubt zuletzt den Geist. Seitdem es nicht blos von den Vornehmen und Reichen, sondern auch von den Massen genossen (in mancherlei Modeformen gegessen, getrunken und geraucht) wurde, bemerkte man eine auffallende Erschlaffung des Volkes, was sich am

deutlichſten bei den Recrutirungen zeigte. Von Entſetzen ergriffen über die Nachrichten, die ihm aus Canton zukamen, indem ihm das Geheimniß des ungeheuren Schleichhandels nach und nach immer deutlicher enthüllt wurde, befahl der rechtſchaffene Regent, alles anzuwenden, um China von der Peſt des Opiums und der Engländer zu befreien und erließ desfalls Edict über Edict. Weil aber der Theilhaber an dem verbotenen Handel allzuviele waren und ſie in den Gewäſſern von Canton alle Schliche kannten, ja die Mandarinen ſelbſt beſtochen waren, blieb es beim Alten und immer mehr engliſche Schiffe kamen an, von denen keines heimkehrte, ohne ſein Opium abgeladen, um reichlichen Preis verkauft und den armen Kaiſer von China ausgelacht zu haben.

Um endlich das Uebel mit der Wurzel auszurotten, ſandte der Kaiſer den energiſchen Gouverneur Lin nach Canton, 1839. Dieſer Ehrenmann unterſagte den Gebrauch des Opiums bei Todesſtrafe, ließ alle Häuſer nach Opium durchſuchen, alles gefundene vernichten, alle Schuldigen hinrichten und theilte das Volk in je 10, 100, 1000, die einander gegenſeitig überwachen mußten, um den Gebrauch des Opiums zu verhüten. Allein das Volk war bereits ſo ſittlich verdorben und argliſtig, daß es die Schuldigen verbergen half und Unſchuldige, denen man heimlich Opium ins Haus legte, der Strafe überlieferte. Das Wichtigſte war, die Schiffsladungen zu controliren, aber da ließ ſich der Betrug noch weniger überwinden. Die Unterſuchungsbeamten ſelbſt verkauften das Opium aus den confiscirten Kiſten und ließen dieſelben mit Steinen füllen. Elliot wurde in Canton feſtgehalten, bis er die 20,283 Opiumkiſten, die auf engliſchen Schiffen angelangt waren, ausgeliefert haben würde. Er lieferte ſie wirklich aus, kam aber weniger dabei zu kurz, als wenn er ſie nach Indien zurückgeſchickt hätte, denn mit Beihülfe der beſtochenen Beamten wurde das meiſte Opium doch auf die Seite geſchafft und um ſo beſſer verwerthet, als der Preis deſſelben unter der Verfolgung ungeheuer geſtiegen war. Was übrig blieb oder wenigſtens für Opium ausgegeben wurde, ließ Lin mit Kalk vermiſcht ins Meer laufen. Damit war aber der Handel nicht be-

endigt, sondern kam vielmehr in neuen Schwung, denn der hohe Preis lockte immer mehr Verkäufer aus Indien herbei und ehe Lin nur erfahren konnte, es sey wieder ein Opiumschiff angekommen, war dasselbe schon von den Schmugglern ausgeleert und wieder auf dem Rückwege. Die fremden Matrosen, immer in großer Zahl anwesend, erwiesen den chinesischen Beamten keinen Respect und dem chinesischen Volk überhaupt eine grenzenlose Verachtung. Der Todschlag eines Chinesen durch einen Yankeematrosen gab das Signal zu Feindseligkeiten. Lin ließ nicht mit sich scherzen und hoffte, eine chinesische Flotte unter dem Admiral Kuan werde hinreichen, die Engländer zu vertreiben, aber Elliot spottete ihrer und ließ die Junken, aus denen jene Flotte bestand, zusammenschießen. Da warf sich Lin jammernd auf die Erde, indem er erkannte, die Feinde seyen zur See unüberwindlich und durch die See stehe ihnen die Küste immer offen. Lin wurde damals in den englischen Berichten auf alle Art verhöhnt als ein dummer Barbar und schmählicher Wütherich, und selbst der berühmte Missionär Gützlaff entblödete sich nicht, in dieses Urtheil einzustimmen, da doch denen, welche den Chinesen die Wohlthat des Christenthums bringen wollten, eine ganz andere Auffassung der Opiumfrage geziemt hätte. Leider war die christliche Mission hier nur der Aushängeschild des Opiumhandels.

Im Jahr 1840 erschien Admiral Elliot, Vetter des Capitän, mit einer englischen Flotte und legte sich zunächst vor die Stadt Amoy, um hier ein Schreiben an den Kaiser mit den englischen Forderungen abzugeben. Das Schreiben wurde nicht angenommen und Elliot fuhr, nachdem er auf die unschuldige Stadt gefeuert hatte, davon, um die Insel Tschusan zu besetzen, von der alle Einwohner flohen, und von der er bald die Truppen wegen Hunger und Krankheiten wieder zurückziehen mußte. Als er hierauf keck an die Mündung des Peiho fuhr, nahe bei Peking, kam ihm vom Kaiser gesandt der Mandarine Kischen entgegen, der ihn mit Unterhandlungen hinhielt. Unterdeß wurde der bedauernswürdige Lin abberufen und degradirt, wahrscheinlich nicht in Ungnade, sondern nur, um durch diese Concession die Engländer auch ihrerseits zur Nach-

giebigkeit zu ſtimmen. Als aber Capt. Elliot (der Admiral reiste heim und wurde durch Gough erſetzt) allzu lange mit Kiſchen nicht zu Stande kam, hielten die Engländer wieder eine Drohung für nöthig und zerſtörten mit dem furchtbaren Feuer ihrer Dampfer, indem ſie dicht an die Verſchanzungen der Chineſen am Ufer heranfuhren, die Forts Tſchuenpi und Taikokteu mit ungeheurem Verluſt der Chineſen, die ſich nicht ergeben wollten und freiwillig verbrannten oder ertranken. Kuan, ihr Admiral, baute an den Bocca Tigris vor Canton mit großer Energie neue Befeſtigungen, aber auch ſie wurden von den Engländern zerſtört und er ſelbſt fand hier, da er nicht weichen wollte, den Heldentod. Als der Kaiſer von dieſen Unglücksfällen unterrichtet wurde, ergrimmte er gegen Kiſchen, daß er nicht beſſer mit den Engländern fertig geworden war, und ließ ihn in Ketten nach Peking bringen. Den Engländern aber ſollte auf ewige Zeiten der Handel mit China verboten ſeyn. Da ſegelte Elliot mit dem feuerſpeienden Dampfſchiff Nemeſis bis vor Canton und erklärte ſeinerſeits volle Handelsfreiheit und unbeſchränkten Verkehr. Noch einmal rafften die Chineſen alle Kräfte zuſammen, angeführt von Jukien, und rüſteten furchtbare Brander, um die engliſche Flotte zu verbrennen. Ein engliſcher Capitän, der in ihre Hände fiel, wurde zum abſchreckenden Beiſpiel lebendig geſchunden. Am 17. Mai 1841 in der Nacht wurden die Brander ganz heimlich losgelaſſen, aber von den Engländern, obgleich dieſe vorher nichts davon geahnt hatten, geſchickt ab- und gegen die Forts und Schiffe der Chineſen zurückgetrieben, die nun in Feuer aufgingen. Die Dampfer unter Gough folgten und halfen alle Schanzen der Chineſen an beiden Ufern des Fluſſes vor Canton zerſtören. Aus den chineſiſchen Schiffen und Uferbefeſtigungen erbeuteten ſie nicht weniger als 1200 Kanonen. Am 24. wurde dieſe große Stadt ſelbſt angegriffen, aber ſchon am 27. ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Canton zahlte 6 Millionen Dollars Brandſchatzung und Elliot befahl den Rückzug.

Elliot wurde desavouirt wie Kiſchen, weil auch er von einer friedlichen Ausgleichung mehr gehofft hatte, als von dem fortwäh-

renden Blutvergießen. Der neu ankommende englische Admiral Parker hatte Befehl, die Feindseligkeiten fortzusetzen, bis die Chinesen sich allen englischen Forderungen fügen würden, und nahm am 27. August Amoy weg, wo die Chinesen wieder schreckliche Verluste erlitten und der tapfere Commandant Jen sich, als er alles verloren sah, ins Meer stürzte. Das gleiche Schicksal erlitt sodann die Insel Tschusan, auf der die Chinesen unterdeß mit ungeheuren Kosten neue Befestigungen angelegt hatten. Dagegen liefen die Chinesen aus Ningpo davon, als Parker dort ankam. Ein verzweifelter Versuch derselben, diese Stadt während des Winters zu nehmen, mißlang. Im Frühjahr 1842 hatte Parker noch Verstärkungen an sich gezogen und wagte auf dem Flusse Jan-tse-kiang ins Innere des reichbevölkerten China mitten hineinzufahren. Ueberall wehrten sich die Chinesen mit edler Aufopferung, so in der großen Handelsstadt Tschepu am 18. Mai, wo 300 Mantschuren sich in einem Tempel bis auf den Tod vertheidigten. Ebenso in Tschang-kiang-fu, wo die Einwohner ihre Weiber und Kinder ermordeten, damit sie nicht in die Hände der fremden Teufel fielen. Aber auch die Engländer erlitten in diesen Kämpfen beträchtlichen Verlust. Am 6. Juni kamen sie vor die weltberühmte Stadt Nanking, die zweite des Reichs. Nun gab der Kaiser nach und ließ, damit die herrliche Stadt nicht zerstört werde, mit Sir Henry Pottinger, dem englischen Bevollmächtigten, unterhandeln. Da kam am 29. August der Frieden zu Stande, in welchem China sich verpflichtete, 21 Millionen Dollars Kriegskosten zu zahlen, fünf Häfen dem Handel aller Nationen zu öffnen und die Insel Hongkong den Engländern abzutreten. Es blieb also mit dem Opiumhandel beim Alten. Die tiefe Immoralität von Seiten eines christlichen Volks trug den Sieg davon über die Tugend eines Heidenvolks. Der Kaiser starb 1850 und ihm folgte sein Sohn Szi-hing, der den Namen Hien-fang annahm.

5.

Die Taiping. Engländer in Peking.

Um dieſe Zeit erhob ſich in China die neue Secte der Taiping, welche ſich Chriſten nannten und die Mantſchu nicht nur wie bisher als Fremde, ſondern auch als Heiden vertreiben und ein chriſtliches Reich gründen wollten. Ihre Erſcheinung erklärt ſich einfach, wenn man erwägt, wie ſehr die Europäer durch ihren überlegenen Geiſt den Chineſen imponirten. Bei den Europäern lernten ſie Mittel kennen, weit geeigneter als die der alten Waſſerlilie, um das Joch der Mantſchu zu brechen. Doch waren es ſicher nicht blos politiſche Motive, aus denen ſo viele Chineſen damals zu unſerer Bibel griffen. Der Inhalt des heil. Buches, welches Gützlaff ins Chineſiſche überſetzt hatte, machte den tiefſten Eindruck auf ihre Seelen. Auch unterſchieden ſie das h. Buch ſelbſt von den unheiligen Menſchen, die es ihnen brachten, und lernten daraus eine reinere Moral, als die der engliſchen Admirale. Deshalb gaben ſie ſich nicht zu Werkzeugen der engliſchen Argliſt her, ſondern verfuhren ganz ſelbſtändig. Anfangs wurden ſie von den Engländern gelobt, weil ſie zur allgemeinen Verwirrung im chineſiſchen Reiche beitrugen, ſobald ſie aber ſiegreich vordrangen und es ſchien, als ſeyen ſie ſtark und begeiſtert genug, um das ganze chineſiſche Reich zu verjüngen und neu zu kräftigen, kehrten ſich die Engländer alsbald feindlich gegen ſie und halfen dem geängſtigten Kaiſer der Heiden die Chriſten bekämpfen. Natürlicherweiſe legten es die Engländer nun auch darauf an, die Taiping zu verleumden, ihren religiöſen Aufſchwung lächerlich zu machen, ihre Größe zu verkleinern, ihnen allerlei Albernes anzudichten, oder das, was einige phantaſtiſche und ehrgeizige Anhänger der Sekte Ausſchweifendes erſannen, dem Stifter ſelbſt zur Laſt zu legen, während alle Nachrichten dahin übereinſtimmen, daß die Vorſicht des Stifters, den Glauben rein zu erhalten, nicht minder groß iſt, wie der Muth und das Glück, mit dem er bereits das halbe Reich erobert hat.

Der Stifter der Sekte, Hung-siu-tsiuen, war 1813 als Sohn eines armen Bauern geboren, studirte fleißig die Bibel und gründete am 3. April 1848 die neue Glaubensgenossenschaft als eine einfach christliche. Die hämischen Spöttereien, welche die Engländer auf ihn häuften, sind bereits als unberechtigt erkannt. Er gab sich nämlich für einen jüngeren Bruder Christi nicht aus Eitelkeit, sondern nur in dem Sinne aus, in welchem jeder Christ sich einen Bruder des Menschensohnes nennen darf. Ein Pinsel*) in der Form eines Kreuzes wurde das merkwürdige Symbol der neuen Religion. Der Zopf, das Kennzeichen der Mantschus, der den besiegten Chinesen nur aufgezwungen worden war, wurde abgeschafft und langes Haar die Auszeichnung der christlichen Insurgenten. Die Gebirge von Kwangsi gewährten ihnen Schlupfwinkel und von hier aus begann ihr bilderstürmerischer Zug durch alle Provinzen des Südens und der Mitte. Ueberall schlossen sich ihnen die Unzufriedenen an. Sie nannten sich die Taiping (Männer des allgemeinen Friedens). Hung-siu-tsiuen selbst aber nannte sich Tien-te, die himmlische Tugend. Am 8. März 1853 erschienen die Taiping vor Nanking, erstürmten die große Stadt, brachten dort eine Menge Menschen um und zerstörten unter anderm auch den berühmten Porzellanthurm, weil derselbe dem Buddha geweiht war. Hier ließ sich Tiente zum Kaiser ausrufen und ernannte neben sich die Vierfürsten 1) des Ostens, Yang-siu-tsing, 2) des Westens, Siao-tschao-hoei, 3) des Südens Fung-jun-san, 4) des Nordens, Wei-tsching. Auch schärfte er allen „langhaarigen Brüdern" die zehn Gebote und die Verehrung des Heilands ein, der für sie alle gestorben sey, und verkündete ihnen die ewige Seligkeit, wenn sie an Christum glaubten. Opium und Tabak, sowie alle geistigen Getränke wurden von ihm verboten, desgleichen der Unsittlichkeit und Armuth vorgebeugt. Wer in einer eroberten Stadt Frauen-

*) Die Chinesen bedienen sich statt der Feder zum Schreiben eines Pinsels, daher der Pinsel überhaupt die Schrift, Gelehrsamkeit und Weisheit bedeutet. Die Akademie der Wissenschaften in Peking heißt: der Pinselwald.

zimmer entehrte, wurde mit dem Tode bestraft. In Nanking mußten alle Weiber die Häuser, in denen sie bisher gewohnt hatten, verlassen und wurden alle Arme und Nothleidende in besondere Quartiere gebracht, aber sogleich gespeist und gekleidet. Die Weiber des ganzen Rebellenheeres wurden in Divisionen von je 13,000 eingetheilt und mußten kämpfen wie die Männer. Alle Gläubigen waren unter einander gleich, Priester gab es nicht.

Als die Taiping 1854 Schanghai und Amoy fast ohne Widerstand einnahmen, indem die Chinesen sich überall ihnen anschlossen, und nur die Mantschuren, Beamten und Heidenpriester erschlagen oder fortgejagt wurden, kamen sie auch in jenen durch den Frieden dem europäischen Handel gesicherten Häfen in Berührung mit den Engländern. Tiente bewilligte den europäischen Kaufleuten Schutzwachen und duldete ihren Handel, nur das Opium verbot er und verlangte, sie sollten ihm huldigen. Die Engländer lehnten die Zumuthung höflich ab, Tiente aber erließ im Herbst 1854 einen offenen Brief an sie, worin er ihnen ihre gottlose, unsittliche und völkerrechtwidrige Handlungsweise vorhielt und mit der Rache des Himmels drohte. — Auch Canton wurde von den Taiping bedroht, aber durch den neuen Gouverneur daselbst, den schrecklichen Yeh, vertheidigt, welcher die Einwohner, die zum Abfall neigten, in Masse hinrichten ließ. Man rechnete 30,000, noch andere sogar 70,000 Hinrichtungen. Auch Schanghai fiel den Kaiserlichen wieder in die Hände. Während Tiente in Nanking blieb, setzten seine siegreichen Heere über den gelben Fluß, um in den Norden einzudringen, erlitten aber hier ihre erste Niederlage, der noch andere folgten. Hier im Norden entwickelte die kaiserliche Partei der Mantschuren, Mandarinen und Bonzen eine unerwartete Energie, hier fand die Rebellion ihre Grenze. Daß der Aufruhr stockte, hatte seinen Grund zum Theil in der Uneinigkeit der Führer. Yang, der König des Ostens, war eifersüchtig auf Tiente und wollte ihm den Rang abgewinnen. Als er aber gar zu unverschämt wurde und auch durch sein üppiges Leben Anstoß gab, ließ ihn Tiente durch Wei, den König des Nordens, in seinem Palast überfallen und mit allem Lebendigen, was darin war,

niedermetzeln, nachher aber denſelben Wei, der ihm ebenfalls gefährlich ſchien, raſch hinrichten, 1856. So war er ſie beide los, die andern Könige waren auf dem Schlachtfelde gefallen. Tiente ernannte nur zwei neue, einen König der Ruhe und einen der Glückſeligkeit.

Jung Bahadur in Nepal benutzte die chineſiſche Rebellion, um mit ſeinen tapfern Gorkhas nochmals in Tibet einzufallen, dieſes reiche Bonzenland zu plündern und in Laſſa eine Beſatzung zurückzulaſſen, 1856.

Durch die Noth, in welcher der Kaiſer von China während der Rebellion ſchwebte, zur Selbſthülfe genöthigt, geberdeten ſich die Engländer in China wie die Gebieter und verachteten die Geſetze des Landes. Das ließ ſich aber Yeh in Canton nicht gefallen und als er einmal zwölf ſchuldige Chineſen, die auf einem engliſchen Schiffe Schutz gefunden, von dort wegholen ließ (8. Oct. 1856), kam es ſchon wieder zu Feindſeligkeiten. Admiral Seymour forderte von Yeh Genugthuung. Yeh trotzte, Seymour ſchmetterte die neuerrichteten Forts von Canton nieder und zerſtörte am 27. den Palaſt Yehs ſelbſt, wurde aber plötzlich zurückberufen. Erſt am 3. Nov. begannen die Engländer ein regelmäßiges Bombardement der Stadt und zerſtörten die Schiffe der Chineſen. Da bequemte ſich Yeh endlich, die zwölf Chineſen, die er von dem engliſchen Schiffe genommen hatte, wieder herauszugeben, wollte ſich jedoch zu keiner Entſchädigung verſtehen, und ließ am 14. Dezember alle fremden Factoreien bei Canton des Nachts in Brand ſtecken. — Um dieſe Zeit herrſchte auch unter den 80,000 Chineſen, die nach und nach in Singapore eingewandert waren, eine große Aufregung gegen die Engländer, deren in dieſer wichtigen Station nur 300 waren. Man hegte große Beſorgniſſe, der Platz werde verloren gehen, aber es glückte, die Bewegung niederzuhalten.

England rüſtete 1857 eine Expedition unter Lord Elgin aus, der ſich eine franzöſiſche unter Baron Gros anſchloß. Napoleon III. wollte den Engländern nicht ſowohl helfen, als ſie überwachen und ihren politiſchen Einfluß in China theilen. Die Engländer würden auch allein mit Canton fertig geworden ſeyn, mußten ſich aber die

französischen Bundesgenossen gefallen lassen, weil Palmerston die Allianz mit Frankreich noch nicht entbehren konnte. Elgin hatte 6000, Gros 1000 Mann. Die ungeheure von einer dicken und 40 Fuß hohen Mauer umgebene Stadt Canton mit fast einer Million Einwohner und Zuzügen vom Lande her hätte sich so wenigen Feinden nicht ergeben sollen. Gleichwohl blieb, als die Belagerung am 28. Dezember begann, die Vertheidigung so erbärmlich, daß Elgin und Gros schon am 31. Herren der Stadt waren und doch nur 20 Todte und 100 Verwundete eingebüßt hatten. Es war von Seiten der Chinesen nicht Feigheit, sondern böser Wille gegen den tyrannischen Yeh, wenn sie sich nicht besser wehrten. Yeh selbst wollte eben über eine Mauer entwischen, als ihn der englische Kapitän Key bei seinem Zopfe zurückriß und gefangen nahm. Die Engländer staunten über die Körpergröße und das majestätische, aber abschreckende Wesen dieses Mandarinen, besonders über seinen dicken Kopf und seine brutalen und schrecklichen Blicke. Er wurde nach Calcutta gebracht, wo er 1859 gestorben ist.

Elgin erhielt Befehl, mit seiner Flotte an die Mündung des Peiho zu segeln und entweder hier schon den Kaiser von China so sehr zu schrecken, daß er nachgebe, oder den Peiho hinaufzusegeln und in Peking selbst einzudringen. Baron Gros blieb hier wieder sein Schatten. Der russische Agent Putiatine stand in Verbindung mit dem Hof in Peking und bot demselben den russischen Schutz an unter der Bedingung, daß der Kaiser keine Fremden in Peking zulasse, außer Russen. Auch der amerikanische Agent Reed arbeitete dem englischen Interesse entgegen. Beide wurden von der chinesischen Regierung sehr höflich und rücksichtsvoll behandelt und schlossen gute Verträge mit ihr ab. Am 24. April 1858 langte die Flotte an der Mündung des Peiho an und Elgin und Gros schickten ihr Ultimatum nach Peking. Sie bekamen keine Antwort, ließen daher am 20. Mai die Forts an der Mündung des Peiho angreifen. Die Soldaten und Matrosen mußten, um die vom Kanonenfeuer zerrütteten Mauern zu erstürmen, durch einen Sumpf waten, ließen sich aber durch keine Hindernisse abschrecken und nahmen alle Verschan-

zungen der Chineſen raſch und unter lautem Jubel ein. Jetzt erſt bequemte ſich der Kaiſer, eine Beſprechung zwiſchen Elgin und Gros einerſeits und einer chineſiſchen Geſandtſchaft in Tientſin zu bewilligen, wo ſie am 8. Juni begann. Hier kam nun am 7. Juli ein neuer Vertrag zu Stande, worin China den Engländern 2 Mill., den Franzoſen 1½ Mill. Pfund Sterling Entſchädigung, alle Handelsfreiheit und Schonung der Chriſten im Lande gewährte. Die Ratification ſollte erſt in Jahresfriſt erfolgen.

Lord Elgins Bruder, Bruce, zum engliſchen Geſandten in Peking ernannt, und de Bourboulon, franzöſiſcher Bevollmächtigter, ſegelten am 15. Juni 1859 von Shanghai ab, um in Peking die Verträge ratificiren zu laſſen. Am 18. kamen ſie an der Mündung des Peiho an, welche diesmal mit Bäumen, Ketten und Pfählen geſperrt war und deren früher zerſtörte Forts wiederhergeſtellt waren. Sie verlangten ſofort, man ſolle die Hinderniſſe wegräumen und ſie in den Peiho einlaufen laſſen. Ein Mandarin erſchien, um ihnen höflich zu bedeuten, ſie möchten zehn Meilen weiter nördlich landen, wo ihrer die vom Kaiſer ernannten Mandarinen harrten, um ſie nach Peking zu begleiten. Bruce jedoch achtete darauf nicht, denn er wollte wiſſen, ob und wie weit er auf dem Fluſſe gegen Peking vordringen könne. Eine Rückſicht auf das Recht der Chineſen zu nehmen, fiel den Engländern niemals ein. Als man ihnen daher den Fluß nicht öffnen zu dürfen wiederholt erklärt hatte, ſchritten ſie zur Gewalt, am 25. Diesmal aber wurden ſie mit einem ſo ſichern Feuer aus den verdeckten chineſiſchen Batterien empfangen, daß vier ihrer Kanonenböte in den Grund gebohrt, die andern ſehr verletzt wurden. Dennoch landeten ſie etwa 1300 Mann, welche die Forts ſtürmen ſollten, weil aber die Ebbe eingetreten war, im Schlamm ſtecken blieben und durch das immerwährende Feuer der Chineſen übel zugerichtet und mit Verluſt von 464 Todten und Verwundeten, als alle ihre Anſtrengungen nichts fruchteten und es ſchon Nacht geworden war, zur Flucht gezwungen wurden. Der Held, der die Chineſen hier befehligte, war Senvan. Die chineſiſche Regierung ließ nachher ihr Bedauern ausdrücken, der Vorfall ſey nicht

ihre Schuld, der Gesandte hätte der Einladung des Kaisers folgen und nicht eigenmächtig handeln sollen.

England und Frankreich mußten Rache nehmen, wenn sie nicht ihr ganzes Ansehen in Hinterasien einbüßen wollten. Elgin und Gros kehrten daher 1860 mit 10,000 Mann zurück, forcirten den Peiho und erstürmten die Forts, wobei sie 3—400 Mann verloren. Es war am 21. August und der Held des Tages der französische General Montauban. Oberhalb fanden sie den Peiho unvertheidigt, so daß sie ruhig ihr Lager vor der großen Hauptstadt Peking aufschlagen konnten. Die Stadt von wenigstens zwei Millionen Einwohnern verhielt sich neutral, wie früher Canton. Die Chinesen wollten für die Mantschu-Regierung kein Opfer bringen. Nur 20,000 echte Mantschu griffen das Lager an, wurden aber zurückgeschlagen. Weil einige vereinzelte Engländer von den Chinesen ermordet worden waren, befahl Elgin zur Strafe und zum abschreckenden Beispiel, den außerhalb der Hauptstadt liegenden kaiserlichen Sommerpalast zu plündern. Hier waren ungeheure Kostbarkeiten, namentlich auch Alterthümer aufbewahrt, die der barbarische Lord schonungslos theils rauben, theils zerstören ließ. Aus Peking selbst war der junge Kaiser entflohen und niemand dachte mehr an Widerstand. Da zog das Häuflein Europäer am 22. October wie mitten im Frieden in Peking ein und Elgin dictirte mit hochaufgerecktem Halse, kaum grüßend, dem schüchternen Prinzen Kong, Oheim des Kaisers, am 25. October, den neuen Vertrag, nach welchem der Kaiser wegen des vorjährigen Vorfalls am Peiho sein Bedauern ausdrücken, 60 Millionen Franken Kriegskosten zahlen, den Fluß offen halten und sich einen englischen Gesandten in Peking gefallen lassen sollte.

Der unglückliche Kaiser starb auf seiner Flucht und sein 16jähriger Bruder Kisiang bestieg den Thron unter Leitung seiner Mutter und seines Oheims, des oben genannten Prinzen Kong. Der letztere glaubte, sich um jeden Preis die Engländer befreunden zu müssen, um sich der wieder mächtiger vordringenden Taiping erwehren zu können, zumal da auch die Wasserlilie sich im Norden des Reichs

wieder regte. Er mußte deshalb den Hauptfeind der Engländer, den mächtigen Miniſter Sutſchun enthaupten laſſen. Etwas Näheres iſt über dieſe Palaſtrevolution nicht bekannt geworden. Gewiß iſt, daß die Engländer, als die Taiping Shanghai angriffen, den Mantſchubehörden ausgiebigen Beiſtand leiſteten und die Taiping nicht nur zurückſchlugen, ſondern denſelben auch alles erdenkliche Schlimme nachſagten, was man ſich hüten muß, als wahr anzunehmen. Sehr charakteriſtiſch iſt, daß der franzöſiſche Oberſt Burgevine förmlich zu den Taiping übertrat.

6.

Japan.

Die großen Inſeln, welche das Kaiſerthum Japan bilden, blieben ſeit der blutigen Chriſtenverfolgung im 17ten Jahrhundert (vergl. Band VIII. S. 368) den Europäern unzugänglich. Nur den Holländern wurde in einem Hafen und immer nur mit einem Schiffe Handel zu treiben geſtattet. Erſt in jüngſter Zeit iſt Japan auch andern Nationen geöffnet worden und zwar durch die Nordamerikaner, welche 1853 eine Flotille unter Perry nach Jeddo, die Hauptſtadt Japans, ſchickten, um den Siogun (Teikun) oder weltlichen Kaiſer, zu einem Handelsvertrage zu zwingen. Die Yankee wollten hier wahrſcheinlich das Beiſpiel nachahmen, welches die Engländer in China gegeben hatten, und hofften auf einen leichten Sieg über ſchwache Feinde. Caſaduco, der damalige Siogun, gab nach und ſchloß einen Vertrag mit Perry, indem er überhaupt die Unmöglichkeit erkannte, das Land länger den großen Seemächten verſchließen zu können. Auch ſcheint er in den Fremden eine Stütze geſucht zu haben gegen die einheimiſchen Parteien. Daraus erklärt ſich ſein Entgegenkommen gegen die Fremden in Japan ſelbſt und die Abſendung einer Geſandtſchaft nach Nordamerika und an die europäiſchen Höfe. England ſchloß bereits 1854 und Rußland im folgenden Jahre einen Handelsvertrag mit ihm ab.

Inzwiſchen erhob ſich gegen die Fremden die mächtige Partei der Daimios oder kleinen Fürſten, welche wahrſcheinlich ihre ariſtokratiſche Gewalt zu verlieren fürchteten, wenn es dem Siogun gelänge, mit Hülfe fremder Waffen und Bildung zur Alleinherrſchaft zu gelangen. Deswegen wurde auch der Fanatismus des alten Heidenthums wieder aufgereizt und dem längſt penſionirten Daïri (geiſtlichen Kaiſer) in ſeiner Hauptſtadt Miako eine neue Bedeutung gegeben. Es hieß auf einmal, der Daïri allein habe zu befehlen. 1849 ſoll Caſaduco geſtorben und die Stellung des neuen Siogun gefährdet geweſen ſeyn. Zwar erlangte Preußen durch ſeinen Geſandten, Grafen Eulenburg, welcher 1860 nach Jeddo kam, noch einen Handelsvertrag, aber 1861 wurden mehrere Engländer vom japaneſiſchen Pöbel gröblich inſultirt und einer Namens Richardſon ermordet. England forderte Genugthuung, der Daïri verbot dieſelbe zu leiſten. Einer der Daimios, Salſuma, von dem die Mißhandlung der Engländer ausgegangen war, wurde des Siogun Meiſter und ließ ihn ſogar verhaften. Nun zerſtörten ihm die Engländer unter Admiral Kuter ſeine befeſtigte Stadt Kapoſima, erlitten aber ſelbſt dabei Verluſt, im Auguſt 1863.

In Cochinchina oder im Königreich Annam in Hinterindien, ſüdwärts von China, war die alte Dynaſtie im 18. Jahrhundert vertrieben worden. Ihr letzter Sprößling, Gia Long, kam mit franzöſiſchen Miſſionären 1787 nach Paris, wo man ihm Hülfe verſprach. Die Revolution kam dazwiſchen, er erhielt nur 20 franzöſiſche Offiziere, die ihm aber Kanonen goſſen und ſeine kleine Armee ſo gut herſtellten, daß er 1797 Cochinchina und 1802 das nördlich davon gelegene Tung-King eroberte. Beide vereint bilden das Königreich Annam. Gia Long handelte aber undankbar an den Franzoſen und ſchloß ſein Reich gegen alle Europäer und Miſſionäre ab. Sein Nachfolger Minh Menh ließ alle Miſſionäre, die dennoch ins Land kamen, grauſam hinrichten. Der dritte Nachfolger, Tudok, wiederholte dieſe Grauſamkeiten, worauf eine franzöſiſch-ſpaniſche Expedition unter Admiral Rigault 1858 abging, den König zu beſtrafen. Die Europäer litten indeß ſehr durch das

heiße Klima an der ungesunden Küste und erst 1862 erzwang der aus China heimkehrende Montauban einen Friedensvertrag. Der König des benachbarten Siam zeigte sich zugänglicher und schickte 1861 selbst eine Gesandtschaft nach London und Paris, um den Verkehr mit Europa zu fördern.

Eine der merkwürdigsten Folgen der nähern Verbindung Englands mit China war der Culihandel. Eine Menge armer Chinesen ließen sich freiwillig von den Engländern dingen, um in deren ostindischen Colonien zu arbeiten, da sie viel geschickter und fleißiger arbeiten, als die Neger. Speculative Engländer verführten die chinesischen Arbeiter bald auch nach Cuba, Peru und Californien mit großem Gewinn. Deshalb wurden nach und nach die Culis auch gepreßt, durch falsche Vorspiegelungen auf die Schiffe gelockt und wie Sklaven entführt. Ueber die grausame Behandlung derselben hörte man laut klagen. Ein englisches, nach Cuba bestimmtes Schiff „Gulnare" führte eine Menge Culis, welche gleich Negersklaven im Schiffsraum zusammengepreßt, sich empörten, aber von Flintenschüssen niedergeschmettert wurden, am 11. März 1857. Ein zweites Schiff „Carmen," nach Peru bestimmt, wurde von den verzweifelnden Culis in Brand gesteckt und alle kamen um. Hierauf erging von der Republik Peru aus ein Verbot der Culieinfuhr. — Auch freiwillig wanderten viele Chinesen aus, um auf den ostindischen Inseln, besonders in Singapore, auf Java und Ceylon, sich anzubauen und auf Neuholland und Californien Gold zu suchen.

Zwölftes Buch.

Amerika.

1.

Blüthezeit der nordamerikaniſchen Union.

Während Europa ſich in den Revolutionskriegen zerfleiſchte, genoß die junge Republik der Anglo-Amerikaner eine lange und gedeihliche Ruhe, die ihr eine um ſo raſchere Entwicklung gewährte, als ihr durch die Auswanderungen aus dem tieferſchütterten Europa immer neue Kräfte zuwuchſen.

Der berühmte General Washington hatte nach der Conſtitution von 1789 als erſter Präſident die Regierung der Vereinigten Staaten auf vier Jahre übernommen und wurde auch wieder für die nächſten vier Jahre gewählt. Die tiefe Ruhe des Lebens wurde damals nur durch einen Indianerkrieg unterbrochen. Doch leitete Washington mit großer Weisheit Unterhandlungen ein und bediente ſich dabei der ihm ſchon früher befreundeten „ſechs Nationen“ (Irokeſen, Huronen ꝛc.), welche weiter nördlich an den großen Seen wohnten. Auch ließ er ſich durch keine Lockungen Frankreichs bewegen, nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution gegen England mitzukämpfen, und verſchmähte die Verbrüderung der honnetten amerika-

nischen Republik mit dem malhonnetten Sansculottismus an der Seine.

Als Washington verfassungsmäßig im Jahr 1796 abtrat, folgte ihm als Präsident John Adams, als Vicepräsident Thomas Jefferson. Unter diesen beiden Männern bildeten sich zwei politische Parteien aus, die föderalistische, welche nach den Ideen Washingtons die natürlichen Interessen und historischen Rechte der Provinzen und Classen aufrecht erhalten wollte, und die demokratische, welche unbedingte Freiheit und Gleichheit, die Nivellirung aller Provinzen und Classen verlangte. Die erstere, mehr englische und aristokratische, hatte Adams, die andere, mehr französische und kosmopolitische, hatte Jefferson zum Führer. Adams kam bald in Conflict mit Frankreich, dessen Directorialregierung die Unverschämtheit hatte, keinen amerikanischen Gesandten in Paris aufnehmen zu wollen, außer Amerika bewillige zuvor alle französischen Forderungen und zahle noch insbesondere dem habgierigen Talleyrand eine bedeutende Summe. Es verstand sich von selbst, daß Adams solche Zumuthungen mit Verachtung zurückwies. Es kam zum Kriege und schon hatten die Amerikaner eine französische Fregatte erobert, als der 18. Brumaire eintrat und der erste Consul sogleich Frieden schloß. Washington starb 1799. Um diese Zeit war die nach ihm benannte Stadt zu bauen angefangen worden, wohin der Präsident und Congreß von Philadelphia aus übersiedelten. Napoleon ging in seiner Freundlichkeit gegen die V. Staaten noch weiter, indem er ihnen 1802 das ganze große französische Louisiana um 15 Mill. Dollars verkaufte.

Im Jahr 1801 wurde daher Jefferson an Adams Stelle gewählt und die Demokraten erhielten die Oberhand. In diese Periode fällt das merkwürdige Unternehmen einer kleinen amerikanischen Flotille gegen Tripolis, um die dortigen Seeräuber zu züchtigen, 1803. — In Folge des unversöhnlichen Kampfes zwischen Napoleon und England wegen der Continentalsperre hatten beide Staaten den Handel der Amerikaner schwer beläßtigt. Madison, Jeffersons Nachfolger, erließ daher ein Nichtverkehrsgesetz, welches allen Handel der

Amerikaner ſowohl mit England als Frankreich unterſagte, bis jene Staaten ihre ſtrengen Maßregeln würden zurückgenommen haben. Napoleon war ſo klug, es 1810 zu thun. Der Noth und Verarmung in Europa entflohen damals viele Menſchen nach den V. Staaten, welche im Jahr 1789 kaum etwas mehr als drei Millionen Seelen gezählt hatten, jetzt aber durch Louiſiana und durch die ſtarke Einwanderung aus Europa vermehrt, im Jahr 1810 bereits über 7 Mill. Seelen zählten und fünf neue Staaten, Nordcarolina, Vermont, Kentucki, Tenneſſee, Ohio bildeten.

Durch die Ausbreitung der Weißen im Innern des Landes wurden aber die Wilden abermals tief aufgeregt. Ein Häuptling der Schawaneſen, Tecumſeh, leitete einen Bund aller Indianer ein, nicht ohne Zuthun engliſcher Agenten. Allein die Regierung erſtickte die Empörung im Keime. Die Engländer hatten amerikaniſche Matroſen gepreßt, amerikaniſche Schiffe durchſucht und nach und nach 900 derſelben, weil ſie für fremde Rechnung Handel trieben, confiscirt. Da nun keine Genugthuung erfolgte, rüſtete Amerika und erklärte 1812 an England den Krieg. Man ſchlug ſich anfangs nur an den canadiſchen Grenzen und zur See ohne Erfolg. Erſt 1814, als der große Krieg in Europa beendigt worden war, ſchickte England 14,000 Mann von Wellingtons berühmter Armee. Die Vorhut unter Riall lieferte den Amerikanern, welche General Scott befehligte, nahe am großen Waſſerfall des Niagara eine blutige Schlacht, in der auf jeder Seite 8—900 Mann fielen und das Geſchrei der Verwundeten vom Brauſen des Stromes übertönt wurde. Auch Scott war unter den Todten. Die Amerikaner hatten geſiegt, waren aber ſo geſchwächt, daß ſie das Schlachtfeld räumten. Nun erſchien das Gros der engliſchen Armee unter General Roß vor Washington, vertrieb die ſchwachen Milizen, rückte in die neue Stadt ein und ſteckte ſie in Brand, insbeſondere alle öffentlichen Gebäude, den Senatspalaſt, das Arſenal, ſogar die ſchöne Bibliothek, ein Vandalismus, der den tiefen Haß der Engländer gegen ihre abtrünnigen Brüder beurkundete. Ein furchtbares Gewitter vermehrte die Schrecken dieſes nächtlichen Brandes. Hierauf

dachten die Engländer auf ein großes Unternehmen gegen Louiſiana, wo die Angloamerikaner noch nicht recht feſten Fuß gefaßt hatten, und zogen unter Lord Cochrane vor New-Orleans, im Sept. 1814. Aber der amerikaniſche General Jackſon hatte eine lange Bruſtwehr von Baumwollballen aufwerfen laſſen, hinter der er ſeine Schützen verſteckt hielt, und ſo gute Poſitionen gewählt, daß die Engländer nicht ungeſtraft der Stadt nahe kommen konnten. General Packenham, der die engliſchen Landtruppen commandirte, wurde von einem ſo mörderiſchen Schützenfeuer empfangen, daß nach drei vergeblichen Verſuchen, die Schanzen zu erſtürmen, 2600 Engländer, unter ihnen Packenham ſelbſt und mit ihm die Generale Kean und Gibbs todt dahingeſtreckt lagen und der Reſt zurückwich. Die Amerikaner zählten nur 6 Todte.

Unterdeß war ſchon am 24. Dezember 1814 zu Gent der Frieden zwiſchen England und den V. Staaten unter Vermittlung der Großmächte abgeſchloſſen worden. Die Nachricht davon machte den Feindſeligkeiten ein Ende. Aber noch 1815 ſegelte eine amerikaniſche Flotte vor Algier und zwang den Dey zu einer Genugthuung wegen Seeräuberei.

In den folgenden Friedensjahren unter dem Präſidenten Monroe erweiterte ſich das Gebiet der V. Staaten durch das Zurückweichen vieler Indianerſtämme, welche ihre Sitze in der Nähe der Weißen ſich abkaufen ließen und nach Weſten zogen, und durch Civiliſirung derer, welche ſich der Regierung unterwarfen. Ferner durch fortgeſetzte Einwanderungen aus Europa und Gründung der neuen Staaten: Indiana (1816), Miſſiſippi (1817), Illinois (1818), Florida, durch Kauf von Spanien erworben (1819), Maine (1820), Miſſouri (1822), Alabama (1826). Im Jahre 1820 zählten die V. Staaten ſchon 9,600,000 Seelen.

Mitten im Frieden und Gedeihen traten aber damals zuerſt die Gegenſätze innerhalb der Union ſchärfer hervor. Die alte föderaliſtiſche oder ariſtokratiſche Partei hatte hauptſächlich ihre Stärke im Süden, wo der große Güter- und Sklavenbeſitz heimiſch iſt, die unioniſtiſche und demokratiſche Partei dagegen im Norden, wo es

nur kleinere Beſitzer, aber in deſto größerer Zahl, und keine Sklaven gab. Der eingewanderte Bürger und Bauer, der ſich redlich von ſeiner Hände Arbeit nährte, ſtolz auf ſeine Freiheit war und eine religiöſe Achtung vor der Freiheit überhaupt hegte, die vom Chriſtenthum wie von der Menſchenwürde unzertrennlich ſey, haßte die Sklaverei grundſätzlich, verbot ſie in einigen nördlichen Staaten ausdrücklich und bildete Antiſklaverei-Geſellſchaften. Der Norden verlangte auch hohe Schutzzölle zum Vortheil der nur in den nördlichen Provinzen gepflegten Induſtrie, der Süden aber proteſtirte dagegen und verſchaffte ſich durch die Nationalbank das Monopol im Geldverkehr, weshalb der zum Präſidenten gewählte General Jackſon die Bank aufhob. Dies führte eine erſte, bald vorübergehende Handelscriſis herbei.

Ein neuer Indianerkrieg 1832 wurde durch gütlichen Vertrag beendigt und viele Wilde verkauften wieder ihren Grund und Boden und zogen weiter weſtwärts. Andere wurden argliſtig trunken gemacht und dann verleitet, ähnliche Verträge zu unterzeichnen. Die Seminolen in Florida beſchwerten ſich deshalb, wurden aber in brutaler Weiſe unterdrückt. Auch die empörten Creeks wurden unterworfen und 1839 ein Vertrag abgeſchloſſen, in Folge deſſen zahlreiche Indianer ihr bisheriges Land den Yankees verkauften und nach Weſten wanderten, auch ſolche, die ſchon zum Chriſtenthum bekehrt und einigermaßen civiliſirt waren. Der Yankee wollte alle Rothhäute vertreiben oder ausrotten und das Land allein für ſich haben. Die fortgewanderten Stämme mußten nun wieder ihrerſeits die Stämme im Weſten, auf welche ſie ſtießen, ausrotten, um ſich in Beſitz ihres Landes zu ſetzen, und der Yankee ſah ſchadenfroh zu, wie die Rothhäute ſich maſſenhaft ſelber vertilgten.

Mittlerweile folgten aus Europa immer neue zahlreiche Einwanderungen, weil die Bevölkerungen, namentlich in Irland und Deutſchland, mit ihren Regierungen unzufrieden waren und Noth litten. So war die Einwohnerzahl der V. Staaten im Jahre 1840 bereits bis auf 17 Millionen angewachſen. Als neue Staaten traten in die Union Wisconſin 1835, Arkanſas und Michigan 1836.

Im Jahre 1845 wurde Polk Präsident. Damals fanden es die V. Staaten für nöthig, sich des Rechts auf das ganze weite Westgebiet Nordamerikas bis zum stillen Ocean zu versichern. Dieses s. g. Oregon-Gebiet war bisher von Europäern unbewohnt und der Besitz desselben zwischen den V. Staaten und England unentschieden gewesen. Durch die Erwerbung des Oregongebiets drohte aber der Norden der Union ein geographisches und numerisches Uebergewicht zu erlangen, dem der Süden bald nicht mehr gewachsen seyn würde. Daher das eifrige Streben des Südens, sich in dem Maaße südwärts auszudehnen, wie der Norden westwärts. Daher auch die Unterwühlung und Bearbeitung der großen mexikanischen Grenzprovinz Texas, um sie der Union einzuverleiben und dadurch die Stimmenzahl der Sklavenstaaten zu vermehren. Die Oregonfrage wurde zu Gunsten der V. Staaten entschieden, da die Engländer sich hüteten, mit Nordamerika in Krieg zu gerathen. Die Texasfrage endete eben so entschieden günstig für die V. Staaten. In Texas hatten sich unter der dünnen spanischen Bevölkerung schon viele Yankees niedergelassen, welche 1836 die mexikanischen Behörden vertrieben und Anschluß an die V. Staaten forderten. Santa Anna wollte sie bezwingen, wurde aber von den Texanern unter General Houston geschlagen und gefangen. England gab sich vergebens Mühe, die Vereinigung zu hintertreiben. Mexiko protestirte, aber am 29. Dezember 1845 besiegelte Polk die Einverleibung von Texas in die Union, nachdem der Congreß von Washington sie in beiden Häusern angenommen hatte. Eine vom Prinzen von Solms geleitete deutsche Auswanderung nach Texas litt große Noth durch ungesundes Clima und durch die Wilden.

Californien, die nördlichste Provinz Mexikos am stillen Ocean, grenzte an das Oregongebiet, und auch hier hatten sich bereits unternehmende Angloamerikaner niedergelassen. Allein die Spanier drohten ihnen mit Ermordung und Niederbrennung ihrer Wohnungen. Da erschien im Mai 1846 der nordamerikanische Capitain Fremont, der im Namen seiner Regierung den passendsten Land-

weg von der Oſt- zur Weſtküſte der V. Staaten aufſuchen ſollte, mit einem bewaffneten Gefolge und wurde ſogleich von ſeinen bedrängten Landsleuten im Thal des Sacramento River um Hülfe angerufen. Er aber jagte den mexikaniſchen General Caſtro in die Flucht. Unterdeß war der Krieg zwiſchen den V. Staaten und Mexiko wegen Texas ausgebrochen und wurde ein amerikaniſches Corps unter Stockton nach Californien geſchickt, welches von den Vorgängen daſelbſt noch gar nichts wußte. Gewiſſermaßen ärgerlich, daß Californien ſchon erobert war, annexirte es die Regierung der V. Staaten, ſtellte aber den kühnen Fremont, weil er eigenmächtig gehandelt hatte, vor ein Kriegsgericht und entließ ihn aus dem Dienſte.

Der Krieg gegen Mexiko begann im Frühjahr 1846. Von Seiten der V. Staaten wurde General Taylor mit einer ſchnell zuſammengerafften Armee, bei der ſich beſonders viele Deutſche einfanden, an die Grenze geſchickt. Die Mexikaner ſchickten gleichfalls ein Heer unter General Paredes, der am 23. April den Krieg erklärte. Beide Heere lagen ſich bei Matamores an der Mündung des Rio Grande gegenüber. Taylor ſiegte und rückte allmählig vor. Unter die Spanier kam große Verwirrung, denn der früher aus Mexiko verbannte General Santa Anna kehrte zurück und wurde in Veracruz zum Präſidenten der Republik ausgerufen, während Paredes von ſeinen eigenen Leuten gefangen wurde, am 5. Auguſt. — Unterdeß hatte Oberſt Kearney die an Texas grenzende Provinz Neumexiko erobert und am 19. Auguſt den V. Staaten einverleibt, worauf er auch die Einverleibung Californiens, welche Fremont begonnen hatte, vollendete.

Im Winter ruhten die Waffen. Taylors Armee wurde geſchwächt, indem er einen Theil ſeiner Truppen dem ältern und ihm vorgeſetzten General Scott abgeben mußte, welcher mit 12,000 Mann das Fort von Veracruz, San Juan d'Ulloa, belagerte und am 29. März 1847 eroberte, nachdem es faſt ganz zuſammengeſchoſſen war und faſt 1000 Einwohner umgekommen waren. Inzwiſchen fiel Santa Anna über den geſchwächten Taylor bei Buen Viſta her, wurde aber am 22. und 23. Februar von ihm zurückge-

schlagen und wandte sich plötzlich gegen Scott, der von Veracruz her nach der Hauptstadt Mexiko selbst vorrückte, wurde aber auch von diesem bei Sierra Gordo am 18. April aufs Haupt geschlagen. Hierauf rastete Scott den heißen Sommer über und rückte erst am 17. August bis vor Mexiko. Hier lieferte ihm Santa Anna noch eine Schlacht am 20. ohne Erfolg. Santa Anna bot einen Waffenstillstand an, brach ihn aber nachher selbst, um sich zu verstärken. Scott griff wieder an und erstürmte Mexiko nach einem dreitägigen sehr blutigen Kampfe, 12.—14. September. Santa Anna entkam mit schweren Wunden, General Bravo fiel. Die Mexikaner verloren 3000 Mann, darunter 1000 Einwohner, die den Soldaten aufs tapferste ihre Stadt vertheidigen halfen und zu diesem Zwecke viele Barrikaden aufgeworfen hatten. Allein die bessere Tactik und Disciplin der nördlichen germanischen Race siegte hier über die blinde Wuth der südlichen romanischen und Mischlingsrace. Scott schätzte seinen Verlust auf 1000 Mann.

Die Mexikaner hielten sofort einen Congreß zu Queretaro ab unter dem neugewählten Präsidenten Anaya, welcher jeden weitern Widerstand aufgab und mit dem amerikanischen Bevollmächtigten Trist Frieden schloß. Mexico trat die Provinzen Texas, Neu-Mexiko und Californien für immer an die Vereinigten Staaten ab und zahlte ihnen 15 Mill. Dollars Kriegskosten.

Von den drei neuen Erwerbungen erlangte Californien die höchste Bedeutung. Ein Schweizer nämlich, Sutter, hatte sich in der Nähe von San Francisco, der Hauptstadt Californiens, angesiedelt (1839) und bald darauf zufällig auf seinem Grund und Boden Gold gefunden. Dieser Fund elektrisirte sofort die ganze Bevölkerung, man fand des Goldes mehr und nun wollte alles Gold graben. Die Nachricht verbreitete sich schnell nach den Vereinigten Staaten, nach Europa, nach China, und von allen Seiten strömten Goldgräber herbei, die ihr Glück in Californien versuchen wollten. San Francisco, welches an den Mündungen mehrerer großen Flüsse am stillen Ocean erbaut, eine herrliche Lage besaß, aber noch 1848 nur 500 Einwohner gezählt hatte, wuchs binnen wenigen Jah-

ren zu einer großen Stadt empor, und zählte 1850 schon 30,000, 1853 schon 50,000 Einwohner. Die Zahl der Goldgräber aber belief sich schon 1850 auf 150,000, und die Goldfunde waren so ergiebig, daß man sie im Jahre 1852 zu 12, 1856 sogar zu mehr als 15 Mill. Pfund Sterling berechnete.

Der Zulauf von Goldgräbern erzeugte eine wunderliche Anarchie. Tausende von Menschen kamen an, aber ohne Geräthschaften. Da stieg der Werth einer Hacke oder Schaufel auf 75 Dollars. Es fehlte an Lebensmitteln, Kleidern, Wohnungen, aber Geld hatte man in Menge. Da wurden Kleinigkeiten zu den fabelhaftesten Preisen gekauft. Ganz Francisco brannte binnen wenigen Jahren dreimal ab und wurde doch immer schnell wieder aufgebaut. Die Zustände wurden aber immer anarchischer, je größer der Zulauf von fremden Abenteurern, armen, hungernden, habgierigen und zugleich energischen Menschen, die entschlossen waren, reich mit Gold beladen oder gar nicht heimzukehren. Viele, denen das Graben zu lästig wurde, schlugen andere todt, die schon viel Gold gewonnen hatten, oder errichteten Spielbanken und gewannen den einfältigen Goldgräbern ihre Schätze wieder ab. In dem einzigen Jahre 1855 zählte man in der Stadt 538 Morde, darunter aber 47 Lynchfälle, d. h. öffentliche Hinrichtungen, welche die ordnungsliebenden Einwohner an auf der That ertappten Verbrechern vollzogen. Die guten Bürger traten in einen Sicherheitsausschuß zusammen, setzten den unfähigen oder bestochenen Gouverneur ab und handhabten die Ordnung selbst. Indem die angloamerikanische Bevölkerung in St. Francisco sich rasch vermehrte, wurde sie sowohl der alten spanischen, wie der indianischen Meister und verfuhr gegen beide mit grausamer Härte.

Auch gegen England benahmen sich die Vereinigten Staaten sehr trotzig, schickten 1846 den englischen Gesandten Crompton fort, weil er sich in Werbeangelegenheiten gemischt hatte, besetzten die noch streitige Insel San Juan im Oregongebiet eigenmächtig und wußten wohl, England werde keinen Krieg mit ihnen anfangen wollen. Der Uebermuth der Amerikaner gegen das alte Europa erreichte seine

Höhe in den Feſten, die den von dort geflüchteten Revolutionären, namentlich Koſſuth, gegeben wurden.

In dem noch engliſchen Canada wurden republikaniſche Aufſtände verſucht, aber durch die Wachſamkeit der Engländer vereitelt, 1837. Man iſt hier, weil mehr Ordnung und feine Sitte herrſcht, zufriedener, als unter den brutalen Yankees.

Im Norden Amerikas breiten ſich noch unermeßliche Prairien aus, wo nur Jäger hauſen, um Pelze zu erbeuten. Nach dem größten Jäger und Pelzhändler, dem aus der Gegend von Heidelberg gebürtigen Kürſchnergeſellen Aſtor, der hunderte von Jägern in den Prairien beſoldete, und zwanzig Schiffe unterhielt, um die Häute und Pelze in Europa und China zu verkaufen, wurde eine von ihm an der Weſtküſte Nordamerikas gegründete Colonie Aſtoria genannt.

Lange iſt ein Seeweg um den Norden Amerikas herum nach China, die ſ. g. nordweſtliche Durchfahrt, geſucht worden, weil man auf demſelben viel ſchneller in die indo-chineſiſchen Gewäſſer kommen würde, als um die Südſpitze Amerikas und Afrikas herum. Allein man fand im Polarkreiſe das Meer ſtets zu ſehr mit undurchdringlichem Eiſe angefüllt. Großen Ruhm erwarben die engliſchen Capitäne Roß und Parry durch die Kühnheit, mit der ſie in die kalte Zone eindrangen, den größten aber Capitän Franklin, der auf den berühmten Entdeckungsſchiffen des Capitän Roß, Erebus und Terror, 1845 ſeine Entdeckungsreiſe, um die nordweſtliche Durchfahrt zu finden, unternahm, aber nicht wiederkehrte. Die ganze gebildete Welt intereſſirte ſich für ihn und wetteifernd ſchickten England und die Vereinigten Staaten Schiffe aus, den Verlornen zu ſuchen, nahe an 30 verſchiedene Expeditionen. Aber erſt 1859 fand Capitän M'Clintac mit dem Dampfer For, den Lady Franklin auf eigene Koſten ausgerüſtet hatte, um ihren Gatten wiederzufinden, die Spuren des Verlornen wieder auf, nämlich einen auf Point Victory an der Weſtküſte von King Williams Island am 25. April 1848 von den Capitäns Crozier und Fitzjames niedergelegten Bericht, demzufolge die beiden Schiffe Franklins, Erebus

und Terror, im Eis eingefroren, wenige Tage vorher hatten müssen verlassen werden, nachdem Franklin selbst schon am 11. Juni 1847 gestorben war. Damals waren noch 105 Personen der Expedition übrig. Kleider, Waffen, zum Theil auch Gerippe derselben wurden noch an verschiedenen Orten (an der Backbay) gefunden. Franklins Opfertod führte aber dennoch zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt, denn unter den Schiffscapitänen, die ihn aufsuchten, überwinterte Mac Clure, von Westen kommend, im Meereise unfern von der Melvilleinsel, und traf hier 1853 zusammen mit dem von Osten kommenden Capitän Kellett. Die eingefrorene Durchfahrt war somit entdeckt, aber sie blieb unpraktisch, weil des Eises zu viel war. Dagegen entdeckte der Amerikaner, Dr. Kane, als er ebenfalls Franklin aufsuchte (1853—1855), daß sich der Smithsund am nördlichen Ende der Baffinsbay gegen Norden immer weiter ausdehne und in ein offenes Meer ausmünde, welches durch warme Strömungen vom Eise frei gehalten sey.

2.

Corruption des Yankeethums.

General Taylor, der Sieger über Meriko, wurde im Herbst 1848 zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt, starb aber schon 1850 an der Cholera, worauf Vicepräsident Filmore für ihn eintrat, 1852 aber Pieree zum Präsidenten gewählt wurde.

In dem Maaße, in welchem sich in dem streng reformirten Nordamerika immer mehr theils strengkatholische Irländer, theils „gebildete," d. h. gar nichts mehr glaubende Deutsche ansiedelten, wurde der religiöse Eifer der alten Puritaner entflammt, und da sowohl die dem tiefsten heimathlichen Elend entfliehenden Irländer, als die gottlosen, wegen Armuth oder Verfolgung in der Heimath ausgewanderten, nicht selten auch nur als Verbrecher flüchtigen Deutschen Armuth, Trunkenheit, Faulheit und den Abschaum europäischer

Laſter mitbrachten, ſo waffnete ſich der Stolz der in ſolidem Wohlſtand befindlichen Angloamerikaner gegen das fremde Geſindel. Die ſ. g. Natives verlangten Bevorrechtung der alten einheimiſchen Bürger vor den unzuverläßigen Fremden. Da jedoch eine natürliche Politik den Nordamerikanern gebot, das weite und öde Gebiet der Union durch die Einwanderung, wie bisher, erſt überhaupt mit Menſchen anzufüllen, erhielten die Einwanderer nach wie vor ſchon je im fünften Jahre nach ihrer Ankunft das volle Bürgerrecht und ihre Stimmen wurden wichtig bei allen Wahlen.

Am 12. Mai 1844 kam es in Philadelphia zu einer blutigen Schlägerei zwiſchen katholiſchen Irländern und Natives. Alle Irländer wurden mißhandelt oder ermordet, ihre Häuſer (über 50) und zwei große katholiſche Kirchen in Brand geſteckt. Die Irländer flohen mit Weibern und Kindern. Am 26. Mai 1851 erfolgte zu New-York eine ganz eben ſo ſchadenfrohe Mißhandlung der deutſchen Turner. Dieſe feierten fröhlich ihr Maifeſt in der Nähe der Stadt zu Holoken, mit Weibern und Kindern, als ſie plötzlich von einer Bande Rowdies beſchimpft und angegriffen wurden. Die Turner ſetzten ſich, obgleich ſchlecht bewaffnet, zur Wehre und vertrieben die Unholde, die aber bald verſtärkt und mit Feuerwaffen verſehen aus New-York zurückkehrten. Nun gab es eine förmliche Schlacht, in der mehrere Deutſche fielen und viele verwundet wurden. Aber auch diesmal ſiegten die Deutſchen und kehrten, indem ſie Weiber und Kinder in ihr Viereck einſchloßen, Abends glücklich heim. Am andern Tage aber veranſtaltete das Gericht eine Unterſuchung und ließ nicht die Rowdies, ſondern die unſchuldigen Deutſchen, die ſich nur gewehrt hatten, arretiren.

Im Jahr 1854 war die Einwanderung aus Europa ungeheuer. In New-York allein landeten an 300,000 Menſchen. Daher verdoppelte ſich der Zorn und die Sorge der Natives. Ein gewiſſer Judſon, ein verdorbener Literat, organiſirte die fanatiſche Partei der Natives in einem Geheimbunde und gab ihr den neuen Namen der Know-nothings (Nichtswiſſer). Ihr Programm war: Verdrängung aller Fremden von Aemtern und Wahlen, Feſthalten am

Vorrecht der einheimiſchen Demokraten, Schutzzölle und ausſchließliche Geltung des Proteſtantismus. Den Knownothings zur Seite ſtanden die Temperenzler, die eifrigen Anhänger der Mäßigkeitsvereine, welche ſich mit Recht gegen die Trunkenheit der Deutſchen und Irländer empörten und die gute Abſicht hatten, dieſe Verirrten durch Verbot jedes geiſtigen Getränks zur Tugend zurückzuführen. Der native Pöbel fiel noch öfter über die Deutſchen her, in Cincinnati, New-Orleans, St. Louis, Chicago. Am blutigſten war der Kampf am 6. Aug. 1855 in Louisville, aus Anlaß von Wahlen. Hier zeigte der an Zahl weit überlegene Pöbel eine beſondere Wuth und zerſtörte und verbrannte viele Häuſer der Deutſchen und Irländer. Scheußliche Scenen, bei denen reformirte Prediger den Pöbel hetzten. Die Fliehenden wurden wie das Wild niedergeſchoſſen, Mütter, ihr Kind im Arme, erſchlagen. Bei der gerichtlichen Unterſuchung aber wurden wieder nur die unſchuldigen Deutſchen und Irländer arretirt und als Anſtifter der Unruhen angeklagt, und der Mob (Pöbel) geſchont.

Dieſe Greuel hatten zur Folge, daß viele Deutſche und Irländer aus den Staaten auswanderten, wo ſie am meiſten bedroht waren. Das führte zu einem Fallen der Güterpreiſe und ſchadete inſofern den Nativen, deren Partei ſofort ihre Macht verlor. Denn das Geld geht hier über die Grundſätze.

Unter Pierces Präſidium ſeit 1852 nahm die Corruption in den Vereinigten Staaten einen immer koloſſaleren Maßſtab an, weil der Präſident ſelbſt mit ihr kokettirte, um wo möglich das nächſtemal wieder gewählt zu werden, was ihm jedoch mißlang. In dieſer Abſicht ſtellte Pierce überall Geſindel an, durch welches er ſich der Rowdies und ihrer Fäuſte verſichern wollte. Nie hatte die Union ſchlechtere Beamte geſehen. Im Jahre 1855 berichteten zuverläſſige Stimmen aus Amerika: „Jeder Beamte ſucht ſeine kurze und unſichere Stellung ſo gut als möglich auszubeuten, und wenn er es vermag, ſo erwirbt er das Lob eines ſmarten (geriebenen) Mannes. Mit jeder Wahl beginnt ein neuer Kreislauf der Corruption. Die Männer der ſiegenden Partei ſtürzen in haſtigem Wett-

lauf herbei, um, wie man ſagt, „die Beute zu theilen," das heißt, ſich der Aemter und Vortheile zu bemächtigen und möglichſt viel Geld zu machen."

Die Natives überbieten ſich in Betrügereien, weil ſie zu ſtrenger Arbeit, welche ſie den Negern, Deutſchen und Irländern überlaſſen, zu faul, nur immer vom Fleiß anderer den Gewinn ziehen wollen. Schon im Hafen empfängt den Einwanderer ein Schwarm von Betrügern, die ſ. g. Runners. Ungeheuer wird betrogen mit dem Verkauf von angeblich gut gelegenen Ländereien, an deren Stelle die armen Einwanderer dann entlegene Wüſten oder Wälder finden. Betrügeriſche Bankerotte ſind Tagesordnung und entehren nicht, verſchaffen vielmehr dem Betrüger noch Ruhm.*) Ganze Geſellſchaften leben von betrügeriſchen Prozeſſen, vom Schwören falſcher Eide. Grenzenlos wird betrogen im Fach der Heilkunſt und Pharmacie, indem es nirgends eine ärztliche Controle gibt. Die ungeheuerſten Schwindeleien betreffen Actienunternehmungen, wobei ſowohl der Staat, als die Actionäre geprellt werden. Polizei und Juſtiz verſagen faſt überall den Dienſt. Zahlloſe Mordfälle, Räubereien, Betrügereien bleiben ungeſtraft. Nur in ſeltenen Fällen, wenn das moraliſche Gefühl der Bürger ſich empört, ſchaaren ſich dieſelben zuſammen, um nach dem Beiſpiel eines gewiſſen Lynch, der es zum erſtenmal that, die Schuldigen am nächſten Baume aufzuhängen, nach dem ſ. g. Lynchgeſetz.

New-York hat mehr als eine halbe Million Einwohner und doch keine geſetzliche Sicherheit. Es wurde hier der Bau einer neuen Quarantaine ſammt Lazareth nothwendig; die Nachbarn des Neubaues fürchteten Anſteckung oder Entwerthung ihres Bodens, vertrieben alſo die Arbeiter mit Schüſſen, bis Soldaten den Bau bewachten. Kaum aber war der Bau fertig, als er auch ſchon in

*) In einem New-Yorker Blatte erſchien 1857 eine Anzeige: „Kaufleute, deren Verhältniſſe in Unordnung ſind, die Geld brauchen oder Luſt haben mit Hülfe gewandter Finanzoperationen ihre Zahlungen ſo einzuſtellen, daß dabei etwas Erkleckliches für ſie erübrigt, bietet hiedurch Jemand ſeine Dienſte an: 1051 Herald Office.

Asche gelegt wurde. Die Regierung ließ einen neuen aufrichten, aber auch dieser wurde am 1. Sept. 1858 wieder niedergebrannt, wobei man die dem Brand entrissenen Kranken bei schlechtem Wetter aufs freie Feld hinwarf. Die Löschmannschaft fehlte gänzlich, indem sie in derselben Nacht einem großen Fackelzuge zu Ehren des transatlantischen Kabels beiwohnte. Der Frevel blieb unbestraft, der Bau unterblieb.

Die obligaten Raufbolde, die sich um kein Gesetz bekümmern, heißen Rowdies. Sie wurden von den Parteien förmlich organisirt, um durch ihre Roheit alle rechtlichen Männer von den Wahlen abzuschrecken. Um dieses politischen Dienstes willen wurden sie straflos. In allen größeren Städten, hauptsächlich in New-York und New-Orleans tyrannisirten sie den ruhigen Bürger. In New-Orleans nahmen sie dermaßen überhand, daß sich am 3. Juni 1858 die guten Bürger bewaffneten, um die vom Mayor der Stadt geduldeten Raubmorde endlich zu unterdrücken. — Im Congreß zu Washington selbst wurde häufig nicht nur aufs pöbelhafteste geschimpft, sondern auch gerauft. Am 9. September 1841 prügelten sich im Repräsentantenhause die Abgeordneten Stanley und Wise, andere mischten sich ein und es gab eine großartige Schlägerei. Am 23. April 1844 zankte sich ebendaselbst White mit Rothbue und fiel mit Fäusten über ihn her. Andere mischten sich darein und es gab eine allgemeine Rauferei, während welcher Moore auf Mac Causlin schoß, aber nicht ihn, sondern einen Beamten des Hauses verwundete. Endlich wurde Friede gemacht und White und Rothbue schüttelten sich unter dem allgemeinen Beifall des Hauses wieder die Hände. Am 2. März 1859 schoß in der gesetzgebenden Versammlung von Kentucky ein gewisser Marwell auf einen Herrn Low, es entstand ein Kampf, der Pöbel nahm Partei für Marwell, der unschuldige Low wurde unter dem Vorwand, ihn zu schützen, in ein Gefängniß geführt, dort aber ermordet. Am 13. April 1860 schlug in einem Zimmer dicht neben dem Sitzungssaal des californischen Parlaments in San Francisco der Gesetzgeber Stone den Gesetz-

geber Boll mit der Faust ins Gesicht, worauf dieser einen Revolver zog und jenen in den Bauch schoß.

Neben der herzlosesten Verstandesnüchternheit herrscht in den V. Staaten ein unglaublich grober Aberglauben. In allen Zeitungen kündigen sich Madams als Wahrsagerinnen an und haben ungeheuren Zulauf. Im Jahre 1837 kam von dort ein gewisser Hume als Geisterbeschwörer nach der alten Welt herüber und erregte großes Aufsehen in England und Frankreich. Das Aergste aber, was die amerikanische Wundersucht ersann, war im Jahre 1853 das „Tischrücken" (table moving) sammt den „Klopfgeistern." Eine Reihe Menschen stellte sich um einen runden Tisch, indem jeder mit seinem kleinen Finger den des Nachbars berührte. So bildeten sie eine Kette, innerhalb welcher eine Nervenströmung entstand, welche nach einiger Zeit den Tisch in Bewegung setzte, so daß er sich rasch und immer rascher drehte. Wenn man aber dem Tisch Fragen stellte, so beantwortete er sie durch Klopfen mit einem Fuße allezeit richtig. Man erleichterte ihm das Geschäft des Antwortens durch einen Schreibapparat und nun war der freieste Verkehr mit dem Geist im Tisch geöffnet.

Die Nüchternheit des nordamerikanischen Alltagslebens erforderte starke Unterbrechung durch phantastische Aufregungen. Diese hervorzurufen, verstand am besten der erfindungsreiche Barnum in New-York, der sich fabelhafte Summen verdiente, indem er dem Publikum niegesehene Dinge vorzeigte. Ziemlich bescheiden fing er mit einem alten Weibe, der angeblichen Amme Washingtons, an, producirte dann ein Meermädchen, ferner den winzig kleinen General Tom Thumb, eine große Ausstellung von physisch degenerirten Kindern, ein lebendiges Mißgeburtenkabinet ꝛc. Die Aussicht auf großen Geldgewinn lockte 1841 die berühmte Wiener Tänzerin, Fanny Elsler, nach den V. Staaten zu gehen, wo sie nicht nur vom Publikum, sondern selbst von Gouverneuren, Magistraten und Körperschaften in feierlicher Procession abgeholt wurde. Ihrem Beispiel folgte 1850 die berühmte schwedische Nachtigall, Jenny Lind, die durch ihren Gesang die Yankees dermaßen bezauberte, daß sie wie toll

wurden. Um den Preis, das beste Gedicht auf sie gemacht zu haben, bewarben sich 750 Dichter. Das erste Billet zu ihrem Concert wurde mit 625 Dollars bezahlt. — Mit derselben Uebertreibung wurde der untermeerische Telegraph begrüßt. Die Yankees meinten schon, jetzt sey nichts mehr in der Welt unmöglich. Unter anderm bewunderten sie auch Lola Montez, die 1860 in Philadelphia vom Schlag getroffen wurde.

Sehr interessant ist die religiöse Entwicklung in der Union. Der Staat kümmert sich nicht um die Kirche. Neben der bischöflichen Kirche Altenglands stehen zunächst die puritanischen Congregationalisten oder Browniſten, die alte und neue Schule der Puritaner, die presbyterianische Kirche, die Cumberland presb. K., die vereinigte K., die vereinigte verbesserte K., die verbesserte presb. K. Zu allen diesen verschiedenen, aber verwandten Kirchen bekennen sich etwa der vierte Theil der Seelen in den Vereinigten Staaten. Zu ihnen muß man aber noch die reinen Lutheraner und Reformirten rechnen, die aus Deutschland eingewandert sind, wenigstens eine Million. — Die Methodisten zählen eben so viele Millionen, wie die Altkirchlichen, sind aber nicht minder gespalten. Sie haben eine method. Episcopalkirche, eine verbesserte method. Kirche, eine method. protest. K., eine Wesleysche Methodistenkirche, eine protest. Episcopalkirche, eine method. Gesellschaft. — Die Baptisten füllen das dritte Viertel der V. Staaten aus, indem sie besonders in der letzten Zeit sich weit ausgebreitet haben. Sie theilen sich aber in calvinistische Baptisten, Willensfreiheitbapt., Sabbatarier, Christier, Schüler Christi (Campbelliten). — Die katholische Kirche hat sich trotz aller Ungunst allmälig immer weiter in den V. Staaten ausgebreitet und wird immer mächtiger, je mehr die andern Kirchen sich in Nebenkirchen zerstreuen und in Afterkirchen entarten. Den alten Colonisten und ihren Nachkommen wohnt noch der unversöhnliche Haß gegen das Papstthum inne, den sie aus Europa mitgebracht, und der Stolz und Egoismus des Yankee sträubt sich gegen die Autorität. Daher die Verfolgung, welche die katholischen Priester mehrfach er-

litten haben. Allein ſolche kleine Exceſſe hinderten das Gedeihen der katholiſchen Kirche in den V. Staaten keineswegs.

Der allgemeine Charakter der aus dem Proteſtantismus Europas hervorgegangenen Sekten in den V. Staaten iſt 1) ein ſtark vortretender Judaismus mit ſeiner Aeußerlichkeit, ſtrengen Sabbathfeier,*) Streitſucht und Intoleranz. 2) Ein eben ſo ſtark vortretender Subjectivismus, das allgemeine Prieſterthum. Die Gemeinde allein entſcheidet. Sie wählt ihren Prediger und jagt ihn fort, wie einen Bedienten. Daher die armen Seelenhirten auf allerlei Heuchelei, Schauſpielerkünſte und Speculationen angewieſen ſind, um ihr Brod zu verdienen. Daher auch ihr raſches Wechſeln und Ueberſpringen von einer Confeſſion zur andern. 3) Phantaſterei. Der Yankee bedarf bei ſeiner nüchternen Arbeit und Geldſpeculation und bei ſeinem langweiligen Familienleben, welches durch keine größere geſellige Freude wie in Europa unterbrochen wird, von Zeit zu Zeit eine ſtarke leidenſchaftliche Aufregung. Eine ſolche fand er nun gleich anfangs im Methodismus, weshalb dieſe Form des Gottesdienſtes bald die beliebteſte in den V. Staaten wurde. In ihr ſpiegelt ſich das echte Yankeethum, Geſchäftseile, Ungeduld fertig zu werden, raſches Anpacken der Sache, gründliche Expectoration, krampfhafte Reue und Buße und plötzlich wieder raſch aufflammender Hochmuth, kraft der Begnadigung und der nunmehr unzerſtörlichen Selbſtgerechtigkeit. Nichts geht in dieſer Beziehung über ein camp meeting der Methodiſten. Sie verſammeln ſich unter freiem Himmel, beſonders gern in Wäldern, und ſteigern ſich durch Sündenbekenntniß und Büßerangſt, denen der Begnadigungstriumph folgt, bis zur Verrücktheit. Am tollſten geht es her bei den Meetings der ſchwarzen Methodiſten.

Eine, jedoch nicht ſehr viel verbreitete Sekte war die der Shakers (Zitterer), ſo genannt, weil ſie, um Davids Tanz um die Bundeslade nachzuahmen, beim Gottesdienſt tanzten.

---

*) Das Sprichwort ſagt: wenn der Yankee ſechs Tage lang ſeinen Nächſten betrogen hat, ſo betrügt er am ſiebenten Gott.

Die merkwürdigſte aller Sekten aber iſt die der Mormonen, 1823 begonnen von dem damals erſt achtzehnjährigen Joë Smith in dem Dorfe Mancheſter bei Palmyra im Staate New-York. Derſelbe behauptete, ihm ſey ein Engel erſchienen und habe ihm auf dem Berge Cumorah bei Palmyra eine Kiſte gezeigt, in welcher er das Buch Mormon auf goldenen Tafeln niedergeſchrieben fand. Dieſes Buch lehrt, nach der Sündfluth ſeyen fromme Juden nach Nordamerika gekommen, auch der Heiland ſey bei ihnen geweſen, aber durch ihre Sünden ſeyen ſie dreimal alle ausgerottet worden und zuletzt nur Mormon übrig geblieben, der jenes Buch in goldene Tafeln gegraben habe. Das Buch wurde ſchon 1830 gedruckt und erregte ungeheures Aufſehen. Aber als man nach den goldenen Tafeln frug, waren ſie verſchwunden. Sie hatten nie exiſtirt. Das Buch ſelbſt war von einem gewiſſen (ſchon verſtorbenen) Spaulding aus Liebhaberei geſchrieben worden und das Manuſcript bei einem Buchhändler liegen geblieben, bis ein gewiſſer Sidney Rivdon ſich mit dem arbeitſcheuen und verſchlagenen Joë Smith verband, um es herauszugeben, ihm einen wunderbaren Urſprung anzudichten, das Publikum zu prellen und einen guten Gewinn zu machen. Der Anſchlag gelang über Erwarten. Das langweilige Buch fand Gläubige. Smith vereinigte ſich mit dem Prediger Pratt und 1831 konnte er bereits in Kirtland ſeine erſte Gemeinde gründen. Von hier aus überſiedelte er nach Independence, wurde von dort vertrieben, hauptſächlich weil die Mormonen keine Sklaven duldeten. Ein Verſuch, Independence mit gewaffneter Hand wiederzuerobern, mißlang, 1834. Zum erſtenmal offenbarten die Mormonen hier ihren kriegeriſchen Geiſt. Sie nannten ſich die Latter-day-saints, die Heiligen des jüngſten Tages, weil ſie glaubten, ſie ſeyen berufen, die Gottloſen auszurotten. Sie zählten damals ſchon 50,000 Anhänger, wurden aber durch eine gemeinſame Anſtrengung der Miſſourier unter General Clarke aus den neuen Anſiedlungen vertrieben.

Smith und Pratt folgten nur inſtinktartig dem Zeitgeiſte, indem ſie dem praetiſchen Egoismus des Yankeethums eine religiöſe Weihe gaben, nicht mehr kopfhängeriſch und bußfertig, ſondern ſtolz

und luſtig waren, das nur ahnungsvolle Hinweiſen auf eine ferne andre Welt verwarfen und friſchweg den Himmel auf Erden ſelber einrichteten und ſich ſelber ſchon dieſſeits ſelig ſprachen. Jeder, der in ihre Gemeinſchaft trat, wurde dadurch ſorgenfrei. Zwar mußte er arbeiten, denn kein Fauler wurde unter den Mormonen geduldet, aber er erhielt ſein Ackerloos, wie jeder andere, und vollen Antheil an den Genüſſen des Wohlſtandes, in welchem die ganze Gemeinde ſich befand. Das Leben war heiter und fröhlich, der Gottesdienſt von Bällen und Tänzen begleitet.

Aus Miſſouri vertrieben, wanderten die Mormonen im harten Winter von 1838 auf 1839 nach Illinois aus und litten große Noth unterwegs am linken Ufer des Miſſiſippi. Das Volk von Illinois hatte Mitleid mit ihnen und erlaubte ihnen, in Nauvoo eine neue große Niederlaſſung zu gründen. Hier genoſſen ſie mehrere Jahre Frieden, verwandelten durch ihren Fleiß das rauhe Land in einen Fruchtgarten und begannen 1842 mit einem großen Tempelbau. Allein ihre Sonderbarkeiten und ihr Hochmuth zogen ihnen auch hier allgemeinen Haß zu. Dazu kam noch die ungeheure Anmaßung des Propheten, ſich zum Candidaten für den Präſidentenſtuhl in Waſhington ſelbſt aufzuwerfen. Endlich kam der Prophet mit einigen angeſehenen Mormonen in Conflict, deren ſchöne Weiber er verführen wollte, und verbannte ſie aus der Gemeinde, ſie aber ſchwuren ihm Rache. Der Prophet ſtiftete ſeinerſeits den Orden der Daniten, ähnlich dem der Aſſaſſinen, einer Leibgarde, die alles wagen ſollte, was er befahl. Ford, der Gouverneur von Illinois, ließ Smith verhaften, damit er ſich gegen die vielerlei Anſchuldigungen vertheidige. Vertrauend auf den Schutz der Geſetze kam auch Smith, wurde aber nebſt ſeinem Bruder Hiram im Gefängniß zu Carthago überfallen und grauſam ermordet, am 27. Juni 1844.

Brigham Young wurde ſein Nachfolger und kam in große Noth. Wüthende Volkshaufen zerſtörten einen großen Theil von Nauvoo durch Brand. Die Mormonen bewaffneten ſich, blieben aber zu ſchwach und capitulirten um freien Abzug. Sie beſchloſſen nach Utah tief im Weſten der Union zu ziehen und ſich in der Ein-

ſamkeit am Salzſee niederzulaſſen. Am 3. Februar 1846 ging der Vortrab, 1600 Seelen, über den noch gefrorenen Miſſiſippi in die unermeßliche und unbewohnte Prairie und überwand nicht nur alle Mühſale des Weges, ſondern ackerte auch und ſäete, damit die Nachkommenden reife Frucht fänden. Das Hauptheer der Mormonen mit ihrem Propheten verließ Nauvoo erſt im Mai. Der große und eigenthümliche Tempel*) der Mormonen zu Nauvoo wurde hinter ihnen verbrannt. Sie erlitten mancherlei Strapazen und Noth, blieben aber immer fröhlich, verkehrten liebreich mit den Indianerſtämmen, denen ſie begegneten, und ſchickten im Herbſt 500 Bewaffnete ab, um in Californien gegen die Mexikaner kämpfen zu helfen. Den Winter brachten die Wanderer am Miſſouri in Erdhöhlen zu. Sie hatten hier noch ausreichend Lebensmittel. Als ſie aber im April 1847 den noch weiten Weg in Eilmärſchen zurücklegten und nach Ueberſteigung des Utahgebirges endlich im Juli in das fruchtbare, damals aber noch ganz unangebaute und öde Thal des Salzſees, einen weiten und prächtigen Bergkeſſel zwiſchen hohen Bergen (der Lone Peak iſt über 10,000 Fuß hoch) gelangten, begannen ihnen die Lebensmittel zu mangeln und ihre erſten Saaten wurden im Frühjahr 1848 durch ungeheure Heuſchreckenſchwärme verderbt. Allein ſie halfen ſich hindurch und bekamen 1849 eine reiche Ernte.

Sie nannten ihre neue Heimath den Staat Deſeret (die Honigbiene) und Präſident Filmore erlaubte dem Propheten, das neue zur Union gehörige Territorium als Gouverneur zu regieren, ſetzte ihm aber ſechs Beamte an die Seite, worunter drei Nichtmormonen waren. Das paßte nun ſchlecht zur ausſchließlichen Hierarchie der Mormonen, weshalb auch jene drei Beamten gar nicht beachtet wurden. Neben dem Propheten, dem allein das Vorrecht der Inſpiration zuerkannt blieb und der Orakel und vermeint-

*) Derſelbe trug auf ſeiner Spitze einen ſchwebenden Engel. Im Innern war das Merkwürdigſte eine Nachbildung des ehernen Meeres im ſalomoniſchen Tempel, eine koloſſale Vaſe von zwölf lebensgroßen Stieren getragen, das Taufbecken, aus welchem durch den Act der Taufe Verſtorbene wie Lebendige die Heiligung ſchöpften.

liche göttliche Befehle ertheilte, regierten zwei Prieſterſchaften, die Aroniſche mit Biſchöfen, Prieſtern, Lehrern und Diakonen, denen neben dem Cultus und Unterricht auch noch die Juſtiz, Polizei und Finanzen zu verwalten oblag, und die Melchiſedek'ſche, die aus den Aelteſten und Hoheprieſtern und aus den zwölf Apoſteln (meiſt auf Miſſionen abweſend) beſtanden. Weltliche Beamte gab es nicht. Der Prophet regierte mit vieler Klugheit. Seine 500 Mann hatten der Union gegen Mexiko tapfer gedient und kehrten mit Ehren zurück. Die Verlockung, an der Goldgräberei in Californien Theil zu nehmen, wurde mit großer moraliſcher Kraft abgewieſen. Die ſchlimmen Erfahrungen, welche Smith in Miſſouri gemacht hatte, belehrten Young, daß es klüger ſey, den Abolitionismus zu mäßigen. Die Neger wurden daher als die Nachkommen Kains zurückgeſetzt und die Sklaverei derſelben gerechtfertigt.

Nun erfuhr man aber damals zuerſt, daß unter den Mormonen die Vielweiberei erlaubt und nach und nach allgemeine Sitte werde. Im Jahre 1852 verkündete zum erſtenmal Pratt eine Offenbarung, welche Smith ſchon 1843 gehabt haben ſollte, wonach die Vielweiberei zuläßig ſey: 1) weil die Patriarchen des alten Teſtaments mehrere Weiber gehabt haben, 2) weil Chriſtus ſelbſt die drei Marien „lieb hatte," 3) weil jedes Weib mit dem Recht auf einen Mann geboren iſt und ohne Mann nicht ſelig werden kann, 4) weil nur in rechter Ehe Heilige erzeugt werden können, außerehelich dagegen nur Unſelige. Damit hing das kühne Dogma von einer fortſchreitenden Vergötterung der Heiligen zuſammen. Die Heiligen ſollten Gott immer näher kommen, ſelbſt Götter werden und neue Welten ſchaffen können, während die Unſeligen, alle Nichtmormonen und unehelich Erzeugten mittelſt der Seelenwanderung rückwärts gebracht und nur als Indianer, Neger oder Thiere zu ihrer Strafe wiedergeboren werden ſollten. Um noch mehr Menſchen zum Mormonismus zu bekehren, dehnte man das Sacrament der Taufe auch auf die Todten aus und taufte auf den Wunſch der Neubekehrten deren verſtorbene Eltern, Geſchwiſter und Ver-

wandte, um auch ſie zu Heiligen zu machen. Sehr verführeriſch, aber auch ſehr gefährlich war endlich die geiſtliche Ehe (Spiritual wivery oder sealing, Beſiegelung) der Mormonen, d. h. das Recht der mit Heiden oder unwürdigen Männern bereits verheiratheten Frauen, ſich mit dem Propheten oder einem andern Heiligen geiſtlich zu vermählen, um ihre Seele zu retten. Demzufolge nahm, wer Luſt hatte, unter den Mormonen mehrere Frauen und man ſah bald, wie ein Mann einen ganzen Omnibus voll von ſeinen Ehe-dritteln, -vierteln, -fünfteln ꝛc. ſpazieren fuhr. Sonderlich der Prophet und die höhern Prieſterclaſſen verſorgten ſich reichlich mit Schönen. Der Zulauf von Frauenzimmern zu den Mormonen war aber auch ungeheuer. Daß jede einen Mann bekommen mußte, lockte viele und je mehr ihrer wurden, deſto nothwendiger wurde auch die Polygamie. Nicht nur aus den Vereinigten Staaten, ſondern auch aus Europa kamen zahlreiche Zuzüge von Neubekehrten nach dem Salzſee. Mormonenapoſtel erſchienen überall, um für ihre Sekte zu reden, wurden aber meiſt abgewieſen. Nur in England und Skandinavien fanden ſie Zulauf und nur von dort erfolgten große Einwanderungen.

Die drei nichtmormoniſchen Richter wurden vertrieben. Dieſe Mißachtung der Unionsregierung und der Greuel der Vielweiberei erregten allgemeinen Zorn. Alles verlangte den Krieg, wo nicht Ausrottung der Mormonen. Eine Armee unter Claß und Scott mußte im November 150 engliſche Meilen vom Salzſee entfernt ihre Winterquartiere aufſchlagen und litt großen Verluſt durch Kälte und Hunger. Erſt im Frühjahr erhielt ſie Verſtärkungen. Die Mormonen wichen aber dem Streich, der gegen ſie geführt werden ſollte, geſchickt aus durch eine proviſoriſche Auswanderung nach Süden, und zeigten ſich zu Unterhandlungen geneigt. In Folge derſelben ließen ſie den neuen Statthalter für Utah, Cumming, in die Salzſtadt zu. So war die Ehre der Union gerettet, die Mormonen aber behielten ihre volle Freiheit. Man zählte ihrer zuletzt 3—500,000.

3.

Der nordamerikanische Bürgerkrieg.

Die innere Parteiung in den V. Staaten wurde am meisten genährt durch die Sklavenfrage. Den Angloamerikanern in den nördlichen Provinzen, die von ihrer Hände Arbeit im gemäßigten Klima lebten und keine Sklaven brauchten, erschien die Sklaverei in den südlichen Provinzen ein Greuel, widerchristlich und inhuman, im höchsten Grade ungerecht für die Schwarzen, demoralisirend für die Weißen und eine Schande für die Union. Wetteifernd mit England, welches die Sklaverei aus andern Gründen auszurotten suchte, bemühten sich die Abolitionisten oder Freibodenmänner im Norden der V. Staaten, den Sklavenhandel gesetzlich abzuschaffen. Die Sklavenhalter in den Südprovinzen erkannten aber in der Beibehaltung ihrer Sklaven eine Lebensfrage. Um in dem heißen Himmelsstrich auf den Plantagen die Colonialproducte zu erzeugen, Zucker, Kaffee, Baumwolle ꝛc., brauchte man nothwendig die schwarze Race, denn die weiße hätte die Hitze nicht ausgehalten oder zu viel Arbeitslohn gekostet. Ueberdies fürchtete man, wenn die Neger emancipirt würden, deren Empörung wie auf Hayti. Die Yankees im Süden fochten also für ihre Existenz. Sie hatten aber das erlaubte Maaß als Herren übertrieben und überboten sich in Trotz und Barbarei, um den reichen Gewinn, den sie aus dem Mißbrauch des Sklavenhaltens zogen, zu entschuldigen. Daher die ungeheure Gehässigkeit des ganzen Streites.

Man muß dabei in Anschlag bringen, daß der Yankee von germanischer Race sich von Natur erhaben fühlt über den Neger, Auch freie Schwarze von großem Reichthum, auch Quateronen, die ganz weiß sind und nur in einem dunkeln Schatten um die Augen eine Mischung mit Negerblut verrathen, dürfen nie mit einem Weißen bei Tisch, nie mit ihm im Wagen sitzen. Dieser tiefe Racenhaß ist in der vorliegenden Frage entscheidend. Der spanische

Südamerikaner und Braſilianer verliert in der friedlichen Vermiſchung mit den Schwarzen allmälig den Adel und die Energie der weißen Race. Dieſe feſtzuhalten lehrt dagegen den Yankee ſein guter Inſtinkt und er fährt beſſer dabei. Sein Stolz iſt gerechtfertigt, ſein Verfahren practiſch, nur durch den Mißbrauch der Gewalt, die er über die ſchwarze Race beſitzt, ruft er den Fluch des Himmels auf ſich herab. Anſtatt nämlich die armen Schwarzen, wie Unmündige, menſchlich und liebreich zu behandeln und bis zu der Stufe von Bildung, deren ſie fähig ſind, zu erziehen, hält der Yankee den Schwarzen gewaltſam in der Thierheit zurück, verbietet ihm bei Todesſtrafe leſen und ſchreiben zu lernen und behandelt ihn wie das Vieh. Im Jahr 1852 beſchrieb Harriet Beecher Stove in dem berühmten Roman „Onkel Toms Hütte“ die Leiden der armen Neger und trug dadurch nicht wenig bei, den Eifer der Abolitioniſten und die Wuth der Sklavenhalter zu erhitzen. Das Aergſte war die Negerzüchterei, welche völlig wie die Viehzucht getrieben wurde, denn, um nicht ſchweres Geld für aus Afrika eingebrachte Sklaven ausgeben zu müſſen, ſind im Süden der V. Staaten Anſtalten eingerichtet, worin Negerkinder in Menge erzeugt werden. Daß der Sklavenbeſitzer ſelbſt mit ſeinen Sklavinnen eine Menge Kinder zeugt und dieſe dann verkauft,*) iſt unter den Yankees etwas gewöhnliches.

England und Frankreich hatten ſchon 1831 unter ſich, dann 1841 auch mit Rußland, Oeſterreich und Preußen einen Vertrag abgeſchloſſen, worin ſie ſich verbürgten, in ihrem Gebiet keine Sklaverei mehr zu dulden. England und Frankreich ſchloſſen 1845 einen neuen Vertrag in Bezug auf das Durchſuchungsrecht der Schiffe und hielten kleine Flotillen an der Küſte Afrikas, um den Menſchenhandel nach Amerika zu verhindern. In den V. Staaten ſelbſt hatte der Congreß ſchon 1776 die Einfuhr von Sklaven verboten,

*) Präſident Jefferſon ſelbſt verkaufte ſeine eigenen Kinder. Eine Tochter von ihm wurde zu New-Orleans auf offenem Markte von einem ſeiner Verehrer gekauft. Hamilton I. 163.

allein das Intereſſe machte das Einhalten des Verbots unmöglich. Inzwiſchen hatte man ſich vertragen und noch zuletzt hatte Clay eine Compromißbill durchgeſetzt, welche zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Provinzen eine billige Ausgleichung erſtrebte. Es handelte ſich hauptſächlich um die neuen Territorien und Provinzen, in denen beide Parteien die Oberhand zu erhalten, die eine die Sklaverei einzuführen, die andere ſie auszurotten ſuchten. Die ſ. g. Nebrasca-Bill vom 24. Mai 1854 ſtellte es jedem neuen Territorium frei, ob es Sklaven halten wolle oder nicht; allein das Intereſſe war zu mächtig und die Selbſthülfe dem rohen Yankee zu geläufig, als daß er ſich in der geſetzlichen Bahn hätte halten laſſen. Das alte Nebrasca genannte Gebiet im Oſten des Miſſouri zerfiel in die Staaten Wisconſin, Jova, Miſſouri, Indian Territory und Kanſas. In Kanſas unterlagen die Abolitioniſten in den Jahren 1854—56 und erlitten ſchwere Mißhandlungen.

Die Sklavenhalter ſetzten am 4. November 1856 die Wahl Buchanans zum Präſidenten durch und behaupteten die Oberhand. Im Congreß zu Waſhington kämpften die Vertreter beider Parteien mit äußerſter Erbitterung. Am 22. Mai ſchlug im Senat Brooks von Südcarolina ſeinen Gegner in der Sklavenfrage, den Abolitioniſten Summers von Maſſachuſetts, mit einem Stocke halbtodt, und wurde doch deshalb nicht ausgeſtoßen, ſondern nur zu 300 Doll. Strafe verurtheilt, empfing aber dafür einen ſchweren goldbeſchlagenen Stock mit der Inſchrift hit him again (hau ihn noch einmal). Am 5. Februar 1858 kam es wegen derſelben Frage im Repräſentantenhauſe zu einer furchtbaren Schlägerei. Indeß blieben die Südſtaaten in der Mehrheit, weil ſie durch die große ſ. g. demokratiſche Partei im Norden unterſtützt waren. In Newyork ſelbſt hielten es die reichen Handelshäuſer, welche die Colonialwaaren aus dem Süden bezogen und nach Europa verſandten, heimlich mit ihnen. Aber die damals unterdrückten Gegner, die ſ. g. republikaniſche Partei im Norden, rafften ſich zuſammen und ſetzten 1860 die Wahl eines der Ihrigen zum Präſidenten durch. Das war Abraham Lincoln in Kentucky. Von dieſem Augenblick an beſchloſſen die Südſtaaten,

ſich lieber von der Union zu trennen, als ſich einer ſklavenfeindlichen Regierung zu unterwerfen, und Buchanan benutzte die letzten Monate ſeiner Amtsführung, um Schiffe, Waffen und Kriegsvorräthe aller Art nach dem Süden ſchaffen zu laſſen.

Schon am 30. Dezember 1860, als Buchanan noch nicht abgetreten war, erklärte Süd-Carolina ſeinen Austritt aus der Union, da jeder Staat, wie er frei in die Union eingetreten ſey, ſich auch wieder von derſelben trennen könne. Zugleich wurde eifrig im Süden gerüſtet, während im Norden gar nichts geſchah, weil Lincoln erſt am 4. März 1861 ins Amt trat und noch lange Zeit brauchte, bis er ſtatt der treuloſen Beamten Buchanans zuverläſſigere Männer ſeiner Partei angeſtellt, ſich Geldmittel verſchafft und das nach dem Süden entführte Kriegsmaterial einigermaßen wieder erſetzt hatte. Unterdeß ſchloßen ſich noch die Staaten Miſſiſippi, Alabama, Florida, bald darauf auch Nord-Carolina, Georgien und Louiſiana im Convent von Charlestown an Süd-Carolina an, gründeten die Union der Südſtaaten und wählten ſchon am 4. Februar Jefferſon Davis zu ihrem Präſidenten. Derſelbe rüſtete eine Armee von 150,000 Mann aus, ließ die wenigen Unionstruppen, welche das Fort Sumter vor Charlestown bewachten, angreifen und zu einer Capitulation zwingen (am 12. April) und hatte ſomit die Feindſeligkeiten zuerſt eröffnet. Das Vertrauen in die neue Union war ſo groß, daß nun auch die Staaten Virginien (mit Ausnahme von Weſt-Virginien), Texas, Tenneſſee und Arcanſas in dieſelbe eintraten. Lincoln fand nur 18,000 Mann Unionstruppen vor, die überall zerſtreut in Garniſonen lagen. Er berief ſchnell 75,000 Milizen ein und dirigirte ſie alle nach Waſhington, weil dieſes Centrum der Union von Virginien her nahe bedroht war. Indeſſen diente der Stadt auch der breite Fluß Potomac zum Schutze und es erfolgte kein Angriff.

Lincoln hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Obgleich die Nordſtaaten zuſammen 19 Millionen Weiße zählten, die Südſtaaten dagegen kaum 4 Mill. Weiße und 4 Mill. Schwarze (die man befreien und gegen ihre ehemaligen Herren bewaffnen konnte),

auch die Nordstaaten viel mehr Geldmittel besaßen, war doch die Energie der republikanischen Partei durch die demokratische im Norden selbst gelähmt und fehlte es an Kriegsübung und Offizieren. Zwar stellten sich die vielen Deutschen und Irländer gern unter die Fahnen und gab es unter ihnen auch kriegskundige Offiziere, andere kamen aus Europa nach, allein die Natives behielten sich alle höhern Offizierstellen vor, so daß die verdientesten Deutschen gar nicht angestellt, oder wenn sie sich gegen die Südstaaten hervorthaten, bald durch Chikanen aus dem Lager vertrieben wurden. Die speculativen Angloamerikaner selbst und auch vieles Gesindel aus Europa ließen sich nur um des hohen Handgeldes willen anwerben und thaten nachher nichts, oder liefen davon. Da sie sich immer nur auf wenige Monate verpflichteten, konnte man sie umsoweniger festhalten. Die 75,000 Mann Milizen reichten bei weitem nicht aus, Lincoln mußte 300,000 Mann ausschreiben, ihre Ausrüstung aber kostete ihm schon in diesem einen Jahre 500 Mill. Dollars, weil seine eigenen Beamten, gleich den frühern, ungeheure Unterschleise machten. Alles stahl nach wie vor und den Soldaten wurden für die größten Geldsummen doch nur schlechte Uniformen, Stiefeln und Waffen geliefert und man ließ sie oft hungern.

Als daher die Südarmee unter dem geschickten General Beauregard von Richmond aus gegen Washington vorrückte und die Nordarmee unter Mac-Clellan ihm bei Bull-Run entgegentrat (am 21. Juli), wurde die letztere dadurch, daß ihr eine Abtheilung der Südarmee unter dem tapfern Jackson in die Flanke fiel, dermaßen erschreckt, daß sie davon lief und einzig dem im badischen Feldzug übel berüchtigten Blenker die Ehre blieb, den Rückzug einigermaßen gedeckt zu haben. Eine Abtheilung der Nordarmee wandte sich nach Westen, wurde aber von Jackson ereilt und bei Springfield geschlagen, wo auch wieder nur dem aus dem badischen Feldzug berüchtigten Sigel die Ehre blieb, den Rückzug gedeckt zu haben. Nur der Unionsgeneral Buttler hatte zur See einigen Erfolg, indem er die südstaatlichen Forts am Cap Hatteras und Port Royal einnahm,

das letztere im November. Das war das erbärmliche Ergebniß der unsinnigsten Geldverschwendung.

Im Winter schickte Davis zwei Agenten, Mason und Slidell, nach Europa, um bei den Großmächten die Anerkennung der südlichen Union zu erwirken. Beide wurden auf einem englischen Schiffe unterwegs entdeckt und von den Nordstaatlichen gefangen. Palmerstons Drohungen setzten indeß durch, daß Lincoln sie frei ließ. Sie kamen nach London und Paris, richteten aber nichts aus. Nur Frankreich hatte Lust, die Union des Südens anzuerkennen, wagte es aber nicht ohne England.

Im März 1862 erregte der Kampf zweier s. g. Panzerschiffe auf dem Jamesflusse unfern von Norfolk außerordentliches Aufsehen. Diese neue Art von Schiffen war nämlich ganz von Eisen und eins derselben, der Merrimac, zerstörte den Südstaaten eine ganze Flotte von hölzernen Schiffen. Erst im Sommer machte Mac-Clellan mit der Hauptarmee des Nordens wieder eine Bewegung gegen Richmond, wurde aber in einem sechstägigen Kampfe im Anfang Juli durch Beauregard zurück getrieben. Eine zweite Schlacht am 28. August zwang ihn sogar, über den Potomac zurückzugehen. Das führte aber immer noch zu keiner Entscheidung, weil Beauregard seinerseits diesen Fluß nicht zu überschreiten wagte. Er mußte nämlich fürchten, schwer über denselben zurückzukommen, wenn er geschlagen würde, und wollte durch einen kriegerischen Einfall in bisher friedliche Landschaften den Norden nicht noch mehr aufreizen, da er im Gegentheil hoffte, unter dem Eindruck der südlichen Siege würden die Demokraten des Nordens zu Gunsten des Südens vermitteln. Die Nordarmee machte, nach Mac-Clellans Entfernung, unter ihrem neuen Obergeneral Burnside am 13. Dezember noch eine verzweifelte Anstrengung, um Beauregard zurückzuwerfen, erlitt aber bei Fredericksburg eine klägliche Niederlage. Indeß errang der unermüdliche Buttler neue Vortheile für den Norden, indem er schon im April 1862 von der See her die große Stadt New-Orleans einnahm und hier zuerst aus entlaufenen Sklaven Negerregimenter im Dienste des Nordens errichtete.

Diesem Beispiel folgte Lincoln selbst und erklärte am 1. Jan. 1863 in allen rebellischen Südstaaten die Sklaven für frei. Er hatte sich lange gesträubt, diese Maßregel zu ergreifen, weil er die Demokraten des Nordens schonen wollte. Die wiederholten Siege der Südstaaten aber zwangen ihn zum kühnsten Vorgehen. Für die Südstaaten erhoben sich damals auch in England viele Stimmen, weil das Ausbleiben der Baumwolle aus den kriegführenden Staaten einen Stillstand vieler Fabriken in England zur Folge gehabt und 400,000 Baumwollenarbeiter brodlos gemacht hatte. Auch drängte Frankreich zur Anerkenuung der südlichen Union, aber Palmerston weigerte sich standhaft und Lincoln ließ durch den Staatssecretär Steward sich jede Einmischung europäischer Staaten in die innern Händel der Union verbitten.

Im Frühjahr 1863 trat Hooker an Burnsides Stelle und trieb die Hauptarmee des Nordens zum viertenmal gegen Richmond vor, erlitt aber unfern von Fredericksburg bei Chancellorsville durch die Südarmee, welche diesmal Lee anführte, wieder eine Niederlage. Doch fiel hier der tapfere Jackson. Nun trat an Hookers Stelle Meade, dem es endlich gelang, durch ein kühnes Manöver dem weiter vorgerückten Lee in den Rücken zu kommen und denselben am 1. Juni bei Gettysbury zu schlagen. In demselben Monat nahmen Theile der Nordarmee unter Pemberton die wichtige Festung Vicksburg am Mississippi und unter Grant Port Hudson. So kam das ganze große Mississippithal in die Gewalt des Nordens und sollten die Südländer immer mehr eingeengt werden. Im September aber schlugen die Südlichen unter Bragg die in Tennessee unter Rosenkranz vordringenden Nordstaatlichen. Nach den letzten Nachrichten herrscht nach so ungeheuern Anstrengungen im Süden große Noth, doch haben sich die schwarzen Sklaven, was ihre Race trefflich charakterisirt, nirgends empört, sondern sich nur da, wo Truppen der Nordarmee hinkamen, für diese anwerben lassen. Im Norden hatte Lincoln bereits 2000 Mill. Dollars für den Krieg ausgegeben. Da sich wenig Freiwillige mehr einfanden, um die Armee zu ergänzen, verfügte er eine Zwangsrecrutirung, was sich die demo-

kratiſche Bevölkerung in Newyork nicht gefallen laſſen wollte, daher am 17. Juli einen wilden Tumult erregte, mehrere Häuſer verbrannte und viele Perſonen erſchlug, darunter allein 200 Neger, weil der ganze Krieg um der ſchwarzen Race willen entbrannt war. Doch wurde die Ordnung wiederhergeſtellt und die Recrutirung ging vor ſich.

4.

Südamerika.

Das Syſtem, nach welchem Spanien ſeine unermeßlich ausgedehnten Colonien in Mittel- und Südamerika behandelte, iſt von den meiſten Geſchichtſchreibern auf eine ungerechte und unverſtändige Weiſe getadelt worden. Es iſt wahr, die Colonien wurden vom Mutterlande aus durch vier Vireys (Vicekönige) in Neu-Spanien (Meriko), Peru, Neu-Granada und Rio de la Plata, despotiſch regiert. Die Regierung allein hatte das Monopol des Handels und erlaubte erſt 1765 den Handel nach Weſtindien (den Antillen) aus ſieben Häfen. Die Reichthümer aus den Colonien, ſonderlich die Ausbeute der Bergwerke von Potoſi, wurden dem Mutterlande jährlich auf der großen ſ. g. Silberflotte zugeführt, auf welche die Engländer ſo oft Jagd machten. Der Verkauf europäiſcher Induſtrieartikel war ebenfalls Regierungsmonopol. Wie die Vireys ſelbſt ihre Poſten oft nur einer Camarilla in Madrid verdankten, ſo übten auch ſie wieder groben Nepotismus. Die Colonien blieben dem Auslande hermetiſch verſchloſſen, namentlich durfte kein Strahl von Philoſophie und Aufklärung aus der alten Welt eindringen und die katholiſche Kirche übte unumſchränkte Gewalt über die kindlichen Seelen der Creolen (in Amerika geborene Weiße) wie der Indianer und Neger und der aus allen dieſen Racen entſtandenen Miſchlinge. Aber das Volk war glücklich, das Land im tiefſten Frieden, der Fortſchritt der Geſittung, namentlich in den Jeſuitenmiſſionen unter

den Indianerstämmen der entlegenen Urwälder (in Paraguay, am Amazonenfluß und in Californien), in hohem Grade erfreulich. Der üppige Himmelsstrich gewährte den Eingebornen eine leichte Befriedigung ihrer einfachen Bedürfnisse. Frohe und glückliche Naturkinder hätten sie in ihrer seligen Ruhe niemals gestört werden sollen.

Die erste Störung ging von der spanischen Regierung selbst aus, indem dieselbe die thörichte Politik des Hauses Bourbon annahm und den Kampf gegen die Kirche begann, der nicht der Kirche, wohl aber den Bourbons zum Verderben gereichen sollte. Nach Aufhebung des Jesuitenordens gingen auch dessen wohlthätige Missionen in Amerika unter und wurde der segenvolle Einfluß auch der Bischöfe und Weltgeistlichen auf die Indianer durch die Brutalität aufgeklärter Bureaukraten à la Pombal und Aranda verdrängt. Die Neuerung empörte das überraschte Volk, dessen berechtigte Unzufriedenheit viel vom Klerus genährt wurde. Vergebens suchten die Bischöfe das indianische Volk in Schutz zu nehmen gegen den Unfug des repartiniento (Aufdringen von Luxusartikeln, welche das gemeine Volk von den Beamten gegen hohe Bezahlung annehmen mußte) und der mita (Zwangsfrohnen der Indianer in den Bergwerken und Plantagen). Endlich erhob sich in Peru der Indianer Tupac Amaru, um das Reich der Ynkas herzustellen, 1778. Ob die glückliche Erhebung der Yankees gegen das englische Mutterland hier mitgewirkt hat, steht dahin. Der neue Ynka konnte mit den unzureichenden Mitteln seiner Stammgenossen den Kanonen der Spanier nicht lange widerstehen. Von General Valle besiegt, gerieth er in Gefangenschaft und wurde in Cuczko, der alten Hauptstadt der Ynkas, grausam hingerichtet, indem man ihm, nachdem er der Hinrichtung seines Weibes, seiner Söhne und Freunde hatte zusehen müssen, die Zunge ausriß und ihn von Pferden in Stücke reißen ließ, 1781.

Die Ruhe kehrte wieder und wurde nicht mehr unterbrochen bis zur Napoleonischen Periode, in welcher die Zerrüttung des spanischen Mutterlandes auch die Colonien in die Wirren dahinriß,

in denen sie noch jetzt hoffnungslos verstrickt sind. Sie wurden in den Seestädten hauptsächlich durch die Engländer verführt, die ihnen ungeheuern Vortheil und Ruhm vorspiegelten und sie wie Kinder mit dem Spielzeug freimaurerischer Ceremonien und Geheimnisse verlockten. Das kindische Wesen der transatlantischen Spanier erklärt sich vorzugsweise durch die Vermischung derselben mit Indianern und Negern. In Mexiko, dessen Hochebenen schon dem gemäßigten Clima angehören und wohin auch immer die Hauptströmung der Spanier aus dem Mutterlande ging, beträgt doch die Zahl der Weißen und derer, in denen die weiße Farbe wenigstens das Uebergewicht hat, nur zwei Millionen, während die Zahl der rothen und schwarzen Menschen und der dunkelgefärbten Mischlinge acht Millionen beträgt. Die Mischungen dauern fort und somit auch die Entartung der edlen romanischen Race. Das spanische Blut ist noch wieder zu erkennen in heroischen Kriegern, aber es erscheint noch heißer gekocht; der spanische Geist ist wiederzufinden in einigen Staatsmännern und Rednern, aber die Staatskunst karrikirt in elenden Intriguen, die Beredsamkeit in Bombast. Die mittel- und südamerikanische Revolution hat seit 1808 immer und immer wieder nichts als andere Revolutionen geboren und ist noch zu keinerlei Abschluß gediehen. Sie hat keinen eigenthümlichen Verfassungszustand zu begründen, ja nicht einmal eine neue politische Idee zu erzeugen vermocht. Blind folgte sie dem Beispiel der Vereinigten Staaten oder Frankreichs. Auch ihre handelnden Charaktere waren nur die Affen Washingtons oder Napoleons. Wir sehen sie fortgerissen vom Geiste Voltaires oder von maurerischer Schwärmerei. Wie Kinder folgen die Creolen jetzt ihren europäischen und nordamerikanischen Verführern, wie sie früher ihren Vireys und Bischöfen gefolgt waren, jetzt noch immer so unmündig wie vordem.

Den ersten mißlungenen Revolutionsversuch im spanischen Amerika machte Miranda aus Caraccas, indem er 1797 dem großen Pitt in London einen Plan vorlegte, nach welchem Mexiko hätte insurgirt und gleich den Vereinigten Staaten frei erklärt werden sollen. Aber erst als Napoleon die regierende Dynastie in Spanien absetzte

und dort der blutige Volkskrieg begonnen hatte, wurden auch die Colonien aufgeregt. Die Altspanier, welche dort die ersten Stellen und die reichsten Etablissements besaßen, wollten Amerika dem gefangenen König Ferdinand VII. erhalten. Die Creolen verlangten gleiche Rechte mit den Altspaniern und wurden wirklich von der Centraljunta im Mutterlande aufgefordert, Deputirte zu schicken. Nach und nach aber ließen sie sich durch die Engländer und Nordamerikaner verführen, sich überhaupt vom Mutterlande loszureißen. Die Farbigen hielten sich anfangs passiv, bis die Uneinigkeit unter den Weißen sie ihre Bedeutung und Macht zum erstenmal fühlen ließ. Als ein bisher äußerst bigottes, von Priestern geleitetes Volk waren sie den Liberalen in den Städten nicht hold und wollten nichts von den neuen Theorien, nichts von der Aufklärung und Freimaurerei, welche sie von den Fremden lernten, wissen; jedoch rotteten sich die Indianer gegen die alte Regierung zusammen, wenn man ihnen vorspiegelte, alle Weißen würden vertrieben und das alte Indianerreich von Meriko hergestellt werden. Und bald thaten sich in den Bürgerkriegen Farbige als tüchtige Krieger hervor und machten den gebildeten Städtern die Regierungsgewalt streitig. Das ist als Grundcharakter des gesammten Revolutionszeitalters im spanischen Amerika festzuhalten.

Die Nordseite Südamerikas, welche durch die Landenge von Panama mit Centralamerika verbunden wird, war das spanische Vicekönigreich Neugranada mit der Hauptstadt Santa Fé de Bogota, wo der Virey Amar 1810 vertrieben wurde. Die demokratische Partei erhielt in Caraccas die Oberhand und übte rohe Grausamkeit. Das altgläubige Volk hatte sich in kindischer Weise von den gebildeten Städtern überraschen lassen, seine wahren Gesinnungen aber traten erst an den Tag, als am 26. März 1812 die schöne Handelsstadt am Meere, Caraccas, durch ein Erdbeben zerstört wurde, wobei 12,000 Menschen umkamen. Das ist Gottes Strafe! hieß es. Das Volk sammelte sich unter Monteverde und stellte die spanische Herrschaft wieder her. Erst 1813 wagte in Venezuela Bolivar wieder die Fahne der Freiheit zu erheben, besiegte den rohen Monteverde in der

Schlacht bei los Tacuanes am 31. Juli 1814 und errang dadurch so großen Ruf, daß ihm damals schon der Ehrenname Befreier (Libertador) zuerkannt wurde. Nun kam aber nach der Restauration Ferdinands VII. im Mutterlande General Murillo mit 10,000 Mann von dort an, um die Colonien zum Gehorsam unter den König zurückzuführen, und erreichte anfangs seine Absicht, indem seine geschlossenen Regimenter den schwachen Widerstand der Creolen und Farbigen überall brachen. Bolivar zog sich auf die Insel Marguerita zurück, wurde von den Engländern unterstützt und neckte die spanischen Truppen so lange, bis sie sich allmälig immer mehr verminderten und Murillo abziehen mußte. Nun wurde Bolivar 1819 für das ganze alte Gebiet von Neugranada unter dem neuen Namen Columbia zum Präsidenten ernannt.

In Peru residirte der Virey Pezuela in der üppigen Hauptstadt Lima, wo man an keine Revolution dachte. Aber in Oberperu war der dortige Regierungspräsident Pizarro bereits 1809 durch eine Partei gestürzt worden, welche im Interesse der Königin Carlotta diese reiche Provinz (denn hier lagen die unerschöpflichen Silberbergwerke von Potosi) mit Brasilien zu vereinigen wünschte. Es gelang nicht, weil eine englische Flotille unter Lord Cochrane, ein chilenisches Heer unter San Martin und endlich auch Bolivar herbeikamen. Der letztere wurde am 10. Februar 1824 zu Lima als Dictator von Peru und Columbia zugleich ausgerufen, und von Oberperu, welches ihm zu Ehren Bolivia genannt wurde. Weil er aber der alten Kirche zugeneigt war, bekam er dadurch Feinde unter den Aufgeklärten und vermochte die Allmacht der Sonderinteressen auf die Dauer nicht zu überwinden. Schon 1827 machte sich Peru unabhängig und bald darauf auch Quito unter dem Namen Ecuador, und es gab nun fünf Republiken, in welche die beiden ehemaligen Vicekönigreiche von Neugranada und Peru zerfielen (Neugranada, Venezuela, Ecuador, Peru, Bolivia). Der Name Columbia verschwand. Indem also auch diese schönen Provinzen ihre Unfähigkeit beurkundeten, ein großes Ganzes zu bilden, fielen sie derselben Jämmerlichkeit anheim, wie Mexiko und Central-

amerika. Ihre Geschichte ist von da an ein langweiliger Wechsel von Partei-Pronunciamentos und Nachbarbefehdungen, ohne daß weder eine große Idee, noch eine große Persönlichkeit hervorgetreten wäre. Eine ehrenvolle Ausnahme machte Santa Cruz, Präsident von Bolivia, welcher eine gemäßigte und weise Regierung anstrebte, aber eben deshalb nicht durchdrang. Eine fünfte Republik bildete sich in Chile tief im Süden, wo trotz aller Umwälzungen doch mehr Mäßigung vorwaltete, als im Norden.

Auch im altspanischen Vicekönigreich am Rio de la Plata im Süden von Brasilien wurde der Virey Cisneros 1810 gestürzt. Die neue republikanische Regierung unter Castelli wollte auch die Provinz Paraguai unterwerfen, hier aber setzte ihm der Dictator, Dr. Francia, eine Schranke. Um dem glücklichen Lande seinen alten Segen zu erhalten und es vor der Verführung durch die modernen Laster zu bewahren, sperrte der kluge Arzt, der sich das Vertrauen des Volkes längst erworben hatte, die Provinz von den liberalen Befreiern ebenso ab, wie von den alten Behörden.*) Die übrigen La Plata-Provinzen erhielten den neuen Namen der argentinischen Republik. Posadas wurde das Haupt derselben, und unter ihm eroberte Oberst Alvear das gegenüberliegende Montevideo, die mit Buenos Ayres rivalisirende Stadt, welche ihren Rückhalt in Brasilien hatte und sich bald wieder befreite. Buenos Ayres sprach die Oberleitung des Ganzen an, wogegen die einzelnen Provinzen (abgesehen von Montevideo und Paraguai) Entre Rios, Corrientes, Santa Fé, Cordova ꝛc. jede für sich unabhängig werden wollten und an Rosas einen gewaltigen Vorkämpfer fanden. In den Pampas nämlich, den weiten Grasebenen, durch welche der Silberfluß strömt, bilden die s. g. Guauchos, verwilderte Hirten, die Hauptbevölkerung. Zu Roß mit der Lanze die großen Heerden hütend, am nackten Fuß lange Sporen anschnallend, bäurisch zugleich

*) Deshalb mußte der berühmte Naturforscher Bonpland mit seinem jungen Gefährten, dem Schweizer Rengger, jahrelang in Paraguai zurückbleiben, weil Dr. Francia sie zwar hereingelassen hatte, aber nicht mehr hinausließ.

und ritterlich, schlugen sie unter Rosas jeden Widerstand nieder. Er war sehr grausam und ließ seit 1829 eine Menge Hinrichtungen vornehmen. An der Spitze aller seiner Decrete standen die Worte: Tod den Unitarios! Alles Holzwerk in der Stadt, sogar die Todtenwagen, mußte roth angestrichen werden, alle Männer mußten rothe Westen und rothe Bänder tragen, auch die Frauen rothe Bänder im Haar. Den Kopf eines Indianerhäuptlings ließ er einsalzen, seiner schönen Tochter Marguerita die Ohren desselben als Schmuck schenken ꝛc. Die feingebildeten Bewohner von Buenos Ayres trugen sein Joch mit Ingrimm 23 Jahre lang. Einen großen Aufstand der Indianer, welche den Bürgerkrieg der Weißen benutzten, um über sie herzufallen, besiegte Rosas mit schrecklicher Energie. Ebenso die Empörungen der Unitarier. Am meisten machte ihm Montevideo zu schaffen. In dieser freien Republik, die sich Banda Oriental oder Uruguay nannte, sammelten sich alle Feinde Rosas und fanden Schutz bei den Engländern und Franzosen, die ihren Handel auf dem La Plata erweitern wollten. Aber erst als Brasilien sich wieder einmischte, unterlag Rosas in einer Schlacht bei Caseros, am 3. Febr. 1852, und rettete sich durch die Flucht über Meer. Aber die schönen Provinzen wurden aufs neue durch die elende Parteiung zerrissen. — In Paraguai starb Dr. Francia 1840 im 93sten Lebensjahre. Ihm folgte sein Neffe Lopez, der die Sperre des Landes aufhob und 1852 den großen Strom den Handelsschiffen öffnete.

Eine eigenthümliche Stellung behauptet Brasilien, als ein Land von ungeheurer räumlicher Ausdehnung, welches aber noch sehr wenig und fast nur an den Küsten und in den Bergwerk- und Diamantenbezirken besser bevölkert, dessen Inneres aber noch voll unbekannter Urwälder und Gebirge und dessen Riesenstrom, der Amazonenstrom, obgleich der größte im Lande, noch kaum versuchsweise beschifft ist und an dessen Ufern nur selten einmal eine indianische Hütte gesehen wird. Die portugiesische Bevölkerung bildet hier eine kleine Minderheit unter den Farbigen und schwarzen

Sklaven. Aber sie wurde nicht den traurigen Wechselfällen ausgesetzt, gleich den spanischen Creolen, sondern blieb monarchisch und sah die innere Ruhe nicht so oft und nicht so schlimm gestört. Johann VI., König von Portugal, nahm 1808, vor den Franzosen fliehend, seine Residenz in Rio de Janeiro, der Hauptstadt Brasiliens, kehrte aber 1821 nach Portugal zurück. Napoleon war gestürzt, Portugal wieder frei, so konnte er ruhig seine Tage in Lissabon beschließen. Nun aber erklärte die Nationalversammlung in Rio am 1. August 1822 Brasilien für selbständig und von Portugal für immer abgelöst und erhob des Königs ältesten Sohn Don Pedro zum Kaiser. Dieser aber hatte viel Mühe, sein Ansehen den Parteien gegenüber zu behaupten, und wurde der Regierung in Brasilien so satt, daß er sie 1831 seinem unmündigen Sohne Pedro II. abtrat und nach Portugal zurückging. Eine föderalistische Partei wollte Unirung der Provinzen, wie in den spanischen Nachbarländern. Am ungeberdigsten war die Provinz Rio Grande. Dazu kamen, wie überall, wo der Bürgerkrieg unter den Weißen wüthete, große Aufstände der Indianer in Para (1835) und der Neger in Bahia (1837). Allein durch die Energie der Minister Brüder Andrada wurde die Ordnung erhalten, und auch noch nach ihrem Abgange (1841) mißlangen die neuen Aufstände. Die von England und Frankreich geforderte Abschaffung des Sklavenhandels wurde in Brasilien verfügt, aber der Befehl durch den Schleichhandel umgangen. Brasilien wimmelt von schwarzen Sklaven. Man suchte sie durch „weiße" Sklaven zu ersetzen und aus Auftrag der Regierung betrieben Agenten in Hamburg hauptsächlich die Herbeischaffung von deutschen Auswanderern. Diese Agenten erlaubten sich dabei die schändlichsten Betrügereien, auch noch in neuester Zeit hat sich dieselbe Speculation wiederholt. Doch ist es einigen tausend Deutschen durch Klugheit und Ausdauer gelungen, sich auf eigene Faust und unter Vermeidung aller Agenturen in der gemäßigten Zone des paradiesischen Landes Niederlassungen zu gründen, die in der schönsten Blüthe stehen. — Im Jahr 1860 hatte der Ueber-

muth einiger Engländer in Rio den Abbruch des diplomatiſchen Verkehrs mit England zur Folge.

5.

Mexiko.

Südamerika iſt durch die Landenge von Panama mit Centralamerika verbunden. Daſſelbe gehörte früher zu Mexiko, riß ſich aber während der Revolution los und theilte ſich in die unabhängigen Republiken Guatemala, Nicaragua, Coſtarica, Salvador und Honduras. Sie conföderirten ſich, aber der Präſident Morazan wüthete ſo greulich gegen die Prieſter, daß, als die Cholera ausbrach, die Indianer dieſe Seuche für eine Strafe Gottes anſahen und unter Carrera den Tyrannen ſtürzten, der erſchoſſen wurde, 1839. Die Conföderation löste ſich wieder auf und die Engländer bemächtigten ſich der ſ. g. Mosquitoküſte von Honduras, weil dort das koſtbare Mahagonyholz in Menge vorkommt. Die Yankees ihrerſeits ſchloſſen mit Nicaragua einen Vertrag und bauten 1855, ſtatt des längſt gewünſchten, aber zu ſchwierigen Canals, die erſte Eiſenbahn auf der Landenge von Panama, die ſeitdem das atlantiſche Meer mit dem ſtillen Ocean verbindet. Die Brutalität eines Yankee veranlaßte aber ſchon 1856 einen blutigen Kampf in Panama, wobei alle Yankees erſchlagen wurden. Pierce, damals Präſident der Ver. Staaten von Nordamerika, erlaubte nun zur Rache dem Freibeuter Walker, eine bewaffnete Bande zu bilden, mit der er ſich in Nicaragua zum Dictator aufwarf. Die Eingebornen vertrieben ihn indeß bald wieder. Er kam noch einmal mit einer neuen Freiſchaar zurück, unterlag aber und wurde erſchoſſen, 1860. Vor ſeinem Tode ſoll er ausgeſagt haben, er ſey von Napoleon III. unterſtützt worden, der den Plan gehegt habe, Einfluß in der ſpaniſchen Bevölkerung von Mittel- und Südamerika zu gewinnen, dieſelbe zu reorganiſiren

und den Yankees des Nordens weiteres Vordringen in den Süden zu wehren. So berichteten nordamerikaniſche Blätter.

Auch nach der reichen Inſel Cuba, welche noch dem Mutterlande Spanien gehört, richteten die Yankees ihre habgierigen Blicke. Zweimal geſtatteten ſie dem Freibeuter Lopez, bewaffnete Banden dahin einzuſchiffen; er unterlag aber, wurde von den wachſamen Spaniern gefangen und gehenkt, 1856.

Auf Hayti regierte Präſident Boyer die ſchwarze Republik, Es glückte ihm, 1825 von Frankreich die Anerkennung der Unabhängigkeit Haytis zu erwirken, wofür die Inſel 150 Mill. Franken zahlen ſollte, die jedoch ſpäter auf 60 ermäßigt wurden. Mulatten und Neger mordeten einander nicht mehr, die Weißen konnten wieder Handel treiben, obgleich ihnen geſetzlich der Erwerb von Grund und Boden verſagt war. Auf den alten Plantagen gediehen die Kaffee- und Baumwollenbäume auch ohne große Pflege fort. Allein man bemerkte doch, daß eine Menge alter Beſitzungen verödeten, daß keine neuen Pflanzungen angelegt wurden, daß die Neger ſich der Faulheit ergaben und lieber nackt in den Wäldern lebten, als arbeiteten. Sie konnten nicht einmal das gute Regiment Boyers ertragen, ſondern ſetzten ihn 1842 ab und gaben ihm unfähige Nachfolger. Während der Haupttheil der Inſel dieſe Wechſel erlebte, riß ſich der vormals ſpaniſche Theil ſeit 1844 wieder los und bildeten hier die Mulatten wieder eine unabhängige Republik. In der größern Negerrepublik kam 1847 Soulouque zur Präſidentſchaft, ein Neger, der ſich vom Bedienten bis zum General emporgeſchwungen hatte und ziemlich phantaſtiſch war. Obgleich ſehr häßlich und kahlköpfig hielt er ſich doch für den herrlichſten aller Männer und ritt täglich in einer mit Prunk überladenen Uniform aus, umringt von Muſikanten, welche ſpielen mußten. Sein Verſuch, die Republik der Dominicaner zu erobern, mißrieth ihm kläglich in der Schlacht bei Savana Numero, am 22. April 1849. Nichtsdeſtoweniger ließ er ſich am 29. Auguſt deſſelben Jahrs unter dem Namen Fauſtin I. zum Kaiſer ausrufen und äffte Napoleon

nach. Als er noch einmal gegen San Domingo zog und wieder geschlagen wurde, jagte man ihn fort, Hayti verwandelte sich wieder in eine Republik und Geffrard wurde deren Präsident. Die Mulatten im dominicanischen Antheil der Insel verkauften aber ihr Gebiet an die Krone Spanien, welche mit dieser Erwerbung andeutete, daß sie überhaupt an den Wiedergewinn des in der neuen Welt verlornen denke, im Zusammenhang mit der ritterlichen Politik O'Donnels und mit den geheimen Absichten Napoleons III.

Auf Jamaika, der dritten großen Insel der Antillen, welche den Engländern gehört, mußten diese ihrem Antisklavereisystem gemäß die Neger für frei erklären und die Pflanzer mit großen Summen entschädigen, 1832. Auch hier wurden die Neger zur Arbeit faul, wie auf Hayti.

Das Hauptinteresse lenkte sich auf Mexiko. Dieses alte Culturland war schon in der spanischen Zeit die wichtigste, reichste und bevölkertste Colonie gewesen, der Virey daselbst der vornehmste und mächtigste von allen. Hier brach die große Revolution in Folge der Ereignisse im Mutterlande schon am 15. Sept. 1808 aus. Der stolze Virey Itturigarai, ein Anhänger Godoys, wurde vertrieben. Gegen die Altspanier erhoben sich nun massenhaft die Indianer, um Montezumas Reich herzustellen, geführt vom Pfarrer Hidalgo, aber sie unterlagen, 1811. Der neue Virey Apodaca behauptete Mexiko dem Mutterlande, bis die Nachricht von der spanischen Revolution im Jahre 1820 den Ehrgeiz und die Neuerungssucht auch unter den Offizieren in Mexiko erregte. General Iturbide erhob sich gegen den Virey, der ihm wenig Energie entgegensetzte. Es ist charakteristisch, daß diese loyale Partei sich als Freimaurerloge nach dem schottischen Ritus constituirt hatte, weshalb man sie die Escoseses nannte. Die republikanische Gegenpartei constituirte sich nach dem englischen oder Yorkritus und erhielt davon den Namen der Yorkinos. So stark war schon der Einfluß europäischer und nordamerikanischer Sitten geworden. Die Maurerei nahm in der neuen Welt genau in demselben Maaße überhand, in welchem das Ansehen der Kirche sank.

Unter dem Beistand der Offiziere und des Heeres und unter Zulassung der monarchischen Partei ließ sich der eben so talent- als verdienstlose Iturbide am 18. Mai 1822 als Augustin I. zum erblichen Kaiser von Mexiko ausrufen. Aber weder die V. Staaten von Nordamerika, noch die unterdeß in Südamerika entstandenen Republiken erkannten ihn an. Im Aerger wollte er Rache nehmen und beging so viele Fehler, daß ihn eine Soldatenempörung schnell wieder stürzte, 1823. General Santa Anna vertrieb ihn. Da inzwischen die siegenden Republikaner in Parteien zerfielen, erschien Iturbide 1824 noch einmal im Lande, wurde aber ergriffen und erschossen.

Die Mexikaner bildeten sofort eine Föderativrepublik, anfangs unter dem Präsidenten Pedrazzo aus der gemäßigten Partei der Escoseses, der aber 1828 durch Guerrero aus der immer mächtiger gewordenen demokratischen Partei verdrängt wurde. Dieser wüthete nun unbarmherzig gegen die Spanier und ließ erst alle altspanischen Geistlichen, endlich alle in Spanien Geborenen überhaupt des Landes verweisen. Die Escoseses aber machten eine Contrerevolution unter Bustamente, der über Guerrero siegte und denselben erschießen ließ. Gegen Bustamente aber erhob sich 1832 Santa Anna und überwand ihn in einem langen Kampfe, so daß nunmehr wieder die demokratischen Yorkinos die Oberhand erhielten. Die Regierung dieser Partei war nicht heilsam für Mexiko, denn sie brachte die Kirche in Verachtung, begünstigte die Demoralisation und nivellirte vollends die Standes- und Racenunterschiede. Die Folgen davon waren traurig genug, denn im Innern Mexikos herrschte Anarchie, wo sie nicht in Lethargie erstickte, und nach außen zeigte die Republik erbärmliche Schwäche. Schon 1836 beim ersten Zusammenstoß der Yankees in Texas mit den rechtmäßigen mexikanischen Landesherren ließ sich Santa Anna bei Jacinto schimpflich besiegen; 1839 ließ er sich wegen Plünderung und Ermordung von Franzosen durch eine französische Flottenexpedition maßregeln. Endlich wurde er von Paredes verdrängt, der nicht besser zu regieren verstand. Als es nun

die V. Staaten nach dem Beſitz von Californien und Neu-Mexiko, wie nach dem von Texas gelüſtete, konnte ihnen die innerlich ſo ſehr zerrüttete und lockere Republik keinen Widerſtand leiſten. Der Verlauf des Krieges iſt oben ſchon erzählt. Der neue Präſident Herrera verſuchte es mit Reformen, aber vergebens. Mexiko blieb in ſeiner Verkommenheit. Im Jahre 1853 wurde die Regierung ſchon wieder durch einen General Ariſta geſtürzt, den aber 1854 Santa Anna verdrängte, bis auch dieſer wieder 1855 von Alvarez verdrängt wurde. Zwar kam Santa Anna noch einmal an die Spitze, mußte aber 1856 dem General Comonfort weichen, welcher ſelbſt 1858 ſchon wieder durch Zuluagua vertrieben wurde. Im ganzen Lande herrſchte Anarchie, 1858 erhoben ſich die Indianer und plünderten die Beſitzungen der Weißen. Jede Provinz und Stadt wollte ſelbſtändig ſeyn und ſich nichts von außen befehlen laſſen. Im Allgemeinen aber zerlegten ſich die Parteien in die zwei Extreme der Puros, welche unbedingten demokratiſchen Fortſchritt verlangten, und der Conſervativen und Klerikalen, welche ſehnlichſt wünſchten, unter einem ſpaniſchen Infanten zur monarchiſchen Regierungsform zurückkehren zu können. Im ganzen ſpaniſchen Südamerika waren die Biſchöfe in gleicher Bedrängniß. Daher ſich der Papſt in einer Allocution vom 15. Dezember 1856 energiſch gegen die Zerrüttung der Kirche durch die republikaniſchen Regierungen der neuen Welt erklärte.

Die Puros gelangten 1860 zur Alleingewalt. Schlag auf Schlag ſtürzten die Präſidenten. Auf Zuluagua folgte Miramon, der trotz der Plünderung des Kirchenguts die Caſſen ſchon ſo erſchöpft fand, daß er das Hotel des engliſchen Geſandten erbrechen und 100,000 Dollars rauben ließ. Ihn ſtürzte Juarez, ein Farbiger, der noch weiter ging und einen für das Ausland beſtimmten Silbertransport im Werth von 1,200,000 Dollars wegnahm und am 1. Juli 1861 ein Decret erließ, welches alle Verbindlichkeiten gegen Ausländer auf zwei Jahre für aufgehoben erklärte. Der ſpaniſche Geſandte und der päpſtliche Nuntius wurden auf brutale

Art von Mexiko fortgejagt. Auf den französischen Gesandten von Saligny wurde ein Attentat gemacht, drei englische Unterthanen wurden ermordet. Der Raub an den Kirchengütern und am Eigenthum der fremden Kaufleute erklärt sich aus der allgemeinen Anarchie, aus dem Geldmangel und der Raublust der Emporkömmlinge. Zugleich aber machte sich der Racenhaß geltend. Juarez war ein Mestize und konnte sich als solcher nur behaupten, wenn er die geistesüberlegenen Weißen unterdrückte.

Es handelte sich also auch für Europa nicht blos darum, Genugthuung für die Mißhandlung und Ermordung von Europäern zu fordern und den beraubten Kaufleuten zu ihrem Eigenthum zu verhelfen, sondern man mußte sich auch die Frage stellen, ob es nicht gerathen sey, überhaupt der weißen Race im spanischen Amerika zu Hülfe zu kommen und mit der Kirche dort zugleich die edlere Gesittung und Civilisation zu retten. Jetzt oder nie war für Spanien die Gelegenheit gekommen, mit gutem Recht und zum allgemeinen Besten einen Versuch zur Wiedereroberung seiner verlornen Colonien zu machen. Frankreich aber hatte noch mehr im Sinn. Es war ohne Zweifel ein großer Gedanke Napoleons III., den die Nachwelt richtiger würdigen wird, als die Gegenwart, der Gedanke, von Europa aus der weißen Race in Süd- und Mittelamerika wieder aufzuhelfen, ihre Ueberlegenheit über die farbigen Menschen herzustellen, die katholische Kirche und die Civilisation zu schützen, die staatliche Ordnung herzustellen und dadurch diesem romanischen Zweige der weißen Race wieder eine Machtstellung zu verleihen, welche derjenigen des germanischen Zweiges derselben Race in Nordamerika ebenbürtig werden sollte. Nun hatten zwar die Yankees seit 1823 die damals vom Präsidenten Monroë im Congreß von Washington proclamirte s. g. Monroëdoctrin angenommen, wonach es Staaten der alten Welt für immer verwehrt seyn sollte, in der neuen zu interveniren. Allein die Yankees lagen sich jetzt selbst in den Haaren, ihr mächtiges Sternenbanner war im Bürgerkriege zerrissen und sie konnten den Einmarsch europäischer Truppen in Mexiko

nicht mehr verhindern. Napoleon III. begünstigte die Südstaaten gegen Lincoln und hätte sie gern anerkannt, wenn er nicht auf England hätte Rücksicht nehmen müssen. Er versicherte sich aber wenigstens der Sympathien der Südstaaten, die ihm als Vormauer gegen den Norden dienen sollten, wenn er in Mexiko einschritte.

Am 31. October 1861 schlossen Spanien, Frankreich und England einen Vertrag, um sich gemeinschaftlich in Mexiko Genugthuung und Kostenersatz zu verschaffen. Eine combinirte Flotte mit Landungstruppen sollte sich des Hafens von Veracruz bemächtigen und, wenn die Genugthuung nicht erfolgte, wollte man bis Mexiko vordringen. Die Expedition kam am 8. Dezember vor Veracruz an und die Stadt capitulirte. Nun aber geriethen die Führer der Expedition in Streit. Juarez, ohne Zweifel von England aus gut instruirt, hatte England schon im November volle Entschädigung anbieten lassen, um es von der Coalition zu trennen. Lord Palmerston erklärte nun, der Zweck der Expedition sey für England erreicht, und berief die englischen Truppen zurück, die am 3. März 1862 Veracruz wieder verließen. Man glaubte allgemein, England habe Frankreich hier eine Falle gestellt und es nur auf einen Augenblick in eine Gefahr hinein begleitet, um es allein darin stecken zu lassen. Auch Spanien sollte von Frankreich getrennt werden. Juarez machte gute Anerbietungen und General Prim, der die spanischen Landungstruppen commandirte und zu den Fortschrittsmännern gehörte, ging gern darauf ein, nicht nur obgleich, sondern gerade weil Sorreno, der spanische Gouverneur auf Cuba, einen schnellen Marsch der Truppen nach der Hauptstadt Mexiko verlangte, um dort der Kirche ihr volles Ansehen zurückzugeben und, wie das eine Partei in Madrid wünschte, den Kaiserthron von Mexico für einen bourbonischen Prinzen wieder aufzurichten. Da nun Prim die klerikale Partei haßte und da sein kleiner Heertheil ohne die Engländer und Franzosen zu schwach war, um nach Mexiko vorzudringen, die Engländer sich aber versagten und die Franzosen in keinem Fall die Erhebung eines bourbonischen Prinzen geduldet haben würden, han-

delte er ohne Zweifel klug, dem Beiſpiel der Engländer zu folgen, und ſchloß am 19. Februar 1862 zu Soledad einen Vertrag mit Juarez ab, worin er ſich im Namen Spaniens befriedigt erklärte. Hierauf führte auch er ſeine Truppen zurück und ließ die Franzoſen in Veracruz allein zurück, nachdem er ihnen nur den Vorſchlag gemacht hatte, nun auch ihrerſeits mit Juarez zu unterhandeln. An Napoleon III. ſchrieb er einen merkwürdigen Brief, worin er ihn warnte, ſeine Pläne in Mexiko ja nicht zu verfolgen, denn das ſpaniſche Amerika ſey für das monarchiſche, wie für das klerikale Princip der alten Welt ein für allemal verloren. Als er nach Madrid zurückkehrte, vertheidigte er ſeine Politik ſiegreich in den Cortes und die Mißſtimmung O'Donnels richtete ſich mehr gegen Napoleon III., deſſen Plan den ſpaniſchen durchkreuzte. Es fielen ſcharfe Reden, doch kam es zu keinem Conflict an den Pyrenäen.

General Lorencez, Commandeur der franzöſiſchen Landungstruppen, wartete nach dem Vertrage von Soledad die Befehle ſeines Kaiſers ab, ſeine Truppen litten aber in Veracruz durch das gelbe Fieber ſo große Verluſte, daß er ſie in die etwas höhere und geſündere Gegend von Orizaba verlegen mußte. Wie es ſcheint, umgab ihn Verrath, da er ſich bewegen ließ, einen Angriff auf die gutbefeſtigte Stadt Puebla zu machen, von wo er am 5. Mai zurückgeſchlagen wurde. Er ſelbſt war verwundet und befand ſich in einer ungewiſſen Lage, jeden Augenblick eines Angriffs durch Uebermacht gewärtig, als endlich Hülfe kam. Napoleon III. nämlich verfolgte ſeinen mexikaniſchen Plan, was jetzt ſogar die franzöſiſche Ehre zu fordern ſchien, nachdem ihn die Bundesgenoſſen auf eine faſt hämiſche Art verlaſſen hatten. Er ſchickte den General Forey mit Verſtärkungen ab und gab ihm am 3. Juli eine offene Inſtruction mit, welche die Antwort auf Prims Warnung enthielt. Darin erklärte der Kaiſer der Franzoſen, es ſey das allgemeine Intereſſe Europas, der Monroëdoctrin und überhaupt dem Uebergewicht der Yankees entgegen zu wirken, damit nicht auch der Süden, wie der Norden der neuen Welt ihrer alleinigen Willkür verfalle. Europa

müſſe ſich einen Theil Amerikas offen halten, um frei mit ihm Handel treiben zu können, ohne die Yankees um Erlaubniß zu fragen. Der Kaiſer würde vielleicht eine ſo ſtarke Sprache nicht gebraucht haben, wenn ihm nicht kund geworden wäre, daß Juarez am 28. April mit Lincoln einen Vertrag geſchloſſen hatte, nach welchem Lincoln ihm die großen Summen einhändigte, die er zur Entſchädigung Englands und Spaniens brauchte, unter Verpfändung der nördlichen Provinzen Mexikos, die an die Vereinigten Staaten von Nordamerika abgetreten werden ſollten, wenn Mexiko binnen zwei Jahren jene Summen nicht zurück erſtatten würde.

Die wichtigſte Stelle in der Inſtruction Foreys war aber folgende: „Wenn Mexiko mit Hülfe Frankreichs eine ſtabile Regierung herſtellt, ſo werden wir der lateiniſchen Race ihre Stärke und ihr Preſtige wieder geben.“

Forey kam im Herbſt nach Veracruz, rettete den faſt verlorenen Poſten in Orizaba, ging aber vorſichtig zu Werke. Erſt am 18. März 1863 griff er Puebla an, wo 18,000 Mexikaner unter Ortega ihm einen verzweifelten Widerſtand leiſteten. Nachdem aber ein Entſatzheer zurückgeſchlagen worden war und die Franzoſen, wie einſt in Saragoſſa, von Haus zu Haus vordrangen und Munition und Lebensmittel fehlten, gab ſich Ortega am 17. April mit noch 12,000 Mann gefangen, wußte indeß auf dem Transport mit einem großen Theile ſeiner Leute zu entwiſchen. Siegesſtolz rückte nun Forey gegen Mexiko ſelbſt vor, fand keinen Widerſtand mehr und hielt ſchon am 10. Juli ſeinen Triumpheinzug in der Hauptſtadt, umjubelt vom Volke, welches ihn und ſein Heer unter Blumenkränzen faſt erdrückte. In der Hauptſtadt fanden ſich natürlicherweiſe die meiſten Weißen, die meiſten Reichen und Gebildeten, die bisher unter dem harten Joch des Meſtizen geſchmachtet hatten, beiſammen und hier beſaß auch noch der Klerus einen frommen Anhang unter dem gemeinen Volke. Deshalb mußte Juarez bei der Annäherung der Franzoſen einen Aufſtand in der Hauptſtadt beſorgen und zog es vor, dieſelbe freiwillig zu verlaſſen und ſich mit dem ſchwachen Reſt ſeiner Trup-

pen nach San Luis de Potosi zurückzuziehen. Forey errichtete sogleich eine provisorische Regierung und stellte an deren Spitze die bisherigen Häupter der klerikalen Partei, den Erzbischof von Meriko, Labustide, und die Generale Almonte und Sales. Von einer s. g. Notabelnversammlung wurde schon am 10. Juli der österreichische Erzherzog Maximilian zum Kaiser erwählt. Auf diese Wahl hatte Napoleon III. Europa schon vorbereitet. Sie sollte ein Köder seyn, um Oesterreich für die französische Auffassung der polnischen Frage zu stimmen, und sie hatte für Frankreich selbst nichts Bedenkliches, da der Erzherzog, wenn er nach Meriko ging, doch dort nur von französischen Generalen abhängig seyn konnte, eine Puppe, die sich leicht wieder beseitigen ließ. Deshalb nahm auch der Erzherzog, Bruder des Kaiser Franz Joseph und Eidam des König Leopold von Belgien, die Einladung zwar höflich, aber nur unter soliden Bedingungen an, deren Erfüllung auf sich warten ließ. England beglückwünschte den Kaiser der Franzosen schadenfroh, denn der mexikanische Streit machte es den Vereinigten Staaten unmöglich, sich mit Frankreich gegen England zu verbinden.

6.

Schluß.

So ist denn Krieg entbrannt auf dem ganzen Erdenrunde, von Japan bis nach Meriko, in der alten wie in der neuen Welt, und im Herzen Europas brütet der böse Feind noch auf einem ganzen Nest voll Basiliskeneier, um Unheil ohne Ende zu gebären. Hier rücksichtslose Willkür, unbarmherziges Zertreten unschuldiger Völker und deren verzweiflungsvoller Todeskampf, dort lauernde Arglist, tückischer Verrath und ewige Lüge in den feinsten Formen und im ewigen Taumel der Hoffeste, Badereisen, Conferenzen und Congresse. Hier nur Aeußerungen der rohesten Gewalt, Raubangriffe auf schuld-

loſe Nationen, Opiumkrieg, Zermalmung der Schwachen, Wegblaſen der armen Hindus mittelſt der Kanonen, Zerfleiſchung der Nation in Trauer, dort nur Aeußerungen erbärmlicher Imbecilität, ewiges Schwanken zwiſchen Uebermuth und Zagheit, Sichmäſten in Bequemlichkeit und Einſchlafen und jäh wieder Aufſchrecken, wenn abermals und immer wieder die Revolution an die Thore pocht. An eine Verantwortung vor Gott zu denken, an die Zukunft zu denken, die Dinge großartig aufzufaſſen, die Völker genial zu leiten, wem fällt das ein?

Die Völker ſelber überreden ſich, ſie machten ungeheure Fortſchritte auf dem Gebiete der materiellen Intereſſen, der Eiſenbahnen, Telegraphen, Weltinduſtrieausſtellungen ꝛc., aber im Muſterſtaat England ſelbſt ſtehen die Burgen des Reichthums nur unter den Hütten einer Armuth, eines Elends, eines Verbrechens, einer Proſtitution und Schande, wie ſie auf Erden noch nicht vorgekommen ſind. Und auf dem ganzen Feſtlande gibt es keinen Staat, der nicht die Zukunft mit der Gegenwart zugleich beſteuerte und Schulden über Schulden machte bis ins Ungeheuerliche. Mitten in unſerem hohen Culturzuſtande werden wir unvermerkt wieder in die Märchenwelt verſetzt und die Völker müſſen den „immer wachſenden Wurm“ mit ihrem Fleiſch und Blute füttern.

Man rühmt ſich hoher Bildung, wie ſie noch nie dageweſen, aber die Wahrheit will niemand hören; was auf geiſtigen Gebieten zur Geltung kommt, bleibt den Staatslenkern fremd. Das Wiſſen aber hat ſich ſo übergeilt, ſo ins Detail verzettelt und die Preſſe liefert ſo ungeheuer viel zu leſen, daß die Maſſen, ſo viel verworrene Belehrungen nur ſtumpfſinnig aufnehmen und nur dem ihre Aufmerkſamkeit zuwenden, was gerade Mode iſt und oft am wenigſten Mode zu werden verdient hätte.

In Europa, dem die Weltgeſchicke lenkenden Welttheil, iſt durch die bisherige Staatsweisheit noch nicht eine einzige der vielen Lebensfragen gelöst worden; vielmehr wird in allen Cabinetten nur emſig geſponnen und gewoben, ſie noch künſtlicher zu verwickeln.

Die Nationen, die Confessionen sind jetzt noch unnatürlicher an die verschiedenen Staaten vertheilt, als vor hundert Jahren; die Karte von Europa ist immer mehr eine Monstrosität geworden. Dynastische Interessen stehen im offensten Widerspruch mit den nationalen. Hier die Unnatur des thönernen Kolosses, dort die der Viel- und Kleinstaaterei. Hier die brutalste Anmaßung des Despotismus, dort das ewige Sichselbstbelügen der Constitutionellen mit theoretischer Consequenzmacherei, wo ihnen faktische Gewalt gegenübersteht.

Bei alledem rühmt man sich des Fortschritts und preist das gebildete Jahrhundert im Vergleich mit den frühern barbarischen Zuständen. Wenn man aber genau zusieht, so decken die bessern Kleider, die bequemern Wohnungen, die Gelegenheiten zu Genüssen aller Art, die palastähnlichen Hotels, der ganze Luxus der Neuzeit nur zu viel geheimes Elend zu und sind nur eine Uebertünchung und Lüge. Indem sich die Ueppigkeit des alten Babylon und Roms zur Kaiserzeit in unsern Tagen wiederholt, tritt noch ein Element hinzu, was jene Vorzeit nicht kannte, die ungeheure Zunahme der Selbstmorde, der Hirnerweichungen, die Ueberfüllung nicht nur der Spitäler und Zuchthäuser, sondern auch der Irrenhäuser. In so schöner Blüthe wie jetzt stand der Wahnsinn noch niemals.

Europa ist der herrschende Welttheil. Von ihm aus werden die übrigen theils unmittelbar regiert, theils colonisirt, theils beeinflußt. Welche große und herrliche, man möchte sagen heilige Mission ist ihm damit zu Theil geworden! Aber wie wird sie ausgeführt? Wo in jenen Welttheilen, welche die dunkeln Racen bewohnen, irgend ein Recht ist, tritt es gewiß England mit Füßen. Immer noch, wie zur Zeit der unmenschlichen normännischen Raubzüge, geht es nur darauf aus, die Völker auszuplündern, und anstatt der Segnungen des Christenthums bringt es den Heiden nur das Opium, nur europäische Laster, nur die Doctrin des Verraths, Mord und rauchende Trümmer der Städte.

Wer das vorliegende Werk, bei dessen Ende wir angekommen sind, mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird nicht verkennen,

daß die Uebel unſerer Tage noch immer in dem großen Abfall von Gott wurzeln, der im fünfzehnten Jahrhundert begann, als man die Wiedergeburt des klaſſiſchen Heidenthums feierte. Unſere Zeit iſt immer noch in dieſer heidniſchen Strömung begriffen. Die Kirche zu unterdrücken oder nur zum Werkzeuge der Staatsgewalt zu machen, iſt immer noch das vorherrſchende Syſtem, Verachtung der ſ. g. Pfaffen immer noch gäng und gäbe bei Bureaukraten, Juriſten und dem ganzen ſ. g. gebildeten Publikum. Bücher wie das von Strauß und jetzt wieder das von Renan kommen raſch in die Mode und werden vom Publikum verſchlungen. Wenn die Miniſter des Despotismus ſeit Pombal die Kirche mißhandeln, ſo thun es die liberalen Kammern nicht minder. Beide, die Regierungen und die Oppoſitionen ſind in dieſem Punkte einig und wetteifern, die chriſtliche Kirche immer mehr zu ſchwächen und zu discreditiren, um auf ihren Trümmern die heidniſche Schule aufzurichten. Alle großen Denker und Dichter der Neuzeit ſind in dieſer Schule aufgewachſen; die Verſuche, zur chriſtlichen Gefühls- und Denkweiſe zurückzuführen, haben die große Hauptſtrömung der Zeit, die gegen die Kirche gerichtet iſt, nicht abzulenken vermocht.

Es wimmelt von theoretiſchen Baumeiſtern des Muſterſtaats und von theoretiſchen Schöpfern des Völkerglücks, aber es wird nichts gebaut und kommt kein Glück zu Stande, vielmehr wird die Unzufriedenheit mit der Gegenwart und die Ungewißheit der Zukunft immer unleidlicher. Und das alles, weil dem peripheriſchen, überall ins Detail verzweigten und verflachten Wiſſen die einigende Kraft und Tiefe der geſunden Vernunft, des allein richtigen Inſtinctes fehlt, und dieſe fehlt, weil die Geiſter ſich losgeriſſen haben vom höchſten Geiſte.

Man vermag auf dem Standpunkt, von wo aus man auf die ganze lange Weltgeſchichte zurückblickt, über die Zukunft nichts vorauszuſagen. Man kann nur die Richtung angeben, welcher die Strömung der Zeit folgt, und danach die Gefahren der Zukunft ahnungsvoll berechnen. Man muß vorausſetzen, daß die welthiſto-

rischen Entwickelungen wie bisher so auch künftig einen langsamen Verlauf nehmen werden, und daß noch viel Unerwartetes geschehen wird, ehe eine neue Grundlage der Bildung und Gesittung gelegt werden kann, um darauf sicherer zu bauen, als auf unserer bisherigen. Im Allgemeinen aber bleibt es gewiß, wie im fünfzehnten Jahrhundert die europäische Menschheit den verhängnißvollen Rückschritt ins Heidenthum gethan hat, so wird es sich in den kommenden Jahrhunderten darum handeln, diese heidnische Strömung endlich zum Stillstand zu bringen und wieder den christlichen Weg einzuschlagen, auf dem allein der wahre Fortschritt möglich ist.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Regiſter zum zwölften Bande.

	Seite
Aargau . . .	105
Abbas Mirza .	285
Abolitioniſten .	435
Abdel Kader	133, 142 146, 204
Abdul Aziz . .	279
Abdul Medſchid	74, 279
Abyſſinien . .	376
Adams . . .	413
Aden	484
Aegypten	73, 271, 284
Aera, die neue .	329
d'Affre	192
Afghanen .	285, 387
Afrika . . .	375 f.
Akbar	388
Albanien . . .	70
Albert von Coburg	165
Albert	183
Alexander II.	275, 351 f.
— von Serbien	76
Algier	9 f. 133, 142 146
Alma	272
Altenburg . . .	222
Altenſtein . . .	90
Amurland . .	354
Ancona . . .	113
Angola . . .	378
Angoulême, Herzogin von	4, 12, 28
Annam . . .	410
Antwerpen .	42, 46
Arago	18
Argentiniſche Republik . . .	447
d'Argout . . .	21
Armenien . . .	67
St. Arnaud	199, 269 271
Arndt	81
Arnim	213
Arnoldi . . .	96
Aſhantees . .	377
Aſpromonte . .	311
Aſtor	421
Athen	72
Auckland . . .	387
Audry de Puyraveaux . .	17, 18
Auersperg	239, 241
Auerswald	213, 226 329
Auguſtenburg	109, 219 260
Aumale . . .	36
Bach	234
Baden	84, 87, 101 208, 254 f. 263, 337
Bakunin . . .	253
Banat	237
Banda Oriental.	448
Baptiſten . . .	429
Barbaresken . .	9
Barbé	187
Barcelona . .	158

Seite
Basken . . . 149
Bathyani . 231. 238
Bauern, ruſſiſche 256 f.
Bayern 215. 296. 451
Beauregard . 439 f.
Belgien . 38 f. 341
Belgrad . . . 280
Bem . . 241. 243
Benedek . 301. 323
Benin 378
Benjowski . . 380
Bennigſen . . 345
Beranger . . . 315
Berg . . . 371 f.
Berlin 211. 224. 226 242
Berry, Herzogin von 4. 28. 123. 125
Berryer . . 8. 201
Beſeler . . . 219
Beuſt 347
Birmanen 386. 389
Bismarck . . 333 f.
Blanc, Louis 141. 180 183. 186
Blanqui . . 185 f.
Blenker . . . 439
Blum 98. 223. 241 242
Bochara . 287. 388
Böhmen 111. 231. 238
Boers . . 378. 379
Bolivar . . . 446
Bolivia . . . 446
Bologna 112. 305
Bomarſund . . 271
Bonin 258. 270. 329
Bordeaux, Herzog von 29
Borneo . . . 392
Bornu 398
Borromäusverein 97
Bosquet . . . 273
Boulogne . . . 137
Bourmont . 6. 10
Braſilien 160. 446. 448
Braunſchweig . 86
Brentano . . . 254
Brescia . 229. 244
Brigham Young 431
Brougham . . 162
Bruck 322
Brüſſel . . 39 f.
Brzozowsky . 96 f.
Buchanan . . 437
Buenos Ayres . 447
Bugeaud . 142. 146
Bull Run 174. 176 f. 196. 439
Bulwer . . . 356
Bundestag 209. 218 223. 259
Buol . . 262. 296
Burdett . . . 163
Burnſide . . . 440
Buſtamente . . 453
Buttler . . . 439

Cabet 185
Californien . . 417
Campbell 387. 391
Camphauſen . . 214
Canrobert . . 273
Canton . 400. 405
Capland . 378. 379
Capodiſtrias . 70 f.
Caraccas . . . 445
Carliſtos . . . 149
Carlos . . . 148
Carrera . . . 450
Caſtelfidardo . . 308
Catanea . . . 249
Cauſſidière . . 186
Cavaignac 184. 189 f.
Cavour 264. 292 f. 310
Ceylon . . . 392
Chambord . . 198
Changarnier 184. 199
Chantelauze . . 12
Charlestown . . 438
Charte 33
Chartiſten . . 166
Chaſſé . . . 42. 46
Chateaubriand . 125
Cherbourg . . 312
Chile 447
China . . . 393 f.
Chiwa . . . 77. 287
Chlopicki . . 50 f.
Cholera . 120. 386
Chriſtian VIII. . 109
— IX. . . . 372
Chriſtine 148 f. 317 318
Chriſtinos . . 149
Cialdini 308. 309. 311
Clauzel . . . 133
Cobden . . . 169
Cochinchina . . 410
Cochrane . 415. 446
Columbia . . . 446
Communismus . 141
Conds 36
Conſtantin . 48 f.
—, der jüngere 368 370
Conſtantine . . 134
Cook . . 385. 394
Cortes, Donoſo 318
Couza 279
Cremieux . . . 177
Croatien . . . 325
Cuba 451
Culi 411
Cuſtozza . . . 235
Czachowski . . 368
Czartoryski 51 f. 365 368
Czerski . . . 98

Dänemark 109. 219 257. 258. 260. 338 372
Dahlmann 219. 225

Seite

Dahomey . . . 378
Daimios . . . 410
Dairi 410
Damascus . . 228
Davis 438
Deak 325
Delhi 390
Dembinski 57. 58. 243
Deseret . . . 432
Deutschkatholiken 98
Diebitsch . . . 53
Doctrinäre . . 8
St. Domingo 319. 451
Dost Muhamed 286 387
Dresden . 253. 261
Droste 91
Druey 107
Drusen . 67. 282
Dubourg . . . 20
Dufour . . 107 f.
Dupanloup . . 310
Dupin 178
Dupont de l'Eure 185
Durando . . . 234
Durchfahrt, nordwestliche . . 421
Dwernicki . . 53 f.

Eckernförde . . 258
Ecuador . . . 446
Eichhorn . . 93. 96
Elgin 405
Elliot 399
England 162 f. 375 f.
Erfurt 258
Ernst v. Coburg 345. 348
— August 92. 214 262
Espartero 151 f. 318
Eugenie . . . 207
Eulenburg . . 410
Eynatten . . . 322

Seite

Felinski . 365. 370
Ferdinand I. Kaiser . . 89. 242
— II. von Neapel . . 289. 308
— VII. von Spanien . . 148 f.
— von Portugal 161
Feth Ali . . . 285
Ficquelmont . . 230
Fieschi . . . 128
Filangieri . . 249
Finnland . . . 361
Forey 298. 457. 458
Foy 2
Fourier . . . 141
Francia . . . 447
S. Francisco . 419
Frankfurt a. Main 216 220. 225
Franklin . . . 421
Frankreich 115 f. 171 f.
Franz I., Kaiser 89
— II. von Neapel . . 308. 309
— d'Assis . . 157
— Joseph, Kaiser 242. 262. 264 300. 304. 348
Frederiksburg . 440
Freiburg . . . 85
Freimaurer . . 452
Friedrich VII. . 372
— August . . 262
— Wilhelm III. 93
— — IV. 93. 224 252. 327
— von Augustenburg . . 372
— Prinz der Niederlande . 41 f.
Frimont . . . 417
Fuad Pascha . 282
Fürstentag . . 348

Seite

Gaëta . 246. 309
Gagern, Heinrich von . . . 221 f.
—, General . 218
Galizien . . . 110
Gallas . . . 376
Garibaldi 246. 295 298. 303. 305. 307 309. 311
Georg V. von Hannover . . . 262
Georgios 281. 338
Gerard 45. 46. 177
Gettysbury . . 441
Gialoug . . . 410
Gielgud . . . 57
Görgey . . 243 f.
Görres 81. 86. 92 102
Göttingen . . 92
Goldgräber . . 419
Gorckowski . . 229
Gortschakof 267. 275 363
Gotha . . 255. 256
Gregor XVI. 66. 112
Grenoble . . . 119
Grey . . . 162 f.
Griechenland 70 f. 269 280
Grochow . . . 54
Großmogul . . 390
Grundvig . . . 340
Guerrero . . . 453
Gützlaff . . . 399
Guilleminot . . 118
Guinea . . . 377
Guizot 8. 18. 139 172 f.
Gustav Adolfsverein 94
Gutkowski . 63. 65
Gyulai . . . 297

Seite

Hambach . . . 88
Hamburg . . . 338
Hannover 92. 214. 262 337
Hardenberg . . 81
Hassenpflug 87. 259
Havelock . . . 391
Haynau . 244. 245
Hayti . . . 2. 451
Hecker 110. 216. 218
Hegel 81
Helene von Orleans . . 167 f.
Helena-Medaille 316
Hengstenberg 91. 100
Henzi 244
Herad 286
Hien-fang . . . 401
Hinkeldey . . . 327
Hirschfeld . . . 256
Hirzel 105
Hohenzollern . . 258
Holland . 38 f. 340
Holstein 216. 219. 224 236. 260. 372
Hongkong . . 401
Hooker . . . 441
Hugo, Victor . 144
Humboldt, A. v. 82 337
—, W. v. . . 81
Hunkiar Skelessi 74
Hunt 163
Hurter 105
Hydra 70

Jackson . 415. 416
Jamaika . . . 452
Japan 409
Java 393
Ibrahim . . 73 f.
Jedda 284
Jefferson . . . 413
Jellachich 233. 237. 241

Seite

Jerome . . . 205
Jesuiten 3. 5. 143. 443
Indianerkrieg 414. 416
Inkermann . . 273
Insbruck . . . 238
Johann VI. . . 449
— von Sachsen 99 262
—, Erzherzog 95. 223 234. 255. 258
Joinville . 135. 137
Irland . . . 167
Isabella von Spanien . 148. 316
— von Portugal . . 159. 160
Isly 142
Ismael Pascha 283
Iturbide . . . 452
Juarez . . 454. 456
Juden 67

Kabul 387
Kaffern . . . 379
Kalisch 89
Kanaris . . . 72
Kane 422
Kansas . . . 473
Karl X. . . 1 f. 124
— XV. . . . 339
— Albert 113. 228 244
— v. Braunschweig 86
Kars 277
Kasi Mulla . . 76
Kaukasus . . 76. 352
Kawnpur . . . 390
Ketteler . . . 264
Kiaking . . . 295
Kienlong . . . 393
Kiew 371
Kistang . . . 408
Klapka 245
Knownothings . 423

Seite

Köln 91
Kölner Dom . . 95
Königsberg . 96. 331
Kolokotronis . . 72
Kong . . 407. 408
Konieh . . . 73
Kossuth 111. 209. 210 231. 236 f. 243 f.
Kotzebue . . . 80
Krakau . . . 110
Krim . . . 271 f.
Krukowiecki . 54. 59
Kuan . . 399. 400
Kurhessen 83. 87. 259 262. 337

Labourdonnaye . 6
Läsar 339
Lafayette 7. 20. 22 f. 116
Laffitte . 15. 24. 26
Lagrange 175. 178. 181
Lahore 387
Lamarque . . . 121
Lamartine 145. 179 f.
Lamberg . . . 238
Lambert . . . 364
Lamoricière 134. 147 178. 191. 308
Langlewicz . . 368
Latour . . 238. 240
Lawrence . . . 391
Ledru Rollin 185 f. 194 197
Lee 441
Leipzig . . 99. 214
Lelewel . . . 50 f.
Leo X. . . . 112
Leopold v. Baden 87
— von Belgien 44 f. 341
— v. Toskana 113
Leu . . . 105. 107
Liberale . . . 4. 8

Digitized by Google

Seite

Liberia . . . 380
Lichnowski . . 226
Lichtfreunde . 94. 99
Lin 389
Lincoln . . . 437
List 84. 89
Lithauen . . 56. 371
Lola 102. 215. 428
Lombardei . 114. 307
Lopez 451
Lorencez . . . 457
Louis Napoleon 112 131. 135. 137. 188 195 f.
Louisiana . . . 413
Louisville . . . 424
Lubecki . . . . 50 f.
Lucknow . . . 391
Ludwig I. von Bayern 71. 85. 92. 102. 215
— Philipp 1. 8. 11 23 f. 115 f. 171 f. 182. 198
— v. Orleans 130. 142
Lüders 365
Luis v. Portugal 320
Lutheraner . 66. 90
Luzern 105
Lynch 425
Lyon . . 118. 127

Maanen van 40. 41
Mac Clellan . 439 f.
Mac Mahon 299. 301
Madagascar . . 380
Magenta . . . 299
Magnan . . . 199
Mahmud . . . 74
Mahratten . . 386
Mailand . 227. 264
Mainothbill . . 169
Mainotten . 70. 72
Mainz 222
Malmöer Waffenstillstand . . 224
Mannheim . . 208
Manin . . 229. 248
Manteuffel 259. 327
Mantua . . . 229
Maoris . . . 384
Maria da Gloria 159 320
— v. Neapel . 309
Marmont . . 13. 16 f.
Marokko 124. 127. 319
Maroniten . 67. 282
Maroto . . . 152
Marrast 125. 172. 180 196
Martignac . . 4
Mason . . . 440
Mauguin . . . 18
Mauro Michalis 70
Max II. . . . 215
—, Erzherzog . 459
Mazzini 104. 113. 246
Meade 441
Mehemed Ali . 73 f.
Menzikof . 266. 271
Messenhauser . . 241
Messina . . . 349
Methodisten . . 429
Metternich . 89. 210
Mexiko 210. 418. 445 452 f.
Mianlis . . . 70
Miechow . . . 367
Mieroslawski 109. 213 219. 256. 294. 368
Miguel, Don 159. 320
Miloſch 70. 76. 280
Mina 148
Minto 113. 234. 248
Miranda . . . 444
Mirés 314
Mirut 390
Modena . 112. 305
Moldau . 236. 279
Molé . . 131. 175
Monroë . . . 415
Monroëdoctrin . 455
Montalembert . 2
Montalivet . . 121
Montauban . . 408
Montbel . . . 9
Montebello . . 298
Montemolin . . 319
Montenegro 265. 280.
Montevideo 447. 448.
Montlosier . . 3
Montpensier 157. 176
Mormonen . . 430 f.
Mortemart 21. 23. 25
Mosquitoküste . 450
München . . . 215
Münchengrätz . 88
Munnoz . . . 152
Murat 205
Murawiew Amurski 254
— in Wilna 371
Murillo . . . 446

Nachimof . . 268
Nana Saib 386. 390 f.
Nanking . 401. 403
Napier 160. 271. 388
Napoleon I. . . 139
— III. 290. 311 372. 455. (siehe Louis Napoleon)
— Prinz 269. 293 298. 300
Narvaez . 154 f. 316
Naſureddin . . 286
Nationalverein . 345
Nationalwerkstätten . . 183. 189
Natives . . . 423
Neapel 234. 248. 289. 308. 309.
Nebraskabill . . 437

Seite

Negerſklaven 379. 435 441
Nemours 43. 133. 176 f.
Nepal 405
Neuenburg 209. 328
Neugranada . . 445
Neuholland . . 382
Neuſeeland . . 383
Neu-Orleans 415. 440
Nicaragua . . 450
Nicolaus I. 49 f. 88 89. 244. 265 f. 275
Niel 302
Nizza 307
Nordamerika . 412 f.
Nothomb . . 43. 47
Novara . . . 244

Ochſenbein . 106 f.
O'Connell . . 167
Odeſſa 269
Odilon Barrot 22. 26 174. 176. 196. 315
O'Donnell 152. 318
Oeſterreich 78. 209 f. 262. 321 f.
Ofen 244
Olmütz . 240. 260
Omer Paſcha 265. 267 280
Opium . . . 397
Oporto. . . . 160
Ordonnanzen . . 13
Oregon . . . 417
Orleans, Herzog v. (ſ. Ludwig ſ. Ludwig Philipp.)
Orſini 291
Ortega . . . 458
Oskar . . 257. 339
Oſtrolenka . . 56
Otahaiti . . . 385
Otto v. Griechenland . 71. 72. 281
Oude 389
Oudinot . . . 247
Outram . . . 391
Oxford . . . 168

Pairs 34
Palacki . 111. 231
Palermo . . . 249
Palffy 229
Palmerſton 114. 162 170. 236. 289. 292 312
Panama . . . 450
Panſlavismus . 111
Pantheon . 35. 202
Paraguay . . . 447
Paredes . . . 418
Paris 2. 13 f. 175 f. 188 f. 201
Parker 401
Parlament, deutſches . . . 220 f.
Parma 264. 300. 305
Parry 421
Paskiewicz 57 f. 245. 269 f.
Pedro I. . . . 449
— II. . . . 449
— V. . . . 320
Peel . . . 165 f.
Petho 406
Peking 408
Pelliſſier 146. 275 f. 309
Perier 15. 18. 116 f.
Perry 409
Perſien . . . 248
Peru . . 443. 446
Peſchiera . . . 235
Petersburg . . 360
Peucker . . . 256
Peyronnet . . 11
Pfalz . . 258. 256
Pierce 424
Pillersdorf . . 232
Pius VII. . . 112
— VIII. . . 112
— IX. 113. 234. 246 263. 303. 305. 310
Podolien . 366. 371
Polen 47 f. 109. 213 219. 362 f.
Polignac 6. 21. 115
Polk 417
Polock . . . 64
Pomare . . . 385
Portugal . 159. 320
Potocki . . . 50
Potomac . . . 440
de Potter 39. 42 f.
Pottinger . . . 401
Prag 233
Pretorius . . . 379
Preußen 80. 81. 93. 211 219. 224. 258. 327 f.
Prim . . 153. 456
Prondzynski . 54. 58
Proudhon . . 141
Puebla . 457. 458
Puſey 168
Pulsky . . . 238

Radama . . . 381
Radetzki 227 f. 244
Radowitz 209. 258. 259
Radzivil . . . 52
Raglan . . . 269
Ramorino 59. 244
Ranawalo . . . 381
Raſpail . 185. 194
Raſtatt . 254. 257
Ratazzi . . . 310
Raumer . . . 327
Raveaux . . . 221
Rechberg . . . 297
Redſchid Paſcha 70. 78
Reformbankett . 172
Reichsrath, öſterreichiſcher . . . 323

Seite

Reichsstadt . . 124
Renan 315
Ricasoli . . . 310
Richmond . . . 440
Rock, der heilige . 96
Rom 234. 246. 263. 305
Ronge 97
Roon . . 333. 335
Rosas 448
Rosen . . 53. 76
Rossi 246
Roß . . 386. 421.
Rothschild . . 79. 314
Rotteck 88
Rowdies . . . 426
Royer Collard . 8
Runjet Sing . . 387
Russel 162
Rußland . 47. 351 f.

Sachsen . . 86. 253
Said Pascha . . 283
Salamanka . . 156
Salzsee . . . 432
Sand 80
— George . . 145
Sandwichinseln . 385
San Juan . . 420
Santa Anna 418. 420
453. 454
— Cruz . . . 447
Sardinien . . 288
Savoyen . . . 307
Schamyl 76. 277. 352
Scheibel . . . 90
Schilder . 269. 270
Schleswig 108. 216. 219
224. 236. 238. 372
Schmerling . . 324
Schoa . . 376. 377
Schudschah . . 387
Schwarzenberg 235. 242
252. 260. 262
Schweden 257. 339. 371

Seite

Schweiz 103. 209. 308
328. 342
Schwerin . . . 213
Scott 418
Sebastiani . . 117
Sebastopol . 271 f.
Semonville . 21. 23
Senegambien . . 377
Serbien 70. 76. 237. 268
280
Serrano . 158. 318
Shakers . . . 429
Siam 411
Sibirien . . . 353
Sicilien 248. 309. 311
Sidney . . . 328
Siebenbürgen . 243
Siebener Concordat 103
Sigel . . 254. 439
Sigmaringen . . 329
Sikhs . . 387. 388
Silistria . . . 270
St. Simon . . 119
Sind 388
Sinope . . . 268
Skrzynecki . . 53 f.
Slidell 440
Smith, Joe . . 430
Socialismus . . 141
Soledad . . . 456
Solferino . . . 301
Sonderbund . . 107
Solouque . . . 451
Soult 119
Spanien 148 f. 316. 452
Stadion . . . 298
Stephan, Erzherzog 238
Steward . . . 441
Stoddart . . . 388
Straßburg . . 132
Strauß . . 91. 105
Struve 101. 208. 216
218. 254
Stuttgart . . . 256
Sue 145
Südamerika . 442 f.

Seite

Südcarolina . . 438
Südstaatenunion 438
Suezcanal . . 282
Sundzoll . . . 339
Surlet de Chokier 43
Syrien . 74. 228
Szechenyi . . . 323

Taiping . . 402 f.
Talleyrand 24. 31. 134
Tao-kuang . . 396
Taylor . 418. 422
Tecumseh . . . 414
Telecki 325
Tessin 343
Texas 417
Thee 397
Theodor I. . . 377
Thiers 14. 17. 24. 122 f.
171. 178
Tibet 393. 394. 405
Tiedemann . . 257
Tiente 403
Tientsin . . . 407
Tirlemont . . 45
Tirol 303
Toscana 234. 246. 300
305
Tottleben . . . 272
Trier 96
Tripolis . . . 9
Tscherkessen . . 352
Türkei 70 f. 245. 266 f.
Tuilerien . . 20. 180
Tunis 9
Tupac Amaru . 443
Twer . . 359. 360

Ulm 222
Uminski . . . 54
Ungarn 111. 221. 231
243 f. 322 f.
Union, protestantische . . . 90

Seite

Uruguay . . . 448
Utah 431

Varna . . . 271
Venedig . 229. 247
Venezuela . . . 446
Veracruz . . . 456
Vicari, Erzbischof 263
Victor Emanuel 244. 264
293 f. 309
Victoria . 164. 312
Victorialand . . 112
Villafranca . . 304
Villele 3
Vorparlament 209. 216

Waadtland . . 107
Walker 450
Wallachei . . . 279
Warschau 49. 59. 363. 367
Washington, General . 412. 414
Washington, Stadt 138
Wasserlilie 393. 395. 396
Wawer . . . 54
Welcker . 88. 209
Wellington . . 162
Weltindustrie-Ausstellung . . 313
Wengrow . . . 367
Wessenberg, Coadjutor . . . 85
—, Minister . 234
Wielopolski 362. 370
Wien 210. 229. 239
Wilhelm I. von Preußen 83. 213
256. 328 f. 348
— I. von Württemberg . . 83
— I. der Niederlande . 38 f. 340
— II. 41 f. 340
— III. . . . 341
— IV. von England . 162. 164
Windischgrätz 238. 241 f.
Wiseman . . 169
Wislicenus . . 99
Woronzow . . 77
Wrangel . . . 219
Württemberg 83. 337
Würzburg . . . 250
Wysocki . . . 371

Yeh 405
Yermoloff . . 76

Zamoyski . 50. 363
Zanzibar . . . 377
Zollverein . . . 86
Zuaven . . . 272
Zuchi 229
Zürich . . 104. 307
Zumalacarregny . 150

Wolfga

Allgemeine

Stuttgart,

Zu

Von den meisten bisher in
unterscheidet sich dieses in rascher
durch einen gewandteren Stil und
uns wohl gestehen, daß wir in D
aber nur sehr wenige gute Geschi
Beziehung, wie hinter den classisc
Franzosen und Engländern noch zu
stand der Geschichte einigermaßen
und aus der handwerksmäßigen Ka
der Seltenheit wegen willkommen
bekannt, immer frisch und lebend

im Griechenth
in aller Weis
Auch d
Verfasser woh
einläßlichere S
Welt, als in
sieht wohl, de
von den alten
aus ihrer Lite
Gemälde, we
geschichtlichen,
Zur Ch
trockene Aufzäh
jedes Volks u
Literatur und
stischen Einzelh
bringen, wenn
gestattet. We
die Belebung
einer der Vorz
schen so viele
Eine po
durch. Er läß
tiger und weis
widerfahren un
der Despoten,
Demokratien.
geht, so ist es
stems und eine
und ihrer Fü
Eine Titus,
monarchische o
Charakter entsc
schlagender in
Der sitt
zusamm

)um, ſo hat der Verfaſſer auch dem Praktiſchen im Römerthum
: die Ehre gegeben.
ie Charakteriſtik anderer, zumal der orientaliſchen Nationen, iſt dem
l gelungen und man findet in ſeinem Werk auffallend reichere und
ſchilderungen der babyloniſchen, perſiſchen, indiſchen und nordiſchen
irgend einem der bisherigen weltgeſchichtlichen Handbücher. Man
r Verfaſſer kennt ſowohl die Reiſen und antiquariſchen Werke, welche
Völkern und ihren Denkmälern handeln, als auch die Werke, die
ratur auf uns gekommen ſind. Beſonders reich ausgeführt iſt das
lches uns die alten Inder in der ſchönen Mannigfaltigkeit ihrer
religiöſen, ſittlichen und literariſchen Entwickelung vorführt.
arakteriſtik der Nationen und Zeitalter genügt überhaupt nicht die
)lung geſchichtlicher Ereigniſſe, ſondern man muß die Phyſiognomie
nd jeder Epoche auch ſo naturgetreu zeigen, wie ſie ſich in der
Kunſt derſelben abſpiegelt. In der Herbeiziehung von charakteri-
)eiten iſt der Verfaſſer meiſt recht glücklich und weiß ſie paſſend anzu-
ı ihm auch der gemeſſene Raum des Werkes keine Weitläufigkeit
ın wir nicht irren, ſo war dieſe Art hiſtoriographiſcher Malerei,
eines minder intereſſanten Textes durch kleine intereſſante Züge
üge, welcher des Verfaſſers früher erſchienenen Geſchichte der Deut-
Freunde gewonnen hat.
litiſche Parteianſicht geht nicht durch Menzels Weltgeſchichte hin-
t den aus der Geſchichte bekannten Tugenden großer Könige, mäch-
:r Ariſtokratien und begeiſterter Freiheitshelden volle Gerechtigkeit
d zeichnet ebenſo treu in ihrer Verdammungswürdigkeit die Laſter
der verrotteten Ariſtokratien, argliſtiger Demagogen und toller
Wenn in politiſcher Beziehung ein Grundgedanke durch das Werk
nur der, daß Werth und dauernder Erfolg eines politiſchen Sy-
r politiſchen Partei immer nur vom ſittlichen Werth der Nationen
)rer abhängt. Auf demſelben politiſchen Standpunkt wird der
)er Andere Nero, Brutus oder Catilina, und nicht mehr das
der republikaniſche Princip an ſich, ſondern nur der perſönliche
heidet. Dieſer Grundgedanke iſt in der griechiſchen und noch
der römiſchen Geſchichte durchgeführt.
iche Ch[illegible] der Völker hängt aufs engſte mit dem religiöſen
[illegible] niſchen Religionen überhaupt [illegible]

gangenen Heidenzeiten hat der Verfasser
tierung gebracht. Er unterscheidet n
heidnische Gruppen, durch deren allm
dem Judenthum, noch dem sittlich e
Mysterienlehren und Philosophenschu
wesen sei, die Menschheit im Ganze
vielmehr trotz der ruhmwürdigsten Be
wieder der Masse bemeistert und die
rung der Menschen verallgemeinert h
der Menschheit verdunkelnden Gruppe
im aphroditischen Cultus, der sich v
verbreitete und nach und nach alle
Griechen, Macedonier und Römer,
kräftigen Völker zuletzt in schnöder V

Die andere Gruppe erblickt e
d. h. in der dem trotzigen Charakt
alten Edda, worin die absolute Will
Recht des Stärkern, geheiligt und
wirkt wird, den Heldensinn, die Ka
unbändigen Eigensinn in der Natio
Natur geartet waren und im heißen
so geartet war dann auch ihre Gesi
die Völker weibisch, weichlich, sinnlich
lich, verwilderten aber im Trotz auf

durch entarte
lichen Princi
wurde, die
des alten He
vom Süden
Dieser Grun
das Ende d
eingedenk ge
schichte der d
und Schönen
Gesinnung w
hängeschild s
historische Be
gewisse Ausg
flieht sie oft

Wir ko
construirt fin
weil sie die,

Der Ei
Bandes in z
Buche wieder
Uebersicht au
Register erlei

Das
oder 18 fl.
beziehen du

Schmi

n. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

te Würdenträger der Kirche selbst, im Widerspruch mit dem christ-
p, gehandelt und die hohe Bedeutung für die Menschheit verkannt
oben bezeichneten durch das Christenthum besiegten beiden Urmächte
identhums neue Kraft gewonnen haben, sowohl die weltalte Wollust
her, als der odinische Trotz und Starrsinn vom Norden her.
ogedanke dient vorzugsweise zur Erklärung der Erscheinungen, welche
s Mittelalters begleiteten. Hierbei ist der Verfasser immer dessen
lieben, daß er eine Weltgeschichte schreibt und nicht blos eine Ge-
hristlichen Entwicklung, und er hat nicht verfehlt, allem Heroischen
Rechnung zu tragen, welches, wenn auch nicht in der christlichen
urzelnd, doch im Gegensatz gegen die gerade unter christlichem Aus-
o vielfach vorkommenden Entweihungen des Heiligen keine welt-
rechtigung erhalten hat. Denn durch die ganze Geschichte geht eine
leichung; wo die eigentlich zur Tugend Berufenen sie austreiben,
dahin, wo man sie nicht gesucht hätte.

unten diese Ideen, nach denen wir die vorliegende Weltgeschichte
den, hier nur im Allgemeinen hervorheben, müssen sie aber billigen,
vor allem dem Historiker geziemende Gerechtigkeit in sich schließen.
theilung des Ganzen in zwölf Bände entspricht die jedes einzelnen
völf Büchern. In die Bücher sind die Hauptgruppen und in jedem
alle die untergeordneten Gruppen in Kapitel vertheilt, so daß die
zerordentlich klar ist. Das Auffinden von Einzelheiten wird durch
chtert, die jedem einzelnen Bande beigegeben sind. F. P.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Werk ist entweder complet zu Rthlr. 10. 24 Sgr.
rh. oder nach und nach in Bänden oder Lieferungen zu
rch die Buchhandlung von

d'sche Sort.-Buchhandlung in Augsburg.